



S. 4206.





# Die Bergstadt

Monatsblätter, herausgeber  
Paul Keller



Jahrgang 18 — heft 1 — Oktober 1929  
Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn  
Breslau // Leipzig // Wien

1. Heft \* 18. Jahrgang

# DIE BERGSTADT

## Inhaltsverzeichnis

Drei Brüder suchen das Glück. Roman von Paul Keller ..	1
Furchen. Gebicht von Leo Sternberg ..	16
Das Großflugzeug. Von Dr. Ing. Johannes Faber. Mit 10 Abbildungen ..	17
St. Georg. Nach einem Holzschnitt von Erich Feyerabend ..	25
Frau Hirschberg. Erzählung von Fritz Müller. Partenkitchen	26
Spätherbst. Gebicht von Otto Buzer ..	27
Erich Feyerabend, ein Meister des Holzschnittes. Von Dr. E. Machill. Mit 17 Abbildungen ..	28
An der Straße des Lebens. Zwei Skizzen von Berta Hummel	36
Die Königreiche der Trine Hansen. Roman von Anna Hilaria v. Söthel ..	37
Ägyptische Reisebilder. Von Waldemar Bonsels ..	62
Schnupftabak und Rosenbust. Nach einer Radierung von Otto Duante ..	65
Die sprechende Leinwand. Der Tonfilm und seine Möglich- keiten. Von Otto Behrens. Mit 8 Abbildungen ..	66
Heimat. Von Erika Schulz-Röbbelen ..	74
Schwäbisch Hall. Von G. S. Urff. Mit 6 Abbildungen ..	75
Ein Eisentwelf. Geschichte eines Schäferhundes von Svend Fleuton ..	81
Beglänzter Strom. Gebicht von Kurt Erich Meurer ..	85
Alter und Jugend. Zeitgemäße Betrachtungen von Ottomar Enking ..	86
Abendlieb. Von Emil Schibli ..	86
Minna von Barnhelm. Nach einer Zeichnung von Alois Kolb	89
Der bunte Bogen. Anekdoten und Kurzgeschichten — Radium — Die Erdwärme als Energiequelle	90
Kunstbeilagen: Blumenstrauß. Nach einem Gemälde von Emil Ernst Heinsdorff. — Rana. Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach. — Hans Thoma — Madonna mit Kind. Nach einer Plastik von Angelo Regretti —	
Musikbeilage: Deutscher Wirtztanz. Von Karl Wenbl.	

Preis des Heftes M. 1,50

Dazu bei Zustellung durch Boten die ortsübliche Gebühr

Jeden Monat erscheint ein Heft. Abonnements-Aufträge übernehmen alle Buchhandlungen  
des In- und Auslandes, jedes Postamt oder der

Bergstadt-Verlag in Breslau 1

Postcheckkonten:

Wien 105 602 — Prag 500 177 — Zürich VIII 7990  
Breslau 160 83





Emil Ernst Heinsdorff

Blumenstrauß



# Drei Brüder suchen das Glück

## Roman von Paul Keller

(1. Fortsetzung)

Zrene ging zu Dr. Breitner. Ein Gang zu einem Juristen in amtlichen oder halbamtlichen Dingen ist vielen Menschen so unangenehm wie ein Besuch beim Zahnarzt, wenn es gerade ans Wurzelbohren gehen soll. Dr. Breitner aber war ein freundlicher Mann, obwohl er Landgerichtsdirektor war. Zrene führte sich durch Berufung auf den verstorbenen Geheimrat Bruckner bei ihm ein.

„Sie sind eine Verwandte meines verstorbenen Freundes Bruckner, gnädiges Fräulein?“

„Die Tochter seines Veters Franz Bruckner.“

„Ach ja — der!“ Ein Schatten huschte über das Gesicht des Juristen. „Fabrikbesitzer, nicht wahr? Kommerzienrat? Ledertwaren?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

„Und womit kann ich Ihnen dienen, gnädiges Fräulein?“

Sie zögerte ein Weilchen, dann schüttelte sie ihr übervolles bedrücktes Herz vor dem alten Herrn aus.

Dr. Breitner hörte anfangs mit finsternem Gesicht zu, dann erhellten sich seine Züge, und er sah mit Wohlwollen auf das erregte Mädchen. Als sie schwieg, sagte er:

„Sie wollen mich befragen, was ich von dieser Angelegenheit weiß. Sind Sie schon majorenn, gnädiges Fräulein?“

„Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Herr Präsident.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, Fräulein Bruckner, daß das, was ich mitteilen könnte, durchaus nichts Erfreuliches ist und das Verhältnis zu Ihrem Vater, das, wie es den Anschein hat, ein nicht ganz ungetrübtes ist, nicht verbessern

wird. Wollen Sie die traurige Angelegenheit, über die so viele Jahre vergangen sind und in die der Tod eingegriffen hat, nicht lieber ruhen lassen?“

„Nein, ich ertrage es nicht länger! Mein Vater überhäuft mich mit den kostbarsten Dingen, die für Geld zu haben sind. Ich bin sein einziges Kind. Gegenwärtig ist er auf einer Gesellschaftsreise; aber heute früh bekam ich einen Brief, er habe Schiffskarten nach Korfu, Athen, Konstantinopel, Alexandria, Kairo genommen, dann soll es über Sizilien, Neapel, Rom, Gardasee nach Hause gehen. Soll ich das alles erleben, soll ich im Überfluß schwelgen, mit Brillanten behangen im Prachtsaal des Lugschiffes tanzen, während meine Vettern, die durch meinen Vater um ihr Erbe kamen, von der Gnade eines Portierehepaares im vierten Stock eines Vorstadthauses leben? Nimmermehr!“

Der Präsident sagte milde:

„Gnädiges Fräulein, was Sie da ausführen, ehrt Sie. Aber ich gebe Ihnen das eine zu bedenken, daß Frau Bruckner, die Gattin meines unvergeßlichen Freundes, ihr Geld auch verloren haben würde, wenn sie es Ihrem Vater nicht geliehen hätte. Wir alle haben unser Geld verloren, ich z. B. das meinige auch, so nötig die paar Spargroschen einmal meinen Kindern sein würden, wenn ich die Augen zumache. Das war halt der Krieg und die schlimme Nachkriegszeit.“

„Nicht alle haben ihr Geld verloren. Der Portier, der jetzt der Wohltäter der Brucknersöhne sein muß, hat sein bißchen Geld nach der Schweiz gerettet.“

„Ja, wer so vorsichtig war —“

„Gut, Herr Präsident, wer sein Geld dem Vaterlande gab, der darf den Kopf

hoch tragen, wer es an einen Fremden verlor, hat ein Recht auf Trauer, aber wenn es von einem Verwandten abgesehen wurde, für den ist der Verlust unerträglich.“

„Sie urteilen sehr hart.“

„Ich urteile gerecht. Mein Vater hat mit dem Gelde der anderen einen großen Betrieb aufgerichtet; nicht einen Heller hat er verloren im Kriege oder in der Inflationszeit, immer nur verdient, grob verdient. Dessen rühmt er sich mir gegenüber manchmal. Und die Brucknersöhne darben. Herr Präsident, ist denn die Frau Ihres verstorbenen Freundes, ehe sie meinem Vater ihr Geld anvertraute, nicht zu Ihnen um Rat gekommen?“

„Leider nein, leider! Wahrscheinlich hätte ich den Mut zu einem Rat aufgebracht, den ich mir selbst als deutschem Beamten nicht geben durfte, einen Teil ihres Vermögens im neutralen Auslande für ihre Kinder zu sichern und nur das andere zu opfern. Sie kam nicht, sie hat sich niemals an mich gewandt, wohl aus Stolz; meine Versuche, helfend einzugreifen, wurden höflich, aber bestimmt zurückgewiesen; von ihrem Tode erfuhr ich erst durch Ihren Brief.“

„Herr Präsident, ich bitte um nichts mehr als um die Beantwortung von zwei Fragen.“

„Nun?“

„Die erste Frage ist: Wieviel hat Frau Geheimrat Bruckner in Goldmark meinem Vater geliehen? Die zweite Frage lautet: Wieviel hat Frau Bruckner von meinem Vater in Goldmark zurück erhalten? Um das dreht sich alles.“

Der Präsident wanderte im Zimmer hin und her, schließlich setzte er sich Irene gegenüber.

„Nun, es ist kein Geheimnis; es wissen eine ganze Reihe von Menschen um diese Sache. So will ich es Ihnen sagen, da ich Ihnen ein Recht darauf, Bescheid zu wissen, zubilligen muß. Frau Geheimrat Bruckner übergab Ihrem Vater 750 000 Goldmark, also dreiviertel Millionen, so gut wie ihr ganzes Vermögen.“

„Sieben—hundert—fünfzig—tausend Goldmark! Und was bekam sie zurück? Wann bekam sie das Geld zurück?“

„Am 1. Oktober 1922.“

„In Papiermark! Was waren die in Gold wert? Dreiviertel Millionen in Goldmark, zurückgezahlt in Papiermark? Wieviel in Gold bekam Frau Bruckner zurück?“

„Ich habe es damals notiert,“ sagte der Präsident. Er ging nach dem Nebenzimmer und kehrte mit einem Notizbüchlein zurück.

„Der Dollar stand am 1. Oktober 1922 auf 7300, das heißt also 1800 Papiermark waren etwa eine Goldmark wert. Das weitere ist leicht nachzurechnen. Frau Bruckner hat, als ihr Ihr Vater dreiviertel Millionen in Papiermark zurückgab, damit etwa 450 Mark in Goldwert erhalten.“

„Für dreiviertel Millionen Mark im ganzen 450 Mark zurück?“ fragte Irene entsetzt.

„Die Rechnung stimmt.“

„Entsetzlich!“

Irene schlug die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen.

„Ja, liebe Fräulein, rechtlich läßt sich nichts machen. Es gab damals kein Gesetz zum Schutze der Gläubiger, und wer eben seine Schulden abzahlte, sei es auch in fast wertlosen Papierscheinen, der war die Schulden los. Was kümmerten ihn die Gläubiger, die alles verloren? Er war im Rechte!“

„Doch nicht im wahren, gottgeschützten moralischen Rechte!“ rief Irene leidenschaftlich.

„Das ist etwas anderes. Das ist Unrechts—oder vielmehr Gewissenssache des einzelnen. Der Staat kümmert sich darum nicht. Da siehe du zu!“

Irene saß still da und stierte stumpf vor sich hin.

„Also, daher stammt unser Reichtum! Damit wird mein Luxusleben bezahlt! — Herr Präsident, konnte mein Vater im Jahre 1922 wissen oder wenigstens ahnen, daß eine Stabilisierung der Mark und damit voraussichtlich eine Aufwertung erfolgen würde?“

„Jeder einigermaßen Eingeweihte wußte Bescheid.“

„Und da hat er sich gedrückt! Verdient haben ja alle Schuldner viel, viel. Aber es war doch ehrlich, wenn sie ihre Schuld

nicht kündigten, sondern die Entwicklung der Dinge abwarteten. Mein Vater hat nicht abgewartet, sondern im Schutz der Gesetzlosigkeit 750 000 Goldmark mit 450 Mark im Jahre 22 rechtzeitig abgezahlt, noch ehe er zu einer anständigen Leistung gezwungen werden konnte.“

Trene erhob sich.

„Herr Präsident, nichts für ungut, aber ich habe vor unserer Gerichtsbarkeit keinen Respekt. Wenn ein armer Teufel jemandem einen Taler stiehlt, wird er eingesperrt, wenn mein Vater die Familie Brudner um ein großes Vermögen bringt, geschieht ihm gar nichts —“

„Die ganz besonderen Verhältnisse —“ warf der Präsident ein.

„Ganz besondere Verhältnisse gibt es nicht. Es gibt Recht und Unrecht, es gibt mit Gott oder gegen Gott. Sonst nichts. Gott wenigstens läßt sich auf faule Ausreden und unsaubere Kompromisse nicht ein, das werden wir alle einsehen, wenn wir nach unseren paar Lebensjahren die Augen werden schließen müssen und oben die Abrechnung finden werden, die dann sicher bis auf den hundertsten Heller stimmt. Diese Rechnung wird haargenau beglichen werden müssen; niemand wird da fragen, ob die preußische Regierung ein Schutzgesetz erlassen hatte oder nicht, ob es große Löcher in der Umzäunung der Pflicht gab, durch die man entweichen konnte. Das ist mein Glaube, das ist meine sichere Hoffnung auf einmalige wirkliche Vergeltung jenseits der irdischen Gesetzbücher.“

„Liebes Fräulein, die Gesetze dieser Erde sind von fehlbaren Menschen gemacht —“

„Von schwachernden Parteien sind sie gemacht.“

„Nun, sie stammen wohl aus ehrlichem Wissen und Willen, wenn Sie auch trotzig die Schultern zucken. Und diese Gesetze werden ausgeführt von Richtern, die ja nicht einmal eine persönliche Veranlassung haben, das Recht zu fälschen, sondern die einfach ihre Pflicht erfüllen.“

„Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß Urteilsprüche ergehen, die kein unvoreingenommener Mensch versteht. Schließlich geht mich nur mein eigener

Fall an. Ich werde meinen Vater zwingen, das veruntreute Geld den Brudner söhnen zurückzuerstatten.“

„Wie wollten Sie denn das zuwege bringen? Das tut er doch nie und nimmermehr! Keine gesetzliche Handhabe zwingt ihn dazu, und ein so subtiles Empfinden und Gewissen wie Sie hat er sicher nicht.“

„Ich besitze eine Handhabe. Ich stelle ihm die Wahl: entweder du gibst den Brudner söhnen ihr Vermögen zurück, oder du verlierst mich, dein einziges Kind, für immer. Dann werden wir sehen, wie er sich entscheidet.“

Der Präsident schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„Nun, wenn Sie sich von Ihrem Vater trennten, können Sie sich in der Welt allein behaupten?“

„Ich habe mein Mutterteil, allerdings ist es nicht groß, nur zehntausend Mark.“

„Und wenn diese Zehntausend in der Inflation zu Wasser geworden sind?“

„Ich weiß nicht, wie das Geld angelegt war; ich vermute, es steckte im Geschäft.“

„Haben Sie einen verbrieften Geschäftsanteil?“

„Nein!“

„Hm! Liebes Fräulein, mein Rat geht dahin: versuchen Sie nicht, Berge zu verrücken, die nicht zu verrücken sind. Tragen Sie den Zeitverhältnissen Rechnung! Wagen Sie nicht den Schritt in die Fremde voreilig. Wovon wollen Sie leben, wenn Sie sich von Ihrem Vater trennen und wenn Sie sich etwa Ihr Mutterteil erst in einem langwierigen Prozeß erkämpfen müssen, oder es gar nicht bekommen, oder wenn es, etwa in Kriegsanzleihe angelegt, zu nichts wurde?“

„Ich werde arbeiten.“

„Was werden Sie arbeiten?“

„Ich werde meine handelswissenschaftlichen und sprachlichen Kenntnisse verwerten. Ich kann auch perfekt stenographieren, Maschine schreiben und in Buchführung sowie in deutscher und fremdsprachlicher Korrespondenz tätig sein.“

„Alle Achtung! Aber — haben Sie schon eine Stellung in Aussicht?“

„Nein!“

„Nun, liebes Kind — ich darf wohl einmal so sagen — dann warne ich Sie vor dem Sprung ins Ungewisse! Die tüchtigsten Menschen müssen heute Kette stehen vor einer Bewerbungsstelle und werden trotz hoher Qualitäten schließlich doch abgelehnt. Ungeheures Angebot, fast gar keine Nachfrage. Sie ahnen nicht, wie riesig schwer der Lebenskampf heute für alle die ist, die keinen festen Besitz haben, die sich ihren Erwerb suchen, ihren Lebensunterhalt selbst verdienen müssen.“

„Aber wenn sie diesen Lebensunterhalt verdienen, haben sie das Glück und die Ehre, sich als ehrliche Menschen fühlen zu dürfen. Und das ist schließlich doch das Wesentliche! Das ist überhaupt alles!“

„Das ist richtig! Fräulein Irene, erlauben Sie einem alten Manne, Ihnen offen seine Meinung zu sagen: Sie sind sehr schön! Schütteln Sie nicht den Kopf; Sie sind sehr schön, nicht nur körperlich, sondern, was bedeutend wichtiger ist: seelisch. Aber Sie sind auch eigentümlich, sind trozig, ja fanatisch. Und mit solchen Eigenschaften können Sie, liebes Kind, in einer Zeit, die kein Geradehindurch kennt, sondern immer und immer kluges, geschicktes Ausweichen verlangt, ins Unglück rennen. Der Wanderer auf heilig stillem Waldwege kann geradeaus seines Weges wandern, der Automobilist auf belebter Straße muß ausweichen, höchste Vorsicht walten lassen; sonst verunglückt er und die, die ihm begegnen.“

Irene erhob sich.

„Ich danke Ihnen, Herr Präsident, für alles Wohlwollen und alles Interesse.“

„Ich stehe Ihnen als Berater und auch als Helfer, soweit ich dazu imstande bin, jederzeit zur Verfügung.“

Irene bedankte sich noch einmal und ging.

\* \* \*

Bericht über die Brucknersöhne

Im „Zuckerhut“ traf sich Irene am Nachmittag desselben Tages mit Julia.

„Ich weiß nun Bescheid!“

Und sie gab das Gespräch mit Präsident Breitner fast wörtlich wieder. Julia

hörte alles an, ohne Irene auch nur einmal zu unterbrechen. Sie schwieg auch, als das Mädchen geendet hatte, noch ein Weilchen, dann sagte sie:

„Und warum das alles? Weil du dir einbildest, den Brucknerjungen geht es schlecht. Du glaubst, glücklich sein könnten nur die Menschen, die im Überfluß leben, nicht solche in bescheidenen Verhältnissen. Nun, unsere Verhältnisse sind freilich bescheiden — Portierleute —“

„Sprich nicht so, Tante Julia, du weißt, wie hoch ich euch schätze, aber daß ihr mit eurem kargen Einkommen so viel Gutes an den Brucknersöhnen tut und daß wir den Jungen ihr Erbe unterschlagen, das zerfrisst mich, das wird mich noch töten. Die armen Jungen!“

„Es sind keine armen Jungen, es geht ihnen ganz gut! Fangen wir beim Jüngsten an, beim Kurt. Er ist Stift oder wie er sagt Cleve im ‚Alten Dessauer‘. Das ist eines unserer besten Hotels. Mein Mann hat seinen Kollegen, den Portier vom ‚Dessauer‘, über Kurt ausgefragt. Kurt ist der Liebling des ganzen Hauses, denn er ist ein frischer, drolliger Junge. Was und wieviel er dort im ‚Dessauer‘ zusammenessen mag, weiß der Himmel. Eine Liebe hat er auch schon, die blonde Emmy vom Büfett. Er ist siebzehn, sie ist neunundzwanzig, das paßt doch famos zusammen!“

Julia lachte so herzlich, daß sie sich verschluckte und husten mußte. Dann fuhr sie fort:

„Und der zweite, unser Dichter! Bei dem ging's anfangs schlecht. Er bewarb sich um eine Stelle bei der Zeitung, aber er kriegte keine. Schließlich nahm ihn ein Zeitungschef, der den alten Herrn Geheimrat gut gekannt hatte. Aber es war auch da alles besetzt, und Elmar mußte zunächst die Marktberichte machen. Stelle dir vor, Frenchen, ein Dichter macht Marktberichte. Ein Mensch, der eine Gans nicht von einer Taube unterscheiden kann, der keinen blauen Dunst hat, was Sellerie und was Endivien sind, und der Mohrrüben mit Rabieschen verwechselt! Der schreibt Marktberichte! Nun, er schrieb sie nicht, ich schrieb sie; ich ging jeden Tag mit ihm auf den

Frühmarkt, kundschafte alles aus und diktierte ihm ins Notizbuch. Zu Hause las ich dann nach, was er aufnotiert hatte. Das meiste war falsch. Das besserte ich ihm aus, und der Bericht ging an die Zeitung. Es wäre alles ganz gut gegangen; bei der Zeitung hätten sie nichts gemerkt, aber ich hatte gegen ein paar Marktweiber einige kritische, wohlberechtigte Bemerkungen gemacht. Das war der Verderb. Ein anonymes Wisch kam an die Zeitung, ihre Marktberichte würden nicht von dem langlodigen Jüngling gemacht, sondern von einer alten, niederträchtigen Schachtel, die ihm alles vorsa-  
ge.“

Julia begann leise zu weinen.

„Bin ich denn wirklich eine niederträchtige alte Schachtel?“

Statt aller Antwort fiel Irene Julia um den Hals und küßte sie, obwohl an diesem Tage im „Zuckerhut“ ein Andrang von sieben Gästen war. Julia fand ihre straffe Haltung wieder.

„Zweundsünzig bin ich. Das ist kein Alter. Und niederträchtig bin ich auch nicht. Niederträchtig sind die anonymen Briesschreiber. Na, sie haben halt danach doch dem Elmar in der Zeitung für die Marktberichte das Vertrauen entzogen und sie haben ihn in die Gerichtskarriere hineingesteckt. Er sollte Berichte über die Gerichtsverhandlungen machen. Da hat er gleich am Anfang ein Gedicht über den Angeklagten und eins über den Staatsanwalt gemacht. Großartig, sage ich dir, Trenchen. Er hat mir die Gedichte vorgelesen. Bei der Dichtung über den Angeklagten habe ich geheult, aber wie er es dann dem Staatsanwalt gegeben hat, dem Justizverbrecher und Leuteschinder, da war ich begeistert. Die Redaktion taugt nichts, sie haben die Gedichte nicht angenommen, und Elmar sollte entlassen werden. Aber da kam ein unerhörter Glücksfall. Der Mann, der immer übers Theater schreibt — wie heißt er doch?“

„Kritiker!“

„Richtig! Der Kritiker an der Zeitung kriegte die Schwindsucht. Er mußte sofort nach Davos. Na, und sie hatten keinen, den sie da rasch einsetzen konnten.

So schickten sie Elmar ins Theater. Da aber hat's gezündet! Kritiken schreibt Elmar, daß einem nicht nur die Haare, nein, daß einem der falsche Popf zu Berge stehen kann. Alle Leute sagen: das ist einer! Der gibt's ihnen ordentlich. Der hat was weg! Alle fürchten sich vor Elmar, und die's angeht, Direktor oder Spielleiter oder Regisseur oder Dichter oder Schauspieler, ziehen vor ihm auf der Straße den Hut bis zur Erde. So sehr fürchten sie sich vor dem Bengel, der nicht mal Mohrrüben von Radieschen unterscheiden kann! Ich lach mich tot. Was ist doch die Welt für ein Wursteltheater! Aber er verdient ein schönes Stück Geld, der Elmar — acht Mark für die Kritik und das Theaterbillet frei. Also der zweite Brudnersohn ist im richtigen Fahrwasser.“

„Ich habe zwei Kritiken von ihm gelesen,“ sagte Irene; „ich fand sie nicht richtig.“

„Richtig oder nicht,“ entgegnete Julia; „wenn einer auf dem Gemüsemarkt Mohrrüben mit Radieschen verwechselt, geht das absolut nicht, aber, so hat Elmar gesagt, auf dem literarischen Markte kann man einen verfaulten Kürbis für eine erstklassige Kofosnuß ausgeben oder umgekehrt. Das glauben die Leute unbesehen. Ich versteh' davon nichts, die Hauptsache ist, Elmar sitzt fest im Sattel.“

„Und der Älteste?“

„Ja, dem geht's verhältnismäßig am schlechtesten. Wen Gott mit Hunger strafen will, den schickt er an die Universität. Nun, wir lassen ihn aber doch nicht darben. Denke dir nur, Trenchen, er hat eine Einladung von Herrn Präsident Breitner zu einer Abendgesellschaft bekommen. Das ist eine große Auszeichnung. Aber er wollte sich eine Ausrede machen und nicht hingehen, weil er keinen passenden Anzug hat. Da hat mein August Geld geholt von der Sparkasse und hat an einem alten Anzug von Richard das Maß genommen. Er versteht das aus dem F, denn ehe er zum Hofelsch überging, war er nämlich Schneider, Damenschneider, das verdächtige Subjekt, und deswegen mußte er, als er sich mit mir verlobte, den Beruf

wechselfn. Also, er nahm die Maße und kaufte einen tabellos passenden Smokinganzug, dazu Lackstiefe, Oberhemd, schwarze Krawatte und was noch dazu gehört.“

„Das ist herrlich von euch! Was hat er denn gesagt?“

„Ach, geniert hat er sich und gesträubt wie ein zimperliches Mädel. Da aber hat ihm mein August einen Schuldschein vorgelegt. Eine ziemlich saftige Summe, vier Prozent Zinsen und Amortisation nach fünf Jahren. Auf diese scharfen Bedingungen ist er eingegangen und hat den Schein unterschrieben, und Kurt, der zu Hause war, hat großspurig mitunterschrieben: Kurt Brudner, derzeit Cleve im „Alten Dessauer“, leihte selbstschuldnerische Bürgschaft. Richard als Jurist hat gesagt, das sei Unfug, das gelte nichts, da der Junge minderjährig sei. Das ist egal, hat August gesagt, er wird schon großjährig und mündig werden, großmäulig ist er ja jetzt schon. So seine Wize macht mein August manchmal direkt aus dem Stegreif.“

Julia lachte herzlich.

„Was seid ihr für glückliche Menschen, Julia; so herzlich wird bei uns das ganze Jahr nicht gelacht.“

„Siehst du, Frenchen, daß ich dir das alles sage, ist ja nur, daß du es dir nicht gar so schwer machen sollst. Den Brudnerungen geht es nicht schlecht; kannst es glauben. Sie sind alle klug und fleißig, sie kommen vorwärts im Leben.“

„Ja,“ sagte Frene, „drei Brüder suchen das Glück und sollen es finden. Und auch ich werde meine Pflicht gegen sie erfüllen.“

\* \* \*

#### Graf Lutowosky

Auf dem Heimwege begegnete Frene dem Grafen Lutowosky. Der Graf verkehrte viel im Hause ihres Vaters. Er konnte als Freund des Hausherrn gelten, hatte sich nach und nach durch sein lebenswürdiges Wesen und seine gesellschaftlichen Talente ganz dessen Vertrauens bemächtigt und ging oft abends mit ihm aus. Er fehlte bei keiner, auch nicht der kleinsten Hausgesellschaft.

Graf Lutowosky war ein schöner Mann, allerdings von der weichlichen Schönheit romantisch-melancholischer Polen. Er hatte eine wunderschöne Stimme und spielte meisterlich Klavier. Seine schmalen, schlohweißen Hände waren von klassischer Form. Gegen Frene benahm er sich mit der geschickten Ritterlichkeit, die oft die Polen auszeichnet. Jedermann sah, daß er sich um Frenes Gunst bewarb, auch Frene selbst wußte das; aber er war von so zarter Zurückhaltung, daß der schöne elegante Mann Frene sympathisch wurde. Die Liebe zu seinem Vaterlande verstand sie, auch die geradezu anbetende Schwärmerei für Chopin, den gewaltigen Tonheiligen der Polen. Er hieß Frederic, wie der große Träumer, Dichter und Philosoph am Klavier, und er war wie jener mit heiligem Osterwasser gerauft. Was Heinrich Heine über Chopin gesagt hat, das hat er ihr aufgeschrieben: „Er hat das Beste, was drei Völker auszeichnen: Polen gab ihm seinen chevaleresken Sinn und seinen geschichtlichen Schmerz; Frankreich gab ihm seine leichte Anmut, seine Grazie; Deutschland gab ihm seinen romantischen Tiefinn. Die Natur gab ihm eine zierliche schlanke Gestalt, das edelste Herz und das Genie. Wenn er am Klavier sitzt, verrät er seinen wahren, höheren Ursprung, dann ist er weder Pole, noch Franzose, noch Deutscher; sein wahres Vaterland ist das Traumreich der Poesie.“ Schön war das. Manchmal freilich war es der gesunden deutschen Art Frenens so erschienen, als ob Graf Lutowosky mit seinem Nationalschmerz kokettiere, als ob er selbst sein Bild in den Goldrahmen von Heinrich Heine spannen wolle. Dann entfernte sich ihre Seele von ihm.

Aber wenn er eine der Mazurken von Chopin spielte, dann trat aus den masurischen Wäldern, dann fuhr auf Nachen das masurische Volk, dann tanzten sie am Ufer ihre Slaventänze in wilder Lust, und Feuer war neben Kälte, Lust neben Leid, Gier neben Ablehnung, Werben neben Gewähren, Taumel, Jugend, Seligkeit und doch immer das eine süße und doch so wehe Leid, das Sehnsucht heißt.

Das ist Chopin, von dem Graf Lurwowsky wohl mit Recht sagte: „Er hatte keinen Vorgänger und hat keinen Nachfolger gefunden, er war ein ganz Eigener, ein Unnachahmlicher.“

Erst durch den Grafen hat Irene Chopin verstehen gelernt, vorher hatte sie seine Mazurken, Walzer und Etuden gespielt, wie man eben Klavierstücke spielt. Sie schämte sich dessen jetzt und war dem Grafen dankbar, daß er ihr eine Wunderwelt von Seltsamkeit und Schönheit erschlossen hatte. Deshalb duldete sie auch die zarten, stillen Huldigungen Lurwowskys, ohne jemals für den schönen Polen etwas Tieferes zu empfinden. —

Am Tage, als er sie nach dem Zusammensein mit Julia traf, sagte er, indem er sie mit seinen schönen Augen treuherzig ansah:

„Mein gnädiges Fräulein, zunächst muß ich Ihnen ein Geständnis machen; ich bin Ihnen nicht zufällig begegnet, ich bin Ihnen nachgegangen, habe stundenlang in der Nähe jenes Kaffeehauses auf Sie gewartet.“

„Mir nachgegangen?“

„Ja, meine Ehrlichkeit zwingt mich, Ihnen das zu sagen: Ihr Herr Vater ist verreist, und ich habe ganz zufällig erfahren, daß Sie mit drei Söhnen einer verwandten Familie Brudner in Fühlung getreten sind —“

„War das für Sie von Interesse?“ fragte sie scharf.

„Ja,“ antwortete er freimütig. „Wenn Sie gefragt hätten: Geht Sie das etwas an? Haben Sie sich da reinzumischen?, dann hätte ich freilich nein sagen müssen. Aber von Interesse war es für mich, daß Sie sich mit dieser Frau Julia in diesem obskuren Lokal „Zum Zuderhut“ trafen. Ich schwöre Ihnen, Fräulein Irene, daß ich nie mehr auch nur einen Schritt zu Ihrer Bewachung unternehmen werde, sobald Ihr Herr Vater zurück ist. Ihr Vater ist mein Freund geworden. Anfangs wollte ich ihm meine Befürchtungen schriftlich mitteilen. Aber er hat so schwierige geschäftliche Dinge zu erledigen, daß er nicht gestört werden darf. Nein, gnädiges Fräulein, ich bin Ihnen

nicht nachgeschlichen als Spion oder wie ein Kriminalist, ich bin Ihnen nachgelaufen wie ein treuer Hund, der sich aus lauter Angst um seine Herrin keinen andern Rat mehr weiß.“

„Wie fanden Sie meine Spur?“

„Durch einen Zufall. Ein Landsmann von mir, der als Maler dunkle Vorstadtgassen aufsucht, um daselbst seine „Armeleutestudien“ zu machen, und der Sie von ferne und aus meinen gelegentlichen Erzählungen kennt, sah Sie im „Zuderhut“ mit Frau Julia Breise. Er hat Sie beide sogar skizziert, ohne daß Sie es gemerkt haben. Er hat sich dann über Frau Breise bei dem Kellner erkundigt und bei der Geschwätzigkeit solcher Leute natürlich alles müheelos herausbekommen, was er wissen wollte. Er hat mir Bescheid gesagt über diese Frau und über diese ganze Vorstadtgegend.“

„Frau Julia ist bestimmt eine sehr brave Frau.“

„Das ist sie. Das steht außer allem Zweifel! Aber die Gegend, gnädiges Fräulein! Die Salzstraße soll in der Hauptsache von einwandfreien Kleinbürgerleuten und anständiger Arbeiterbevölkerung bewohnt sein, aber in den Nebengassen haust Gefindel. Verbrecherkneipen sind dort, Apachenkeller, Totschlägereien gibt es, Morde, räuberische Anfälle, Erpressungen.“

„Gruselig!“ lachte Irene.

„Gnädiges Fräulein, Ihr Mut, Ihre Unerfahrenheit sind bewundernswert; aber was ich sage, sind nicht Schauer-märchen meines Landsmanns, des Malers, ich habe mich bei der Kriminalpolizei erkundigt; der letzte Lustmord in jener Gegend geschah vor vier Monaten, der letzte Raubansfall am helllichten Tage vor zwei Wochen. Diese Bestien schrecken vor nichts zurück, werden immer frecher. Können Sie nun meine Sorge ermessen, als ich erfuhr, daß Sie sich allein, ganz ohne Schutz in jene Gegend wagen?“

„Ich habe mit Frau Breise wichtige Dinge zu verhandeln, und diese schlichte Frau würde sich weigern, ein elegantes Lokal zu betreten.“

„Es braucht kein elegantes Lokal zu sein, nur eines in einer sicheren Gegend.

Da fällt mir ein: könnten Sie nicht Frau Breife in Ihrem eigenen Hause empfangen? Das wäre doch das sicherste und bequemste für Sie."

"Ich glaube nicht, daß die Frau zu mir kommen würde. Jedenfalls, Herr Graf, bin ich überzeugt, daß Sie es treu und gut gemeint haben, und dafür danke ich Ihnen."

"Ich bin überaus glücklich, das zu hören, gnädigstes, verehrungswürdigstes Fräulein Irene! Wenn ich auch nur ein Pole bin, einen ergebeneren Diener als mich werden Sie niemals haben."

"Warum sagen Sie: wenn ich auch nur ein Pole bin!"

Er sah sie schmerzlich an und seufzte.

"Hierzulande —"

"Hierzulande soll man den Menschen nicht nach seiner Herkunft beurteilen, sondern nach seinen geistigen und moralischen Werten, nach seinem Charakter."

"Sollte man!" sagte er. Dann wurde er mit einem Male lustig, erzählte einige Drolligkeiten ans der Gesellschaft, denn Graf Lurmovsky wurde viel eingeladen. An der Tür des Brudnerschen Hauses verabschiedete sich der Graf von Irene in seiner dezenten, ritterlichen Weise.

\* \* \*

Irene wurde den ganzen Abend ein peinliches Gefühl nicht los. Alles in allem war das Verhalten des Polen, wenn auch nicht gerade aufdringlich, so doch merkwürdig.

Am nächsten Morgen bekam Irene einen Brief von Julia. Die Rechtschreibung war nicht einwandfrei, aber der Inhalt war erheiternd.

Liebes Trenchen!

Ach, was bin ich nachträglich erschrocken. Wie ich zu Hause bin, rechnete ich noch einmal nach und da hast du doch, weiß Gott, im Zuckerschut 35 Pfennig zu viel gezahlt. Ich bin gleich wieder hin und es hat sich alles richtig herausgestellt; der Kellner hat einen Anpfeifer gekriegt und ich meine 35 Pfennig. Und die schicke ich hier in Briefmarken; hoffentlich gehen sie auf der Post nicht verloren durch einen Postmarder. Herzlichen Gruß!

Julia.

"Das also ist Ehrlichkeit," sagte Irene nachdenklich.

Skandal im Continental

August Breife kam in höchst bedrücktem Gemütszustand nach Hause. Der Gutenabendkuß, den er trotz so langer Ehe seiner Alten immer noch verabsolgte, fiel aus. Er setzte sich schwer auf seinen Sorgenstuhl, griff nach seiner Pfeife, legte sie aber bald wieder fort.

"August, was ist denn mit dir?"

August stöhnte lange, fand keine Worte, endlich stieß er heraus:

"Julia, unser Continental' ist im Begriff, zusammenzubrechen."

"Was du nicht sagst," rief Julia erschrocken.

"Ja, denn siehst du, unser Chef ist kein Hotelier. Ein Hotelier darf nicht an seinem Schnapsbuffet selber der beste Kunde sein und ein Hotelier darf sich abends, wenn er seine Gäste begrüßen und unterhalten soll, nicht in fremden Amüsierbuden herumtreiben. Dabei geht das beste Geschäft zum Teufel. Und dann hat der Johann unser Haus blamiert, ja völlig in Verruf gebracht."

"Welcher Johann?"

"Na, unser Johann, der Nachtportier. Ich wollte es dir eigentlich gar nicht sagen, damit du dich nicht auch so scheußlich ärgern solltest wie ich. Aber es kommt ja doch heraus. Morgen wird's in allen Revolverblättern stehen: 'Skandal im Continental', mit handhohen Überschriften."

"So rede doch! Du regst mich auf!"

"In allen Blättern wird's stehen: im 'Henker', im 'Drachen', im 'Deulenaufschneider', im 'Rehrbesen', in der 'Zwidmühle' und wie sie alle heißen. Ach, wenn sie bloß meinen ehrlichen Namen nicht mit durch diesen Rot ziehen möchten!"

Julia rannte aus der Stube, brachte ein gefülltes Glas und sagte:

"So, jetzt trinkst du diesen Doppelkümme!, und dann sagst du mir, was eigentlich los ist."

August Breife trank den Kümme!, und dann war er kräftig genug, endlich Bericht zu erstatten.

„Der Johann, der unglückselige Johann! Johann ist tagsüber Haushälter, putzt Stiefeln, trägt Koffer. Abends, wenn ich nach Hause gehe, wird er Nachtportier, bindet die blaue Schürze ab, wäscht sich die Hände erst mit Bimstein und Schmierseife, darauf aber mit Lilienmilchseife und parfümiert sich.“

„Er parfümiert sich — der rotköpfige Johann?“

„Ja, mit 4711 und pudert sich mit Nivea.“

„Der eitle Affe!“

„Ja, das tut er alles, zieht seinen goldbordierten blauen Anzug an und setzt seine goldbebanderte Mütze auf; Grün- und Gelbgold hat der Mensch, Gelbgold ist ihm zu gewöhnlich. Also, dann setzt er sich großspurig in meine Loge und klemmt einen Kneifer auf die Nase, obwohl er ihn gar nicht braucht. Und wenn der letzte Gast um zehn Uhr heimgekommen ist, unsere Gäste sind ja meist äußerst solide, schnarcht er nebenan, auf einem Chaiselongue, die ganze Nacht, und wenn ich morgens um acht wieder antrete, geht Johann nach Hause und tritt erst zum Mittagessen um ein Uhr wieder in Erscheinung. Er hat einen bequemen Posten.“

Und was geschieht nun? — O Himmel, wenn ich daran denke, daß so etwas in einem bestrenommierten Hotel sich ereignen konnte, schaudert mir die Haut. Es wohnte auf Nummer 16 ein Kaufmann; sehr anständiger Mensch, betneipt sich nur manchmal etwas. Nun, das kommt ja bei den anständigsten Menschen vor. Der sagt also abends zehn Uhr zu Johann: Herr Portier, ich muß mit dem Nachtschnellzug fort, er geht um 3,15 früh. Wecken Sie mich ganz bestimmt, denn ich muß fort; es handelt sich um einen wichtigen Gerichtstermin. Ich bin von etwas kräftiger Bettstewere heute, ich werde schlafen wie ein Bär. Schmeißen Sie mich raus, Herr Portier, und wenn ich grob werde, das werde ich in der Schlaftrunkenheit immer, dann werden Sie noch gröber, Sie sind ja stark, werden Sie kolossal grob, werfen Sie mich unbedingt Punkt zweieinviertel aus dem Bett. Wenden Sie Gewalt an!“

Johann verspricht das Seinige zu tun, und Nummer 16 geht schlafen. Was

aber geschieht nächsten Morgen um zwei einviertel Uhr? Johann wirft einen Herr aus Nummer 6 mit aller Gewalt aus dem Bette, einen Engländer. Der Engländer, der gar nicht geweckt sein wollte, wird rasend, Johann bringt mit dem Portierschlüssel ins Zimmer, faßt den Engländer; der schreit um Hilfe, weil er glaubt, ein Einbrecher überfalle ihn. Der Engländer wehrt sich; er ist Boxer, ein tadelloser Kämpfer. Johann ist nicht Boxer, er ist nur Ringer, allerdings Schwergewicht. Er konnte die Vorgegriffe des Engländers nicht erwidern. Schließlich, als dem Johann schon die Augen tränten, Zähne und Nase bluteten, die Ohren heulten, der Magen brummte wie ein Dubelsack, hat er den Engländer, mit dem er auf dem Flur rang, die Treppe hinabgeworfen. Der Engländer aber schrie von unten: „Ich sein gemördert! Ich sein gemördert! Polizei! Polizei!“ Und er ging ans Flurtelefon, alarmierte die Polizei. Inzwischen verließ Johann das Hotel mit der Begründung, der Posten eines Nachtportiers sei ihm zu anstrengend. Den Engländer betreute ein Arzt. Nun, es war glücklicherweise nicht gar so schlimm, nur drei gebrochene Rippen, ein verrenkter Fuß, blutunterlaufene Stellen und so. Die Polizei erschien, die Männer standen in ihren Pyjamas auf den Fluren, die Frauen und Kinder schrien und jammerten in den Zimmern. Julia, ist es nicht entsetzlich, wenn in einem bestrenommierten Hotel, das gerade wegen seiner Friedlichkeit und absoluten Stille berühmt ist, solch Schreckliches geschieht?“

„Es ist ein unerhörter Skandal,“ sagte Julia. „Kann der Mann nicht sechs und sechzehn unterscheiden? Was ist denn weiter geschehen?“

„Die Polizei ist erschienen, denke dir, Julia, in unserem ‚Continental‘ erscheint nachts zwischen zwei und drei Uhr das Überfallkommando! Als wenn wir eine Räuberspelunke wären! Es ist zum Sterben traurig!“

„Das ist es!“ sagte Julia. „Wart, ich hole dir noch einen Kummel. Du bist ja ganz hin, du armer Mann.“

„Bin ich auch! Ach, die Standalblätter.“  
 „Die können dir nichts tun, du bist doch ganz unschuldig!“

„Die tun jedem was, wo sie nur irgendwie ran können.“

Als Breiße den zweiten Rummel getrunken hatte, fragte Julia:

„Und was ist denn aus dem anderen geworden, aus Nummer 16, der um zweieinviertel für den Nachtzug durchaus geweckt sein wollte?“

„Ach, der saß, als ich um acht Uhr ins Hotel kam, hinter seiner Kaffeetasse und weinte. Er war der einzige Mensch, im Hotel, der von dem ganzen Riesentumult nichts wahrgenommen hatte.“

\* \* \*

Die Türschelle läutete. Julia ging öffnen. Zwei brummige Männerstimmen hörte Breiße von seinem Sorgenstuhl aus, bald darauf aber Julias klaren, manchmal etwas scharfen Distant.

„Was, Sie kommen hierher? Nach allem, was vorgefallen ist? Sie — Sie Johann, Sie? Schämen Sie sich nicht? Können Sie nicht sechs von sechzehn unterscheiden? Ruinieren das Hotel! Ruinieren meinen guten Mann! In die Standalblätter kommen wir alle!“  
 Sie heulte.

„Sachte, sachte, Frau Breiße,“ hörte August nun sagen und erkannte die etwas gezierte Stimme des Oberkellners aus dem Continental, „wenn wir Ihnen alles erklärt haben werden, dann werden Sie die Dinge von einem ganz anderen Standpunkte aus ansehen.“

„Mein Standpunkt steht fest,“ sagte Julia scharf. „Die ganze Sache ist eine Schweinerei!“

„Ist sie nicht, Frau Julia, sondern im Gegenteil eine ganz großartige Sache. Wenn Sie uns doch Gelegenheit gäben, uns mit Ihnen und Ihrem Gatten auszusprechen.“

„Gehn Sie rein in die Stube! Da sitzt mein Mann. Ganz hingerichtet ist er. Zwei Rummel hat er schon trinken müssen!“

„Ach, der Arme! Aber, Frau Breiße, wenn's geht, geben Sie uns auch jedem einen Rummel.“

„Auch das noch! Frechheit!“ sagte Julia, ging hin und holte zwei Rummel.

\* \* \*

„Also,“ sagte der Oberkellner Brantke, indem er den Daumen in sein tadelloses Gilet setzte und auf den Lackfußspitzen wippte, „die Angelegenheit entwickelte sich folgendermaßen. Ich erwachte nachts zweieinviertel Uhr von einem seltsamen Geräusch im Hotel, kleidete mich notdürftig an und stürzte die Treppe hinab, denn das seltsame Geräusch wurde immer seltsamer. Wir stellten bald fest, daß es aus Nummer 6 im ersten Stock kam. Es war klar, daß da drinnen was los war. Ich hatte keine Veranlassung, in Nummer 6 hineinzugehen, denn erstens bin ich kein Zimmerkellner und zweitens war nicht vorschriftsmäßig geläutet worden. Also ich wartete auf der Treppe ab. Da knäulte sich plötzlich aus der Tür von Nummer 6 etwas heraus, was sich bei der trüben Flurbeleuchtung —“

„Unsere Nachtflurbeleuchtung ist nicht trübe; sie ist ausgezeichnet!“ widersprach der Portier Breiße.

„Sie ist nicht nur trübe,“ klagte Johann, „sie ist überhaupt nicht vorhanden, sonst hätte ich doch nicht den Engländer mit dem Kaufmann aus Magdeburg verwechselt.“

„Wie dem auch sei,“ fuhr der Oberkellner fort, „es knäulte sich aus der Tür von Nummer 6 plötzlich ein Klumpen, den man bei näherem scharfen Zuschauen als zwei in sich verkrallte Menschen identifizieren konnte. Ein gigantischer Kampf entwickelte sich vor unseren Augen, ein Sportkampf. Sie wissen wohl, Frau Julia, daß ich — man kann das wohl sagen — ein guter Sportkenner bin.“

„Jawohl,“ sagte Julia, „man sagte mir, daß Sie all Ihr Einkommen auf Sportplätzen verwetten.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte Oberkellner Brantke, „ich habe auch schon ungeheure Erfolge erzielt. Ohne Tipps, Frau Julia, so lediglich aus mir heraus habe ich gewonnen, und das will was heißen. Doch zur Sache! Der Klumpen, der sich aus Nummer 6 auf den Flur heraus wälzte, schälte sich schließlich in zwei Personen

auseinander, einen Engländer in Nachtdreß und unstern lieben Freund Johann in der stattlichen Portieruniform des berühmten Hotels Continental.“

August Breiße schaufte schmerzlich auf.

„Und nun stellen Sie sich vor: der Engländer ist Boyer, er ist nur Federgewicht, aber er ist ausgezeichnet in Form; unser Freund hier, Johann, ist Ringer, Schwergewicht. Der Engländer kann nicht ringen, unser Freund hier hat keine Ahnung vom Ringen. Und die beiden geraten aneinander. Der Kampf war sensationell. Als Johann in das Zimmer des Engländers eindrang, hat der um Hilfe geschrien, weil er glaubte, ein Einbrecher überfalle ihn. Der Engländer wehrte sich, er hat dem Johann ein paar furchtbare Rinnhaken gegeben, die Folgen sehen Sie an diesem ehrenvoll verbundenen Gesicht. Johann, der kein Boyer ist, konnte diese schweren Angriffe nicht abwehren, er konnte nicht einmal richtig in die passive Abwehr gehen; er hieb einfach wild darauf los. Da, als bei Johann schon vier Zähne und das Nasenbein kaputt waren, besann er sich endlich auf seine Ringerkunst. Er umfaßte das Federgewichtsmännlein und spielte nun mit ihm wie ein Kind mit einer Hanswurstpuppe. Glänzend, sage ich Ihnen! Schließlich machte Johann einen genialen Untergriff von hinten mit Kopfszug, und der Engländer flog die Treppe hinab ins Parterre, schrie, Ich sein gemordert!“ und rief nach der Polizei.

Als sein Gegner knock out unten lag, beugte Johann sich mit blutenden Zähnen und seiner tropfenden Nase übers Geländer und rief wohlwollend nach unten: „Sind Sie nun munter? Ihr Zug geht drei Uhr fünfzehn. Er glaubte immer noch nichts getan zu haben als seine Pflicht. Ist das nicht deutsche Gründlichkeit?“

„Das ist es!“ sagte Julia, „aber verdammt blödsinnig war's auch; ich hole den Herren jetzt noch einen Kümme!“

„Ja,“ sagte der Obertellner, „es gibt nur zwei Sportarten: Boxkampf und Ringen. Alles andere ist unmännlicher Quatsch, Rasenspiele und so! Haha! Alles andere können die Weiber auch,

Kennen und Hopsen und Tennisspielen und so. Psui deibel! Urkraft muß sein!“

Julia brachte die Neuauflage an Kümme.

„Ihr Wohl, Herr Breiße! Sie haben eine Seele von einer Frau. Ich beneide Sie.“

„Kohlen Sie nicht, Brantke. Erzählen Sie lieber, was Sie noch weiter von dieser höchst fatalen Geschichte wissen.“

„Sie ist nicht fatal, Frau Breiße; im Gegenteil, sie ist für uns alle von unschätzbarem Vorteil. Heute in zwei Jahren können wir alle steinreiche Leute sein — Millionäre!“

„Treten Sie sich nicht auf'n Schlip!“

„Also jeder Mensch hat einmal im Leben eine Stunde der Erleuchtung. Bei dem einen schlägt sie früher, bei dem anderen später. Ich hatte meine große Stunde der Erleuchtung in voriger Nacht!“

„Na, das war Zeit, daß diese Stunde kam! Sie sind über fünfundfünfzig!“

„Bitte, Frau Breiße, noch nicht ganz vierundfünfzig —“

„Lassen Sie die Stunde Ihrer Erleuchtung schlagen!“

Brantke erhob sich und wippte wieder auf den Bebenspielen.

„Also, womit läßt sich heute in Deutschland noch Geld verdienen? Etwa mit Handel? Allenfalls in der Lebensmittelbranche, denn essen wollen die Leute — sonst aber mit nichts im Handel! Mit Landwirtschaft? Die Steuerbehörde segt den Furchengeologen das letzte Saat Korn vom Schüttboden. Mit Kunst? Dichtkunst, Malerklebserei, Steinkloppen der Bildhauer — ach, die Hühner gadern über die Hungerleider! Na, mit dem Bankgeschäft? O, den Bankiers ginge es ganz ausgezeichnet, wenn sie nicht so nebenbei pleite würden. Hotelbetrieb? Nächstens gibt's Menu für dreiundfünfzig Pfennig inklusive Bedienung, sonst nimmt's niemand!“

„Das ist richtig!“ rief August Breiße und hieb auf den Tisch. „Und die Zimmer stehen zur Hälfte leer. Es reißt niemand mehr wegen der unveranschämten Fahrpreise.“

Julia sagte: „Brantke, sprechen Sie weiter, Sie sprechen gut.“

Brantke verneigte sich geschmeichelt. „Was bleibt also übrig? Einzig der Sport! Sehen Sie sich doch eine einzige Zeitungsnummer an. Hohe Politik eine Seite; Kauferei im Reichstag eine Seite; Verbrechen und Unglücksfälle eine Seite; Kunst und Literatur eine viertel Seite; Annoncen dreiviertel Seiten; Sport fünf Seiten. Also, worauf muß sich der Mensch werfen, wenn er Bedeutung haben, Geld verdienen will? Auf den Sport!“

„Darauf werf' ich mich nicht,“ sagte Frau Julia; „soll ich etwa mitrennen oder hupfen? Soll ich den Großmutterrekord brechen?“

Alle lachten.

„Nein, Frau Julia,“ sagte Brantke, „aber Sie werden Gelegenheit bekommen, sich in weit hervorragenderem Maße am Sportsleben zu beteiligen. Ich komme auf die Stunde meiner Erleuchtung in dieser vergangenen Nacht zurück. Der Sport steht also in hoher Blüte. Aber was ist heutzutage beständig? Schon zeigt sich hier und da eine gewisse Sportmüdigkeit beim zuschauenden Publikum. Was sollte denn aus unserem Volke werden, wenn diese Müdigkeit zunähme, wenn sich unsere ganze herrliche Gegenwartskultur wieder zurückentwickelte etwa bis zum Zuhausebleiben oder gar zum Bücherlesen? Nicht auszudenken! Nein, nein, das darf nimmermehr geschehen! Was dem Sport fehlt, sind die großen Sensationen. Es ist eben alles schon dagewesen; unerhörte Leistungen sind erreicht. Es gibt nichts Neues, es gibt kein Erstaunen mehr. Und das Publikum, dieser Königsdiktator unserer Zeit, will Neues, immer wieder Neues, es will sich aufregen bis zur Raserei, es soll ihm die Haut schauern oder es wendet sich ungnädig ab. In dieser Nacht kam mir in der Stunde meiner Erleuchtung ein großartiger Gedanke, ein Gedanke, auf den noch niemand gekommen ist und auf den auch niemand nach mir verfallen wird.“

Brantke mußte in seinem Redestrom verschnaufen, er schaute in sein Schnapsglas und warf einen fragenden Blick auf Julia. Aber diese schüttelte still den Kopf. Da fuhr Brantke fort.

„Ein grandioser Gedanke! Bei den alten Römern, das wissen wir alle aus unseren geschichtlichen Studien, gab es Schaukämpfe zwischen gewaltigen, aber in der Art ganz verschiedenen Tieren. Bei den Römern kämpfte z. B. der Löwe gegen den Elefanten. Als ich nun in dieser Nacht einen Boxer gegen einen Schwergewichtsringer angehen sah, dachte ich an den Kampf zwischen Löwe und Elefant.“

Julia unterbrach ihn.

„Da dachten Sie, ein Boxer könne mit einem Ringer kämpfen und einer schmiss den andern die Treppe hinab, daß er alle Knochen bräche. Das kommt in den Zirkus und Sie streichen das Geld ein!“

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte Brantke ganz verblüfft, setzte sich und nippte an seinem leeren Kümmelglase.

„Das denke ich mir!“

„Herr Dreise, Sie haben die klügste Frau der Welt. Ich beneide Sie! Ich gratuliere Ihnen! Hat doch diese Frau denselben einzig dastehenden Gedanken wie ich! Ja, Frau Dreise, Sie haben es fast erraten: Boxer gegen Ringer — Löwe gegen Elefant! Der Boxer macht's mit der Brantke wie der Löwe, der Ringer durch seine Masse und Körperkraft wie der Elefant. Der Löwe richtet den Gegner durch seine Tazenhiebe halb zu Grunde, der Elefant faßt ihn schließlich mit aller Gewalt, wirbelt ihn durch die Luft und zertrampelt ihn. Das wird ein Schauspiel für Götter! Bedingung ist natürlich die ehrenwörtlich gegebene und amtlich beglaubigte Zusicherung, daß der Boxer keine Ahnung vom Ringen, der Ringer keine Ahnung vom Boxen hat. Eine Sensation, wie sie noch nicht da war! Keine Arena in den Hauptstädten der Welt wird imstande sein, die Volksmengen aufzunehmen, die herbeiströmen werden. Ein Geschäft, wie es noch nicht da war! Unsere Posten im Continental haben Johann und ich natürlich aufgegeben. Wir haben heute eine Neugründung getätigt: ‚Sportgesellschaft Löwe und Elefant‘. Was sagen Sie dazu?“

„Nun, das kann schon was Großartiges werden in dieser verrückten Zeit,“ brummte August Dreise.

„Wieviel Mitglieder hat denn Ihre Sportgesellschaft schon?“ erkundigte sich Frau Julia.

„Drei! Zunächst ich und mein Freund und Compagnon Johann. Den dritten würden Sie nie erraten. Es ist der Engländer von heute Nacht, der rausgeschmissene Engländer von Nummer 6. Wir haben ihn heute im Hospital besucht, Johann hat ihm ein Beilchensträußchen überreicht, und obwohl es jetzt in der Frühlingszeit nur zehn Pfennige gekostet hat, war der Engländer tief gerührt. Er hat mit Johann „Shake hands“ gemacht, und von unserem Plane war er begeistert. Er beteiligt sich mit Kapital und wird, sobald er wiederhergestellt ist, gegen Johann in der Arena antreten. Die einzige Bedingung, die er stellt, ist die, daß in der Nähe des Kampfplatzes keine nach unten führende Treppe vorhanden sein darf. Wie wäre es, Freund Breise, wie wäre es, kluge Frau Julia, wenn Sie sich mit etwas Kapital an unserem so überaus erfolgversprechenden Unternehmen beteiligten? Wir wählen Sie beide sofort in den Aufsichtsrat, hundert Prozent Lantieme sind Ihnen auf alle Fälle sicher.“

August Breise wiegte den Kopf hin und her und sagte schließlich:

„Abraham a Sancta Clara lehrt: ‚Wer nicht zukaft, dem bleiben die Hände leer‘.“

Julia sagte weiter nichts als:

„Ich hole den beiden Herren jetzt noch ein Glas Rummel.“

„Herrn Breise nicht auch?“

„Nein, mein Mann dankt, er hat genug!“

Als sie mit den gefüllten Gläsern zurückkam, sagte sie:

„Also prosit, meine Herren, und in den Aufsichtsrat wollen wir nicht und in die Löwen- und Elefantengesellschaft auch nicht!“

Gegen diese Willensäußerung war nichts mehr zu erreichen.

#### Abendandacht

Das waren bei aller Bescheidenheit in der äußeren Lebensführung ganz prächtige Abende in der Familie Breise. Eine kleine Überraschung hatte Frau

Julia immer; einmal hatte sie Kapünzchen und einmal hatte sie Radieschen; wenn es kalt war, einen Punsch, wenn es warm war, ein Weißbier. Sehr bescheiden war das, aber gut gemeint.

Richard, der Älteste, war der verschlossenste unter allen. Seinen Brüdern gegenüber hatte er tiefe Scheu, sich anzusprechen, Frau Julia gegenüber aber sicherte manches durch. Und die war hellhörig, wenn sie sich auch niemals neugierig oder gar aufdringlich zeigte.

Es ging etwas vor mit dem Herrn Referendarius, seit er auf dem Gesellschaftsabend gewesen war, das merkte sie deutlich; er war verändert. Und woher hatte er plötzlich die große Vorliebe für Tennisspiel? Er hatte es über sich gebracht, Papa Breise gegen Schuldschein um ein neues Darlehen zu bitten und sich einen vornehmen Tennisdreß gekauft. Hinter diesem Tennisanzug steckte selbstverständlich ein Weib, und hinter dieses Weib mußte Julia kommen. Wäre noch schöner. Wenn Richard jetzt zu seinen wenigen Lateinstunden gehen sollte, seufzte er, als ob er in ein Martyrium müsse. Schließlich verschob er die Stunde auf die Abendzeit; sicher vernachlässigte er auch seine Studien; alle Nachmittage, die gutes Wetter hatten, brachte er auf den Sportplätzen zu.

Julia regte sich auf und besprach sich schließlich mit ihrem Manne. Der sagte: „Jugend hat keine Tugend, aber am Abend will ich zur sondernen Nachtandacht ein gut Sprüchlein von Abraham a Sancta Clara aus dem ‚Großen Narrennest‘ vorlesen zu Lehr’ und Abwehr.“

Am Abend, als alle versammelt waren, las August, ohne Einleitung, auch ohne eine Verbindung mit der Abendbrotangelegenheit zu machen, aus dem großen Narrennest, indem er lebiglich voransetzte: „Eine kurze nützliche Abendandacht:

‚Die Lieb ist ein Dieb. Ein Dieb ist gewesen Judas, weil er Geld gestohlen, ein Dieb ist gewesen Achan, weil er bei der Eroberung von Jericho einen Mantel gestohlen; aber noch ein größerer Dieb ist die Lieb, denn diese stiehlt dem Menschen die Vernunft und macht ihn zum Narren.

Amantes amentes! Das heißt zu deutsch Verliebte sind Berrückte. Amnon, ein Sohn des David, hat sich dergestalten verliebt in seine Schwester, die Thamar, daß er vor lauter Lieb krank und bettlägerig geworden. Es hat ihm weder Essen noch Trinken geschmeckt, das Gesicht ist ihm ganz und gar eingefallen, daß er ausgesehen wie eine ausgeblasene Sackpfeifen. Tag und Nacht hat er geseufzt, nicht anders als eine ungeschmierte Haustür. Er war dergestalten entzündet in der Lieb, daß er ohne Gefahr noch Schaden nicht hätte bei einem Strohdach vorbeigehen können. Wohl recht hat der Poet gesagt:

Bacchus und der Weiber Garn  
Machen viel zu lauter Narrn.“

Es herrschte nach der Andachtslesung Schweigen; keiner der drei Brüder sagte etwas; alle sahen vor sich hin. Richard dachte: Ob sie eine Ahnung haben von meiner Liebe zu der bildschönen Sabine?

Er wurde rot.

Elmar, der Zeitungs- und Theatermann, fragte sich: Es wird ihnen doch nicht jemand etwas zugetragen haben über meine glühende Bewunderung für die göttliche Sabine Sabina? Und er wurde auch rot.

Kurt dachte: Sie scheinen was in die Nase gekriegt zu haben von meiner Anbetung für die heraufschende Emmy vom Büfett. Warum läse sonst der Alte solchen Zimt vor dem gestohlenen Mantel, vom König David, vom Strohdach und vom Weibergarn? — — —

Vor dem Einschlafen besprach sich Julia mit ihrem Manne.

„Hast du gemerkt, August, wie sie nach deiner Vorlesung alle drei rot wurden? Keiner von den drei Schlingeln hat ein reines Gewissen. Alle drei, sogar Kurt, der freche Knirps, hatten ein schlechtes Gewissen. Da haben wir ja ein schönes Narrennest beisammen. Es ist unerhört! Solch unreife Burschen!“

„Sie sind halt jung!“

„Was heißt jung? Sie wollen vorwärts, sie wollen das Glück suchen. Kann einer, so frage ich, sein Glück suchen, wenn er verliebt ist? Kann er in Wahrheit jemals glücklich sein, wenn er es mit der Liebe hält?“

„Nein,“ sagte August Breife und seufzte. Julia lag eine ganze Weile still, sie grübelte. Dann rüttelte sie ihren Mann am Armel.

„August, warum hast du auf meine Frage, ob jemand, der's mit der Liebe hält, glücklich sein könne, ‚nein‘ gesagt und geseufzt? Hast du es nicht auch einmal mit der Liebe gehalten?“

„Ja!“ sagte August matt.

„Und bist du nicht in Wahrheit sehr glücklich geworden? Antworte!“

Aber August antwortete nicht, er schnarchte.

„Er verstellt sich!“ sagte Julia. „Na, warte, mein Lieber! Dir werde ich den Standpunkt klar machen, noch deutlicher, als dein Abraham a Sancta Clara es versteht! Seufzt, wenn ich nach Liebe frage, und sagt nein.“

Sie wälzte sich lange im Bett herum, und als sie endlich einschlief, träumte ihr, daß sich alle drei Brudneröhne aus Liebezorn erschossen hätten. Elmar hatte ihr moderne Bücher aus der Zeitung mitgebracht und ihr gesagt, es seien die erhabensten Werke der Welt; wer überhaupt zur gebildeten Gesellschaft gehören wolle, müsse diese Bücher gelesen haben, wenigstens teilweise, den Anfang, ein Stück aus der Mitte und den Schluß. Mehr hielt er selbst nicht aus. Julia hatte ein wenig an diesen Büchern herumgenascht, mit großem Mißbehagen, aber das eine hatte sie festgestellt, fast alle modernen Bücher endeten mit Selbstmord, Tod an der Schwindsucht oder Irrenhaus.

Die literarische Selbstmordepidemie fiel sie nun an und bereitete ihr wegen der verliebten Brudnerjungen im Traum eine unruhige Nacht.

Als sie angstgeschreckt einmal erwachte, sah sie ihren Mann friedlich schlummern.

„Der schläft, als ob er kein Wässerchen trüben könne. O! O! Vier Männer habe ich jetzt im Hause und einer taugt ebensowenig wie der andere.“

Julia recherchiert

Hinter den Tennisanzug und die Nachmittagsausflüge mußte Julia kommen. Sie war wie eine Gluckhenne, der man

junge Entlein zur Führung anvertraut. Gehen die Entlein in den Dorfteich und schwimmen munter drin herum, so steht die Henne, die kein Schwimmvogel ist, in Todesangst am Ufer, lockt, ruft, starrt mit den runden Auglein auf etwas hin, was nach ihren Empfinden lebensgefährlich ist.

Julia hatte in ihrem Leben nur einen einzigen Mann geliebt, August Breife. Treu, brav, bieder, ausschließlich hatte sie ihn geliebt. Aber selbst in ihrer Jugend hatte sie immer auch in der Liebe einen klaren Kopf behalten. Wenn's auf den leidenschaftlichen August, den Damenschneider, den Filou, angekommen wäre, dann, ach Jungferntanz! Aber sie hatte ihm die richtige Behandlung einer Jungfrau und Dame beigebracht. Und sie hatte ihm in ihrer Brautzeit ein Buch von Abraham a Sancta Clara geschenkt, in dem viel Deutliches über reine Menschen und Schweinehunde stand, die heftiger stinketen als Lazarus am vierten Tage. Sie war auf das Buch durch eine Predigt gekommen. August hatte sich damals über das Geburtstagsgeschenk gar nicht gefreut, ja er kriegte eine Wut darüber, weil er meinte, Julia sei ihm gegenüber so kalt wegen des groben Abraham a Sancta Clara. Später, als sie verheiratet waren, hat August die Meinung gewechselt, den Abraham so lieb gewonnen, daß er ihn nun ständig im Munde führte. Ist ganz gut, wenn ein Mann Religion hat, überhaupt wenn er von Haus aus Damenschneider und dann Hotelportier ist. Im übrigen sind alle Männer Lumpen, ob mit oder ohne Abraham a Sancta Clara. Das war Frau Julias feststehende Meinung, und sie hatte gewissermaßen recht.

Hinter die Tennisspielerei mußte sie kommen. Sie ging behutsam hinter Richard her. In Julias Ehre muß gesagt werden, daß sie sonst niemals nachschnüffelte. Sie las nicht einmal die offenen Postkarten, die an ihre jungen Herren kamen, geschweige, daß sie jemals in den Taschen herumgesucht hätte.

Dann, sagte sie, müsse man sich die Hände verbrennen. Aber jetzt war es eben die Gluckensorge, der

junge Enterich würde in einem Liebessee ertrinken.

Und es war so! Da stand das verführerische Weib und warf die Bälle. Und er — er war nicht mehr „Er“, nicht mehr der kühle, anständige Referendar Richard Brudner — ein Verrückter war er. So, wie es ihr Mann vorgelesen hatte. Den lateinischen Spruch wußte sie nicht mehr, aber er bedeutete: „Verliebte sind Verrückte!“

Sie sah zehn Minuten unbeobachtet dem Spiele zu. Es war ein Spiel zu vieren. Der zweite Herr war von kostspieliger Gewandung und hatte ein etwas affig vornehmes Getue. Die zweite Dame war ein häßliches Ding. Aber die Partnerin von Richard! Sie war das, was Julia eine polizeiwidrige Schönheit nannte. Und Richard war verrückt. Wenn er einen Fehler machte, lachte die schöne Gans, und wenn sie lachte, warf er ihr eine Kußhand zu, und dann lachte sie noch mehr, und einmal — wahrhaftig — in den paar Minuten warf sie ihrerseits ihm eine Kußhand zurück, worauf der andere seine Herr mit den schwarzen langen Haaren Richard einen bösen Blick zuwarf. Nun, auf böse Blicke verstand sich Julia. Auf Blicke überhaupt verstand sie sich. Blicke sind Scheinwerfer, die ganz dunkle Gelände aufklären.

Die Glucke zitterte. — Er ertrinkt! —

Julia ging in ein kleines Kaffeehaus, das in der Nähe des Spielplatzes lag. In Qualen sah sie dem Ballspiel des Sports und der Liebe zu. Sie wartete, bis das Spiel aus war. Freilich fürchtete sie, Richard könne mit seiner „Donnja“ ins Lokal kommen. Deshalb bezahlte sie für jede Darreichung sofort, um im bedrohlichen Augenblicke durch eine Hintertür entweichen zu können und eine peinliche Begegnung zu vermeiden. —

Das Spiel war aus. Julia sah, wie der schwarze vornehme Herr und Richard sich um die polizeiwidrige Blonde bemühten und Richard nach dem kleinen Kaffeehause zeigte. Aber die Blonde machte eine Abwehrbewegung, die voller Verachtung war. So ungefähr, als wenn sie sagen wollte: „Das ist nur für den Plebs!“

„Natürlich, ich werde dich schon beplebsen!  
Bin ich Plebs? Ich bin kein Plebs! Du  
bist Plebs! Moralischer Plebs!“

Sie hieb mit der Faust auf den Tisch.  
Ein Kellner stürzte herbei: „Wünschen  
gnä' Frau noch etwas?“

„Noch'n Kaffee!“

„Kaffee Nummer sieben,“ sagte der  
Kellner zu sich und entfernte sich. Drau-  
ßen auf der Straße stand ein Junge, ein  
munt'rer Bengel, der beim Tennisspiel  
Bälle aufgesammelt hatte. Julia machte  
den Finger krumm und winkte ihm. Der  
intelligente Bursche verstand das sofort  
und erschien. Julia bestellte ihm eine  
Tasse heißer Schokolade, die der Junge  
gern annahm.

„Na, mein Bürschchen, Bälle ge-  
sammelt? Bringt denn das was ein,  
das ewige Hin- und Herrafen?“

„Ach — 's kommt drauf an! Heute  
waren vier. Der Graf Lutwowsky, das  
Fräulein Stengel, der Herr Dr. Bruckner  
und Fräulein Margot Ungefähr.“

„Ist das Fräulein Ungefähr die  
Blonde?“

„Ja. Na, sie ist doch die Tochter von  
dem reichen Bankier.“

„Und wie war's mit dem Trinkgeld?“

„Ach — es ging! Fräulein Ungefähr  
eine Mark, Fräulein Stengel zehn Pfen-  
nig, Herr Graf einen leeren Händedruck,  
aber — aber Herr Dr. Bruckner zwei  
Mark. Der reißt immer das Ganze raus!“

„Wahrscheinlich hat er das meiste Geld  
übrig.“

„Ja, wahrscheinlich!“ sagte der mun-  
tere Junge; „ich glaube, er wird Minister  
oder so!“

„Das wird er bestimmt!“ sagte Julia.  
„Spielt der Herr Dr. Bruckner schon lange  
mit Fräulein Ungefähr?“

„Ne! Erst seit drei Wochen. Früher  
spielte sie mit ganz anderen. Sie war ja  
schon dreimal verlobt.“

„So, so! Dreimal verlobt? Und nun?“

„Na, jetzt wird sie den Dr. Bruckner  
heiraten, der Minister werden wird.  
Aber das kann ich Ihnen sagen — der  
Graf Lutwowsky ist mächtig fuchtig auf  
den Doktor, der ist eifersüchtig.“

Julia wußte genug. Sie ging nach Hause.

(Fortsetzung folgt)

## Furchen

Von jeder Furche, die dein Antlitz pflügt,  
weiß ich die Not, die sie gefügt —

O, daß wir uns zerstören,  
wenn wir uns tief gehören!

Klebt nicht an allem Schweiß und Blut,  
was mir dein Herz zuliebe tut?

— „Laß doch, es macht mir Freude!  
Vergeude mich, vergeude!“

Aud werden meine zarten Hände rauh  
und meine Mädchenzöpfe grau —

Tod kann nicht davon kommen,  
da Liebe mir's genommen.“

Leo Sternberg



Nana

Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach

Zum 100. Geburtstag des Meisters







Dorniers Flugschiff „DO X“ in der Montagehalle

Zwölf Motoren von zusammen 6300 PS vermögen den 40 m langen und 10 m hohen Schiffsrumpf, der außer der Besatzung 100 Passagieren Platz gewährt, mit einer stündlichen Geschwindigkeit von über 200 km durch die Luft zu tragen

## Das Großflugzeug

Von Dr. ing. Johannes Faber  
Mit zehn Abbildungen

In diesem Herbst werden es fünf- und zwanzig Jahre, daß einem durch Maschinenkraft angetriebenen Flugzeug ein Flug von mehreren Minuten Dauer geglückt ist. Wohl hatten die Brüder Wilbur und Orville Wright mit ihrem Flugzeug bereits am 17. Dezember 1903 einen Flug unternommen, aber dieser dauerte ebenso wie die Flüge der folgenden Monate nur wenige Sekunden, war also mehr ein weiterer Sprung als ein Flug im eigentlichen Sinne. Das Wrightsche Flugzeug war ein Doppeldecker von 12,5 Meter Spannweite und insgesamt 50 Quadratmeter Tragfläche und wurde durch einen Motor von 16 PS angetrieben. Man muß sich diese zerbrechliche Maschine aus Holz und Leinwand neben den bisher größten Riesen des Flugzeugbaues, das ganz aus Metall konstruierte Flugschiff „DO X“ gestellt denken, wenn man mit einem Blick die Entwicklung überschauen will, die dem Flugzeugbau in den fünf- und zwanzig Jahren beschieden

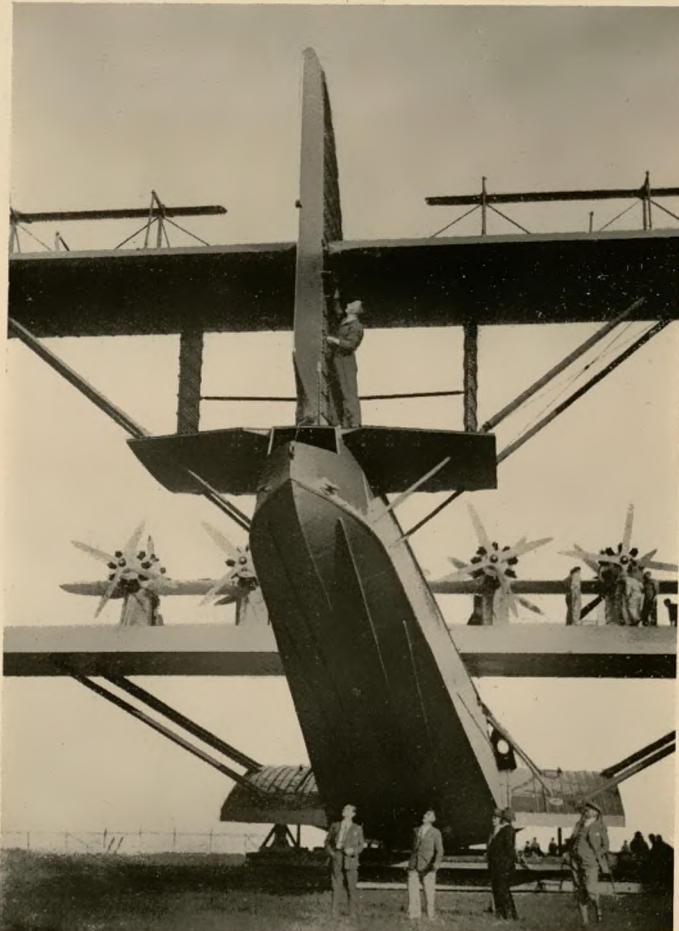
war, die seit dem denkwürdigen Tage des ersten längeren Fluges der Brüder Wright bis heute verfloßen sind. Wie ein kleiner, armseliger Zwerg würde der Wrightsche Doppeldecker neben dem Riesen vom Bodensee stehen, der gar kein Flugzeug im engeren Sinne mehr ist, sondern ein richtiges Schiff, von den bisher üblichen Schiffen nur dadurch unterschieden, daß sein Element nicht das Wasser, sondern die Luft ist.

Schrittweise ist Dr. Claudius Dornier, der lauge Jahre zu den Mitarbeitern des Grafen Zeppelin gehört hat und von diesem mit der methodischen Entwicklung des Metallflugzeuges betraut wurde, auf dem von ihm als richtig erkannten Wege vorgegangen. Er war sich von Anfang an klar darüber, daß sowohl die Wirtschaftlichkeit wie die Sicherheit des Fluges die Konstruktion möglichst großer Flugzeuge erfordert. Sein Augenmerk war dabei vor allem auf das Wasserflugzeug gerichtet, da nur bei diesem die Vergrößerung

keine Abflug- und Landungsschwierigkeiten mit sich bringt, während der Konstrukteur von Landflugzeugen sich bei der Entwicklung der Fahrwerke, die das Gewicht der Maschine beim An- und Auslauf auf den Boden zu übertragen haben, vor Aufgaben gestellt sieht, die kaum befriedigend zu lösen sind.

Den Beweis für seine Ansicht, daß die Wirtschaftlichkeit des Flugzeuges nur auf dem Wege der Vergrößerung zu erreichen ist, erhielt Dr. Dornier bei der Weiterentwicklung seines bereits im Jahre 1921 erbauten Flugbootes „Libelle“. Dabei ergab sich nämlich, daß die Zuladung mit der Vergrößerung nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zum Abfluggewicht wächst und dementsprechend

auch die größte Reichweite der Flugzeuge zunimmt. Seither hat Dornier die Abmessungen der von ihm konstruierten Flugboote ständig gesteigert, zumal mit dieser Größensteigerung sich auch eine erhebliche Erhöhung der Sicherheit erreichen ließ. Denn während der Führer einer kleinen Maschine die Flug- und Triebwerksüberwachungsgeräte sowie die Navigationsgeräte allein zu beobachten und die nach den Angaben dieser Geräte erforderlichen Maßnahmen selbst zu treffen hat, gestattet die Vergrößerung die Mitnahme einer stärkeren Besatzung und damit eine Arbeitsteilung, die dem einzelnen ermöglicht, die im Interesse der Sicherheit des Fluges erforderlichen Eingriffe schneller und plan-

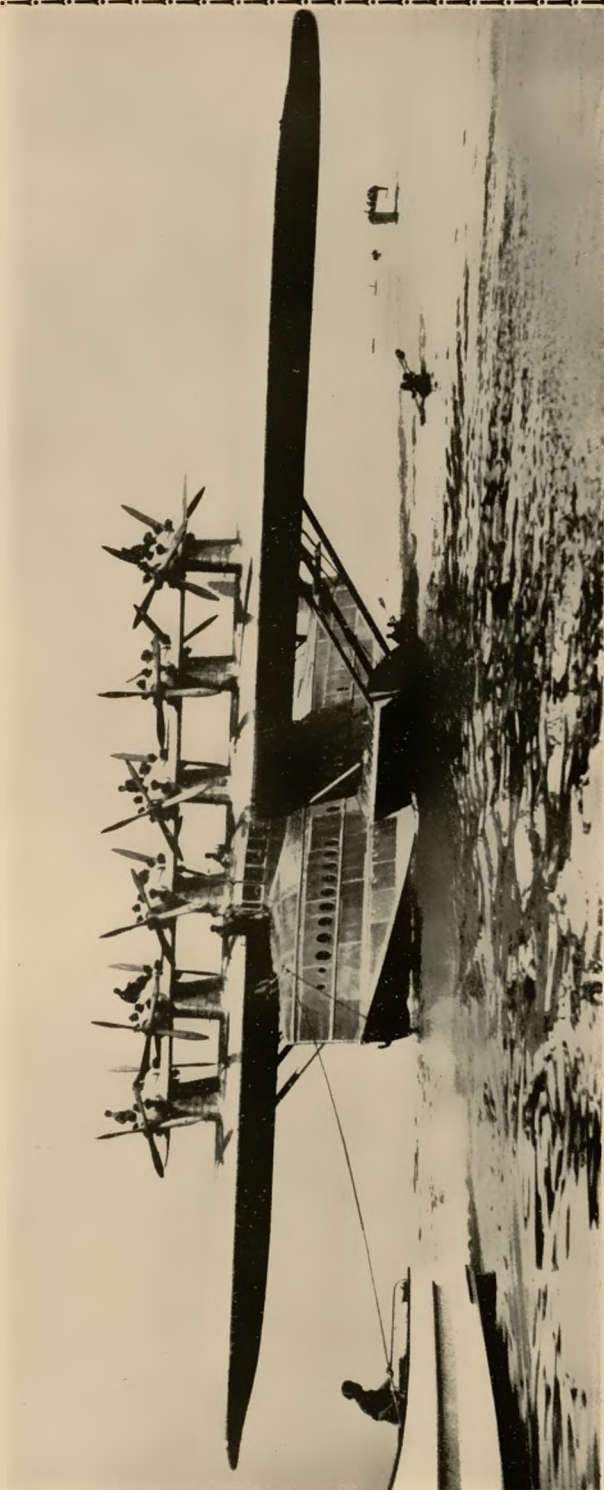


Der „DO X“ von hinten gesehen

Das Bild zeigt die Steueranlage des Flugschiffes und gibt eine gute Vorstellung seiner mächtigen Ausmaße

mäßiger vorzunehmen. In einem Großflugzeug ist der einzelne nicht, wie es in der kleinen Maschine der Fall ist, überlastet, sondern jeder Mann der Besatzung kann seine volle Aufmerksamkeit seiner besonderen Aufgabe zuwenden. Der Erhöhung der Sicherheit dient weiterhin die Steigerung des Leistungsüberschusses und der Leistungsunterteilung der Motoren, die man den Flugzeugen mit wachsender Größe zuteil werden lassen kann. Während der Ausfall eines einzigen Motors bei einem kleinen Flugzeug die sofortige Landung zur Folge hat, bedeutet der Ausfall eines Motors bei einem vielmotorigen Großflugzeug nur eine Leistungsminderung von wenigen Prozenten, die durch eine unwesentliche Leistungssteigerung der laufenden Motoren vollkommen ausgeglichen werden kann. Hinzu kommt, daß bei der geräumigen Unterbringung der Motoren, wie sie bei einem Großflugzeug möglich ist, die Wartbarkeit sich ständig steigert, so daß während des Fluges selbst größere Instandsetzungsarbeiten durchgeführt werden können.

All diese Erwägungen haben im Bau des Flugschiffes „DO X“ ihren Niederschlag gefunden und zu einer Konstruktion geführt, wie sie nach dem gegenwärtigen Stande der Technik vollkommener kaum möglich ist. Der „DO X“ klaffert nicht weniger als 48 Meter weit und verfügt bei zwölf Motoren über eine Maschinenkraft von 6300 PS. Wie gewaltig diese Maschineneistung ist, erhellt am besten aus einem Vergleich mit dem „Grafen Zeppelin“, dessen Motoren insgesamt nur 2750 PS leisten. Die tragende Fläche umfaßt 490 Quadratmeter. Der Kumpf des neuen, ganz aus Duraluminium erbauten Flugschiffes, dessen Konstruktion insgesamt zweieinhalb Jahre in Anspruch



Der „DO X“ auf dem Bodensee. Die Tragflächen klaffern 48 m weit



Der viermotorige Dornier-Superwal im Fluge

genommen hat, ist vierzig Meter lang und beinahe zehn Meter hoch, also drei Stockwerke, hoch. Er ist in drei Decks eingeteilt, von denen das mittlere, zwanzig Meter lang und etwa zwei Meter hoch, ausschließlich für die Unterbringung der Fluggäste bestimmt ist. Die Räume sind mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, die der Reisende heute auf großen Schiffen zu finden gewohnt ist. Die neun Mann starke Besatzung ist im Oberdeck untergebracht. Im vordersten Raum, der beste Sicht nach allen Seiten gewährt, haben die beiden Führer ihren Platz, denen lediglich die Steuerung des Schiffes obliegt. Dahinter befindet sich der Navigationsraum für den Kommandanten und den Beobachtungsoffizier. Vom angrenzenden Hauptschaltraum aus überwacht ein Ingenieur mit Hilfe einer übersichtlichen Schalt- und Kontrollanlage die zwölf Antriebsmotoren. Ihm sind vier Mechaniker beigegeben, die durch die Flügel hindurch jederzeit zu den Motoren gelangen und so etwaige Störungen während der Fahrt beheben können. Die zwölf luftgekühlten, sternförmigen Siemens-Jupiter-Motoren sind paarweise hintereinander, also im sogenannten Tandemsystem, angeordnet und treiben die zwölf vierflügeligen Luftschrauben. Jeder der zwölf Motoren entwickelt 525 PS. Die Motoren sind so bemessen, daß acht von ihnen genügen, das Fahrzeug noch flugfähig zu erhalten. Im Oberdeck ist außerdem noch der Funtraum untergebracht sowie der Hilfs-

maschinenraum mit einem selbständigen kleinen Verbrennungsmotor, der die für Triebwerk und Flugzeug erforderlichen Hilfsmaschinen antreibt.

Das Unterdeck ist für die Aufnahme der Benzin- und Ölbehälter sowie der sonstigen Vorräte und der Fracht eingerichtet. Das Flugschiff vermag eine Last von zwanzig Tonnen zu tragen, wovon allein elf Tonnen zählende Last sind. Die Reisegeschwindigkeit des „DO X“ ist auf 190 Kilometer stündlich veranschlagt, die Höchstgeschwindigkeit auf 250 Kilometer. Mit 100 Passagieren und einem Brennstoffvorrat für sechs bis acht Stunden können mit dem Fahrzeug leicht Strecken von über 1000 Kilometer zurückgelegt werden.

Mit dem Bau des „DO X“ sind wir dem von allen luftfahrenden Nationen erstrebten Ziel, ein für die Überquerung weiter Ozeanstrecken geeignetes Flugzeug zu schaffen, ein gutes Stück näher gekommen. Die bisher gelungenen Überquerungen des Ozeans sind nur sportlich zu werten. Es waren Versuche auf gut Glück, und die Flugzeuge waren durch die Betriebsstoffe so belastet, daß an Zulassung, die doch für einen wirtschaftlichen Betrieb unerlässlich ist, nicht zu denken war. Schwerlich wird der Luftverkehr mit dem eigentlichen Seeverkehr jemals in Wettbewerb treten können, sondern er wird höchstens zu seiner Ergänzung dienen, wenn es sich um Zeiterparnis handelt. Die Frage, ob hier dem Luftschiff oder dem Flug-



Das Großflugboot „Rohrbach-Romar“ im Fluge

zeug die Zukunft gehört, ist auch heute noch nicht entschieden. Der große Vorzug des Luftschiffes besteht vor allem darin, daß seine Ladefähigkeit im Verhältnis zum Auftrieb ungleich höher ist als die des Flugzeuges und daß es infolgedessen eine viel größere zahlende Last über weite Strecken ohne Zwischenlandung zu tragen imstande ist als das Flug-

zeug. Man kann deshalb unter der Voraussetzung, daß sich die sonstigen Vor- und Nachteile beider Systeme die Waage halten, sagen: Weite Strecken ohne Zwischenlandungsmöglichkeiten, also vor allem die Überseestrecken, gehören auch heute noch dem Luftschiff, denn wenn die Flugzeuge solche Strecken auch überwinden können, so wird der Betrieb



Das Junkersflugzeug G 31 im Fluge

doch unwirtschaftlich sein. Kürzere Strecken und solche über Land, wo eine genügende Anzahl von Zwischenlandeplätzen zur Betriebsstoffergänzung vorhanden ist, können heute mit größerem Erfolg durch Flugzeuge als durch Luftschiffe bewältigt werden.

Das Streben der Flugzeugkonstruktoren geht naturgemäß dahin, die Nachteile, die das Flugzeug gegenüber dem Luftschiff besitzt, nach Möglichkeit auszugleichen, also vor allem das Verhältnis zwischen Brennstoffgewicht und zahlender Last günstiger zu gestalten. Die Transportleistung eines Flugzeuges ist erst dann wirtschaftlich, wenn das Brennstoffgewicht mindestens gleich dem Gewicht der zahlenden Last ist. Dieses günstige Verhältnis zu erreichen, also den Flugverkehr wirtschaftlich zu gestalten, ist das Ziel, dem die Arbeit der Flugzeugkonstruktoren heute vor allem gilt. Schon im Jahre 1910 hat Prof. Junkers die konstruktiven Grundlinien für ein wirtschaftlichen Forde- rungen genügendes Landflugzeug umrissen. Von dem Gedanken ausgehend, daß es wirtschaftlich vorteilhaft sein müsse, den Luftwiderstand auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, hat er damals vorgeschlagen, Motoren, Personen und Lasten in den aus Metall konstruierten Tragflügeln des Flugzeuges selbst unterzubringen. Daß Prof.

Junkers diese Idee, auf die er sich bereits im Jahre 1910 ein Patent geben ließ, bis heute noch nicht verwirklicht hat, liegt lediglich daran, daß in der Technik der Weg vom Plan bis zu seiner Ausführung oft lang und mühsam ist, länger und mühsamer, als die durch Zukunftphantasien irregleitete große Menge oft annimmt. So hat bei den Junkersmodellen, um ein Beispiel zu nennen, die Entwicklung des freitragenden Metallflügels von dreizehn bis zu dreißig Meter Spannweite zehn Jahre gedauert, und jetzt erst, nach bald zwanzig Jahren, ist Prof. Junkers dabei, ein Flugzeug von solchen Ausmaßen zu bauen, daß Motoren und Fahrgäste in den Flügeln Platz haben. Bis zu seiner Fertigstellung wird das Junkers-Großflugzeug G 31 das größte Landflugzeug bleiben. Bei einer Spannweite von 30,30 Meter hat es eine tragende Fläche von 102 Quadratmeter. Die drei sternförmigen Jupiter-Motoren, von denen einer vorn im Rumpf sitzt und zwei seitlich auf den Flügeln aufgestellt sind, leisten insgesamt 1296 PS und geben dem Fahrzeug eine Reisegeschwindigkeit von 170 Kilometer und eine Höchstgeschwindigkeit von 211 Kilometer stündlich. Der über siebzehn Meter lange, wie das ganze Flugzeug aus gewelltem Duraluminiumblech erbaute Rumpf enthält hinter dem mittleren Motor den Führerraum für



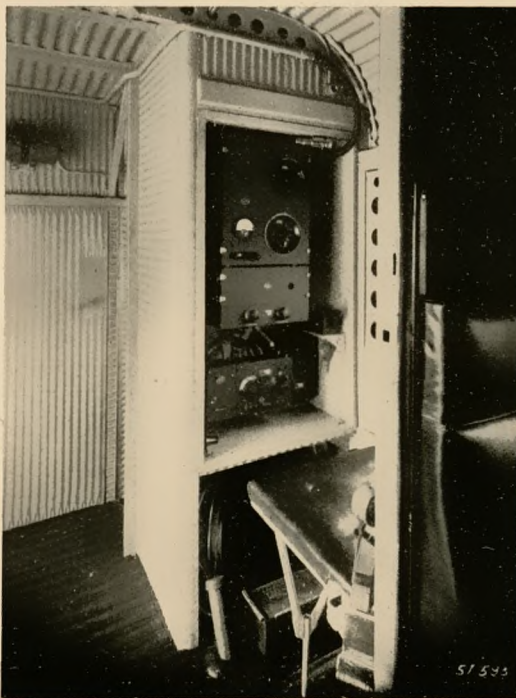
Das dreimotorige Junkersflugzeug G 31, das größte Landflugzeug



Kabine des Junkers-Großflugzeugs G 31

zwei Führer und dahinter den vorderen Fracht- und Hilfsmaschinenraum. An diesen Raum schließen sich drei Passagierkabinenabteile mit Waschraum an sowie weitere Fracht- und Gepäckräume. Die Passagierkabinen weisen elf feste Sitze auf, zu denen im Bedarfsfalle noch fünf weitere Sitze kommen, so daß das Flugzeug einschließlich der Besatzung zwanzig Personen Platz gewährt. Die Betriebsstoffvorräte sind in den Flügeln untergebracht.

Anlage für drahtlose Telegraphie



Von ausländischen Konstruktionen kommt dem Junkers-Großflugzeug G 31 wohl das Ford-Großflugzeug am nächsten, das jüngst seinen Austrittsbefehl in Europa gemacht hat und dabei auch in Berlin vorgeführt worden ist. Es ist gleichfalls ein Eindecker, der eine tragende Fläche von 83,72 Quadratmeter besitzt und dessen geräumige Kabinen vierzehn Fahrgästen Platz bieten. Die Höchstgeschwindigkeit dieser Maschine wird auf 217 Stundenkilometer angegeben.

im Junkersflugzeug G 31



Das Ford-Großflugzeug

Der weiteren Vergrößerung der Flugzeuge über die heute erreichten Maße hinaus stehen technische Schwierigkeiten nicht im Wege, wenigstens soweit es sich um das Fliegen selbst handelt. Anders ist es mit der Möglichkeit, sie zum Abflug und zum Landen zu bringen. Beides ist für die heutigen Großflugzeuge der Landtypen bei voller Belastung ziemlich schwierig, und diese Schwierigkeiten werden bei weiterer Vergrößerung in starkem Maße wachsen. Es ist daher von verschiedenen Seiten bereits angeregt worden, die Großflugzeuge mit Hilfe einer mechanischen Vorrichtung, eines sogenannten Katapults, zu starten, wie dies ähnlich die Brüder Wright bei ihrem Flugzeug schon getan haben und wie es heute beim Start der Flugzeuge von Seeschiffen aus geschieht. Ein anderer Vorschlag geht dahin, die Flugzeuge mit geringer Last abfliegen und sie dann erst nach dem Start durch kleinere Flugzeuge voll beladen zu lassen. Vor ein paar Jahren wäre ein solcher Vorschlag vielleicht noch phantastisch erschienen, heute aber eröffnet die in jüngster Zeit bereits häufiger durchgeführte Betriebsstoffübernahme im Fluge seiner Verwirklichung günstige Ausichten.

In jedem Falle stehen wir noch mitten in der Entwicklung und dürfen erwarten, daß die

Großflugzeuge noch weit über die heute gesetzten Grenzen hinauswachsen werden. Auch die Frage, ob sich das Großflugzeug für einen wirtschaftlichen Überseeverkehr eignet oder ob dieser einstweilen noch dem Luftschiff vorbehalten bleiben wird, dürfte bald eine Klärung erfahren. Die Luft-Hansa plant, demnächst eine ständige Flugverbindung zwischen Travemünde und Pernambuco in Brasilien zu schaffen und für den Betrieb dieser Linie Flugboote vom Typ „Rohrbach-Romar“ zu benutzen. Diese Flugboote sind neben dem „DO X“ die größten, die es gibt. Ihre Flügelspannweite beträgt rund 37 Meter und ihre drei Motoren entwickeln insgesamt 2000 PS. Die Luft-Hansa rechnet damit, daß diese Boote die Strecke Travemünde—Pernambuco in vier Tagen durchfliegen werden, was gegenüber dem Dampferverkehr einen Zeitgewinn von vierzehn Tagen bedeuten würde.

Wie immer die Entwicklung des Flugverkehrs sich in Zukunft gestalten wird, ob dem Luftschiff oder dem Flugzeug der Sieg gehören wird oder ob, was wahrscheinlich ist, beide sich in friedlichem Wettbewerb das Luftmeer teilen werden, wir dürfen stolz darauf sein, daß deutsche Erfindungskraft und deutscher Wagemut dieser Entwicklung die Wege gewiesen haben.



St. Georg

Nach einem Holzschnitt von Erich Feyerabend

# Frau Hirschberg

Von Friß Müller-Partenkirchen

Frau Hirschberg war unsere Näherin. Alle vierzehn Tage war Gewandappell für uns sechs — fünf Buben und ein Mädel. „Hosen, Röcke vorgewiesen! Heute kommt Frau Hirschberg, Kinder!“ hieß es.

Und dann kam sie angewackelt und besichtigte zunächst im groben einen großen Kleiderberg mit Böchern, Triangeln, Aufschlitzungen, Ausfransungen, Durchwekungen, Unterlagsbedürftigkeiten und so weiter.

„Dß, dß, dß,“ machte sie mit einem sonderbaren Schnalzen, „dß, dß, dß, ich sag's ja — die Buam, die Buam!“

„Frau Hirschberg,“ warf ich ein, „von unserer Schwester ist nicht weniger zerrissen.“

„So? No ja, no ja — aber d' Hauptsach' sind halt doch die Hosenboden bei die Buam. Dß, dß, dß, wie sie's nur grad anstell'n, möcht ich wissen...“

Aber es war nur eine rhetorische Frage. Denn sie fuhr gleich weiter fort:

„Dß, dß, dß, an Gußeisernen, wenn ma' ihnen setzt hinten, Frau Müller, den täten s' auch zerreißen.“

Beleidigt über den Gußeisernen, gingen wir aus dem Zimmer.

„Ja, schaun S' nur grad her, dß, dß, dß,“ hörten wir es noch draußen auf dem Gange.

Aber wenn wir wiederkamen, war aller Schaden repariert.

„Dß, dß, dß,“ machte Frau Hirschberg, „und wenn ich wiederkomme in vierzehn Tag, werd'n Ihre Herrn Buam hoffentlich nicht wieder gar so viel zerrissen hab'n, Frau Müller. Dß, dß, dß, es is ja ganz aus der Weiß' heutzutage, so a Wildigkeit hat's doch zu meiner Zeit net geb'n, Frau Müller. So, und jetzt psüat God beisammen...“

Frau Hirschberg hatte einen festen Tageslohn. Eine halbe Mark bekam sie für den Tag, bei freier Kost, eine halbe Mark... Seit Jahren schon. Mehr nahm sie nicht, um keinen Preis. Ich weiß noch gut, wie sie die Mark zurückgab, die die Mutter geben wollte.

Frau Hirschberg hatte einen Sohn. Der ging vor vielen Jahren nach Amerika. Auch von uns fünfen wollte einer übers große Wasser.

„Also nacha, Herr Hans, net wahr: grüßen S' mir mein Alois halt, wissen S'...“ und dabei beugte sie sich mit plötzlich intensiver Sorgfalt tief über einen Hosenschaden unseres Jüngsten.

„Wo wohnt Ihr Sohn, Frau Hirschberg?“

„Ja, die Straßen weiß ich nimmer, ich hab mir denkt...“

„Den Ort, Frau Hirschberg, mein ich.“

„Den Ort? Halt in Amerika, Herr Hans, Sie müssen ihn schon finden, wenn —“

Hans wollte lachen. Aber Mutter winkte mit den Augen.

„— wenn Sie sich umschaun, gelt, das tun Sie? Und sag'n S' halt dann an schönen Gruß, an schönen Gruß...“

Noch tiefer beugte sie sich über ihre grausame Flickarbeit. Fast nicht mehr aufschau wollte sie. Und das heiße Bügeleisen machte an der Stelle, wo die alten Augen graben drüber waren, einen Zischer... .

„Zarwohl, Frau Hirschberg,“ sagte Hans mit starker Zuversicht, „ich find' ihn schon, den Alois.“

Unter siebzig Millionen Menschen in einem Riesenlande, wo kein Mensch sich um den andern kümmert... .

Von da ab, wenn sie kam, vergaß sie auf das „dß, dß, dß,“ ... und fragte vorher regelmäßig:

„Nun, was schreibt der Herr Hans? Hat er ihn schon g'fund'n?“ Hans fand ihn nie, den Alois. Wir aber fanden nur zu bald, daß dieser Sohn ein Taugenichts gewesen war und ein gerüttelt Maß von Herzeleid über seine Mutter ausgoß, ehe er nach drüben ging vor Jahren. Freilich, freilich — mit der Liebe seiner Mutter hat das alles nichts zu tun. Und uns war es gar nicht wohl, wenn wir vierzehntäglich auf ihre Frage sagen mußten:

„Nein, noch nicht, Frau Hirschberg — aber er wird ihn schon noch finden.“

Dann kam ein Fliedtag, wo Frau Hirschberg ausblieb. Seit dreizehn Jahren oder so zum ersten Mal. Da wanderte die Mutter auf den Unteranger Nummer sechsunddreißig, stieg die steilen Treppen aufwärts, klopfte und trat ein:

„Nun, Frau Hirschberg, krank?“

„Oh, mei', wie mich des freut, daß Sie kommen, dß, dß, dß, und der Herr Sohn ist auch dabei, dß, dß, dß, was wäre denn jetzt net des...“

„Wie's Ihnen geht, Frau Hirschberg, möchten wir auch wissen.“

„Oh mei, morgen bin ich wieder auf, es ist ja nicht der Mühe wert, nur a bissel schwindlig, dß, dß, dß, wissen S'.“

Wir wußten's nicht. Jedoch der Arzt, der nachher kam, der wußte es und sagte auf der Treppe ruhig und freundlich:

„Wie lange noch meinen Sie? Drei, vier Tage vielleicht. Da sind wir leider hilflos.“

Aber einen Kummer hat sie — nicht? Sie spricht da immerzu von einem Sohn. . .“

Am nächsten Tage ging ich nach der Schule auf den Unteranger. Die alte Näherin war matt, so matt. Aber in den Augen brannte es. Brannte es stets von derselben Frage:

„Nun, hat er ihn gefunden, meinen Alois?“

„Nein, Frau Hirschberg, aber mir hat Hans geschrieben, er sei ihm auf der Spur.“

Ich weiß nicht, wie mir diese glatte Lüge plötzlich auf die Lippen kam. Und erschrocken war ich erst, als ich die Wirkung sah. Auf schrie sie vor Freude.

Zwei Tage darauf ging es zu Ende. Meine Mutter war noch vormittags bei ihr. Und nachmittags kam ich auch nochmal. An einem Ansichtskartenhändler ging mein Weg vorbei.

„Haben Sie eine Karte von New York?“ fragte ich im Laden.

„Ja, diese mit der Freiheitsgöttin — schön, nicht wahr?“

„Die nehme ich.“

Dann schrieb ich auf die Karte. Fest und sicher — an mich selbst. Und mit Absicht klebte ich die gebrauchte Washington Zweigcentmarke aus meinem Markenbuch darauf. Mit dem Gummiarabikum des Ansichtskartenhändlers. . .

Vor der Tür nahm ich einen Anlauf.

„Frau Hirschberg, Frau Hirschberg, schau'n Sie her, der Hans schreibt eine Karte — er hat ihn jetzt gefunden, den Alois — ja, freilich, freilich — ja, das da vorne ist der Hafen von New York — die Freiheitsstatue, jawohl —

da lesen Sie es selber, was darauf steht, Frau Hirschberg.“

„Dß, dß, dß, bittschön, lesen Sie mir's vor, dß, dß, dß.“

Ach, wie klang es matt, dieses altgewohnte „dß, dß, dß.“

Und wie hell und sicher meine Stimme, womit ich vorlas:

„Lieber Bruder! Denke Dir, soeben traf ich den Herrn Hirschberg Alois. Es geht ihm gut, sehr gut. Er sieht vortrefflich aus. Seine Mutter läßt er herzlich grüßen. Bald schreibt er selber. . .“

Was soll ich weiter sagen?

Mit dieser Karte in den alten, nadelzerstochenen Händen starb sie noch am gleichen Abend.

Mutter war von ihr zur Testamentsvollstreckerin erbeten worden. Ich sah sie noch vor mir, die alte Lade, wo sie ihre Schätze hatte. Lauter Fünfszigpfennigstücke in kleinen Rollen mit Papier umwickelt. Und darauf stand deutlich ausgezeichnet:

„Für meine Beerdigung.“

„Für den Vinzenzverein.“

„Für die Blindenanstalt da und da.“

Sieben Päckchen waren es im ganzen, alle mächtig hohe Pfeilerchen von Fünfszigpfennigstücken. Und das letzte Päckchen war:

„Für meinen Alois.“

Alle Päckchen bis auf dieses letzte haben wir in Treuen der Bestimmung zugeführt.

Das siebente aber habe ich mit Siegellack petschiert! Und so lange, bis der Alois kommt und es sich holt, so lange liegt's auf meinem Schreibtisch als Briefbeschwerer.

Der Alois wird es schon verzeihen.

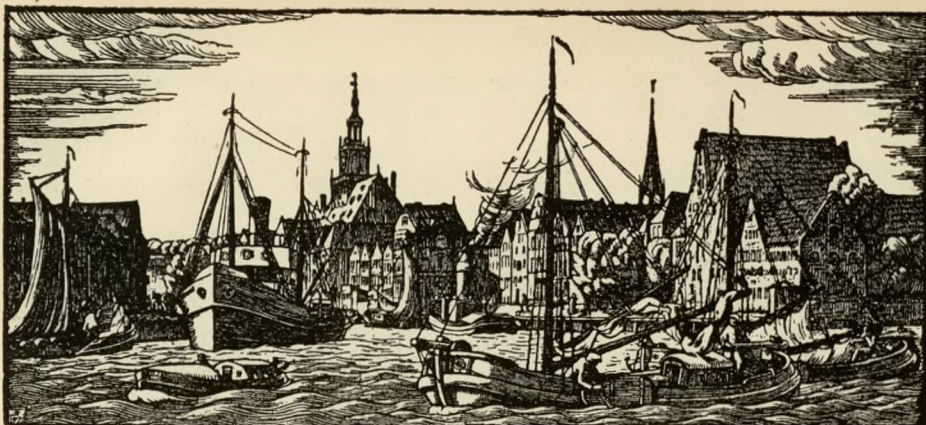
## Spätherbst

Nun haben auch die letzten Erntewagen zur vollen Scheuer sich gesellt, und tief sehnt sich nach winterlichen Tagen das weite, sommermüde Feld.

Noch einmal lächelt mild die treue Erde, ein Lächeln halb schon traumumweht, gleich einer Mutter, die nach viel Beschwerte, tagmüd zur späten Ruhe geht.

Otto Dußer





Die Stadt Emden

## Erich Fenerabend, ein Meister des Holzschnittes

Von Dr. E. Machill / Mit 18 Abbildungen



enn das Bestreben aller Kunst großen Stils darin besteht, vom bloßen Ausdruck des seelischen Erlebnisses zu reiner Gestaltung in künstlerischer Form vorzudringen, so muß es dabei gleichgültig bleiben, welcher Mit-

tel sich der schaffende Künstler zur Gestaltung seiner künstlerischen Idee bedient, ob er große farbige Kompositionen entwirft, oder ob er sich damit begnügt, seine künstlerischen Absichten durch das einfache Mittel des Schwarzweiß-Holzschnittes zu erreichen. Der genießende Betrachter eines Kunstwerks mag leicht geneigt sein, einem farbigen Gemälde höhere künstlerische Werte zuzuprechnen als einer schlichten Graphik. Es bleibt aber dennoch ein Grundgesetz jeglicher kunsttheoretischer Betrachtung und ästhetischer Wertung, daß sich der Stil eines Künstlers größer und reiner offenbart, je einfacher die Mittel sind, deren er sich zur Verwirklichung seiner Ideen bedient. In der schlichten, rasch und sicher hingesezten Zeichnung, in einer gut durchkomponierten Graphik verrät sich das unbedingte Können und die sichere Meisterschaft eines Künstlers unmittelbar, überzeugender und reiner als in einer großen, farbigen Bildkomposition, die dem Maler eine Vielzahl von Möglichkeiten

bietet, Fehler und Unsicherheiten des Auges und der Hand geschickt zu verbergen und im Reiz der Farbe untertauchen zu lassen. Bedient sich aber der Künstler einer primitiveren Technik, wie es beispielsweise beim Holzschnitt der Fall ist, so muß er sich darüber klar sein, daß er mit jedem Schnitt ein unverfälschtes und aufrichtiges Zeugnis seiner künstlerischen Fähigkeiten schreibt, daß er hierbei weder sich, noch dem Betrachter über seine Gestaltungskraft und die Beherrschung der künstlerischen Komposition etwas vormachen kann. Das schlichte Schwarzweiß zwingt zu unbedingter Wahrheit und macht jede Täuschung unmöglich.

Stellt der Holzschnitt so auf der einen Seite höchste Anforderungen an den Künstler, so ermöglicht er andererseits durch die verhältnismäßige Einfachheit der technischen Handhabung kraftvollsten Ausdruck und ursprünglichste Darstellung eines künstlerischen Erlebnisses. Gegenüber der Farbe bedeutet Schwarzweiß den Ausdruck größter Konzentriertheit und Kraft. Darum hat der Holzschnitt auch in der jungen Künstlergeneration so viele Anhänger und Freunde gefunden. Für einen Teil der Expressionisten ist er geradezu die eigentliche künstlerische Handschrift geworden. Krieg und Revolution brachten eine wahre Hochflut von Holzschnitten hervor, in denen die jungen Künstler die gewaltigen Erlebnisse, unter denen die Menschheit in jenen Tagen stand, ausstürmten. Von diesem bloßen Erlebnisrausch und wild



Erntezett

hinströmenden Spiel der Phantasie, das viele dieser Blätter, oft in naivem und fast rührendem Nichtkönnen und künstlerischem Versagen, weisen, bleibt ein weiter Weg bis zum wahrhaft künstlerischen Holzschnitt, dessen Wert nicht im rauschenden Erlebnis zu suchen ist, sondern, wie der aller Kunst großen Stils, im geruhigen Sein selber liegt. Nicht viele Künstler können sich rühmen, diesen Weg zu Ende gegangen zu sein, der strenge Arbeit, unerbittliche Wahrhaftigkeit und ernststen Willen zur Gestaltung verlangt und eine Absage ist an alle Effekthascherei, an jeglichen Versuch zu blenden und sich selbst und die Welt über das eigene Können hinwegzutäuschen.

Erich Feherabend ist einer jener Künstler, die sich für diesen Weg der Selbstzucht und

Wahrheit entschieden haben und der heut als Neununddreißigjähriger auf der Höhe seines Schaffens in unbestreitbarer Meisterschaft

steht. Obwohl er seine Heimat, den Niederrhein, in früher Kindheit verließ, fühlt er sich doch in allem als ihren Sohn und kann den Niederdeutschen auch in seiner ganzen äußeren Erscheinung nicht verleugnen. Helläugig, blond, mit breiten Schultern und von riesenhaftem Wuchstritt er uns wie eine jener altdeutschen Riefengestalten entgegen, in deren Händen man sich leichter das Schwert oder den Hammer als die Werkzeuge des Künstlers denken kann. Nun, er handhabt Pinsel und Stichel auch mit wuchtiger Stärke und überzeugender Kraft als ein des echten Mannes würdiges Werkzeug. Nichts ist an ihm von überem-



Ringelreihen

## Januar



psindlichem, nervösem, verzärteltem Künstlertum. Ganz Männlichkeit, ganz gesunde Kraft erfüllt er seine künstlerischen Aufgaben mit Ernst und Fleiß. Es schenkt sich ihm nichts, wie noch keinem Künstler ein wirkliches Kunstwerk mühelos in den Schoß gefallen ist. Das will erarbeitet fein in nimmermüdem, unablässigem Ringen mit dem spröden Stoff, der nicht die Gestalt annehmen will, die der Künstler entzückt im Geiste schaute.

Der Weg zur Kunst ist Feyereabend nicht leicht geworden, er fand ihn auch verhältnismäßig spät, nachdem er schon einige Jahre dem kaufmännischen Berufe nachgegangen war. Er besuchte dann in Berlin die Akademie und nahm den üblichen künstlerischen Bildungsgang, auf den er heut, von der Höhe seines Schaffens, mit leiser Verächtlichkeit herabsieht in der Erkenntnis, daß in allen wirklich wichtigen Dingen der Künstler doch immer Autodidakt sei und sein müsse. Man könne nicht schnell genug das vergessen, so meint er, was man auf der Akademie gelernt habe. Er ist aber gerecht genug hinzuzufügen, daß der akademische Betrieb

4 Kalenderblätter

dem rückschauenden Künstler wohl in der Hauptsache deshalb so bedeutungslos erscheine, weil der wirklich schöpferische Mensch sich eben weiter entwickle, fort vom Akademischen zur Eigenpersönlichkeit in seinem Künstlertum.

Das entscheidende Erlebnis für die Kunst und Persönlichkeit Erich Feyereabends war der Krieg. Im Grauen der Schlachten, einem blind waltenden Schicksal hilflos und ohne Widerstand ausgeliefert, erlebte er mit aller Klarheit und Bewußtheit den unaufhaltbaren Untergang aller bisher gültigen Werte. Im Schützengraben brach aller Schein, alles Unwahre und Verlogene der Zivilisationskultur in sich selbst zusammen.

## Februar



Die große Entscheidung Leben oder Tod stand vorjedem einzelnen aufgerichtet, ohne daß es in seiner Macht lag, sie nach seinem Wunsch und Willen zu fällen. Vor dieser Frage verblaßten alle Zufälligkeiten des Standes und der Geburt, bestehen blieben allein in ihrem Ewigkeitswert die Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Kamerad

zu Kamerad, die Bande der Freundschaft und des Blutes, die den Kämpfer mit der Heimat verbanden. Es galt und bestand das über alle Schauer der Schlacht triumphierende Bewußtsein des Lebens, des Seins im Lichte,

## März



## April



inmitten einer Welt von Untergang. Und eine Zeit, die viele vernichtete, und Erlebnisse, die andere in den Wurzeln ihres Seins lähmten, haben Feyerabend zum Manne und zum Künstler reifen lassen, der stark und froh seine Kräfte rührt, dankbar in dem Bewußtsein, am Wiederaufbau einer zerstörten Welt mitarbeiten zu können.

So ging er, aus dem Felde zurückgekehrt, mit neuem Mut und ungebrochener Kraft an seine künstlerische Arbeit heran. Es galt einen neuen Anfang. Abgetan mußte werden alles Schwache, Verspielte, Zufällige und Konventionelle. Daseinsrecht hatte in seiner Kunst fortan nur das, was kraftvoll und gesund, wesentlich und allgemein gültig war. Keiner der herrschenden Kunstströmungen schloß sich Feyerabend an, er war weder Expressionist, noch ist er jetzt Anhänger der neuen Sachlichkeit. Mit Schlagwörtern ist seiner Kunst nicht beizukommen. Als starke Eigenpersönlichkeit schafft er, wie es den Notwendigkeiten seines Wesens entspricht, eignet sich aus der Kunst vergangener

Epochen und der Gegenwart das an, was ihm verwandt und wesensgemäß erscheint und weist entschlossen alles zurück, was seiner Eigenart nicht entspricht.

So malt er seine Bilder in

## Mai



## September



## Oktober



## November



gelassener Ruhe, Kraft und Ausgeglichenheit, die den genießenden Betrachter innerlich tief befriedigen und beruhigen. Unsere Leser kennen einige seiner Bilder, die als farbige Blätter in den Festen der letzten Jahre er-

schienen sind. Seinen heiligen Franziskus, der, liebevoll dem kleinen Getier zu seinen Füßen sich neigend, die Vogelpredigt hält, sein stilles, frommes Altarbild, den prachtvoll derben Kopf eines Landmannes und schließlich das Selbstportrait des Künstlers, auf dem er sich mit seinem treuen Begleiter, einem starken Dobermann, darstellt.

Gern malt er das Tier, dem seine besondere Liebe gilt. Ruhig im Grünen gelagerte Kühe, einen trohigen jungen Stier, den Hund. Oder er vertieft sich liebevoll und schier andächtig in ein Stückchen sommerlichen Gartens, malt mit leuchtenden Farben den bunten Teppich der Blumen auf saftigen Wiesen grün. Seine Frauengestalten, eine Eva im Paradies, ein junges Mädchen im Wald, sind hold und schön und innig gemalt, ohne jede Weichlichkeit, in keuscher und herber Kraft. In ihrer Naivität, Kraft und Innigkeit gemahnen seine Bilder oft an die alter deutschen Me-



Illustration  
zu Webers „Dreizehnlinden“

er sich auch innerlich stark hingezogen fühlt.

Soviel über den Maler Erich Feherabend. Zum Holzschnitt fühlt er sich durch besondere Veranlagung hingezogen. In Frankfurt lebte im 16. Jahrhundert ein Holzschnneider seines Namens, auf den er als Vorfahren zurückblickt und dessen Begabung und Liebe für den Holzschnitt er in sich lebendig fühlt. Wie jeder echte Mann liebt er sein Werkzeug. Es sei so schön, im Holz zu arbeiten, erzählt er, und es bereite ihm schon Freude, die schimmernde, weiche Holzplatte in den Händen zu haben, auf der es sich so wunderbar zeichnen ließ. Um wieviel schöner und befriedigender sei doch die Arbeit in so lebendi-

gem Material als in totem, kaltem Metall oder Stein.

Wenn man Feherabend bei seiner Arbeit zusieht, glaubt man ihm, was er sagt, mit solcher Liebe überträgt er die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt komponierte und durchdachte Zeichnung auf das Holz, mit solcher Freude handhabt er Messer und Stichel. Der schönste und immer mit großer Spannung erwartete und ersehnte Augenblick bleibt aber doch stets der, wenn der Künstler den Stock in die kleine Handpresse einspannen kann, die neben seinem Arbeitstisch steht, und wenn er dann das Ergebnis seiner Arbeit auf gelblichweißem, dünnem und zartem Papier vor sich sieht. Das ist ja das schöne



Illustration  
zu Webers „Dreizehnlinden“

und künstlerische am modernen Holzschnitt, daß alle Arbeiten von der Zeichnung bis zum Druck wieder in der Hand eines Künstlers liegen, daß nicht, wie beim Reproduktionsholzschnitt des vorigen Jahrhunderts, die Arbeit sich auf mehrere verteilt, auf den Künstler, der die Zeichnung lieferte, auf den Holzschneider, der die Zeichnung auf das Holz mechanisch übertrug und den Holzstoffschnitt, und schließlich auf den Drucker, der die Reproduktion herstellte. Bei solcher Arbeitsteilung, die schon Arbeitszerreißung genannt werden muß, nimmt es nicht wunder, daß die Holzschnitte des 19. Jahrhunderts so wenig künstlerisch anmuten. Nur wenn alle Arbeiten in der Hand eines Künstlers

liegen, nur wenn der sein Material kennt und mit dessen Eigenart voll und ganz vertraut ist, wird er im Mittel denken können, und nur dann wird seine Technik rein und charaktervoll sein. Und nur dann ist die Möglichkeit vorhanden, daß der entstehende Holzschnitt ein Kunstwerk wird, das einheitlich und geschlossen und zugleich individuell und voll persönlichem Reiz sich darstellt.

Wenn man der künstlerischen Entwicklung Feyerabends auf seinem Lieblingsgebiet, dem Holzschnitt, nachgeht, so zeigt sich auch hier die gleiche Linie, die durch sein ganzes Schaffen geht, das Streben nach Einfachheit, Geschlossenheit und kraftvoller Größe. Wir kennen von ihm einen Holzschnitt, den



Illustration zu den „Deutschen Schwänken“

Dengler, den er in verschiedenen Epochen seines Schaffens bearbeitet hat. Ist in dem ersten Blatt noch allerlei Zufälliges vorhanden, die Gartenede, in der der Mann sitzt, mit ihrem blühenden Gerank und Gesträuch, zeigt das frühe Blatt noch eine ein wenig unruhige und unübersichtliche Vielheit von Linien, in die man sich erst hineinsehen muß, so gibt die jetzige Darstellung nichts als den wuchtigen Umriss des Arbeitenden, und die mächtige Gestalt des Denglers wird zur Verkörperung des sicheren, seiner Kraft bewußten, nachdenklichen Bauerntums.

Immer strebt Feyerabend danach, in seinen Holzschnitten das Typische, allgemein Menschliche darzustellen, Sinnbilder des Lebens zu geben, wie es sein soll, mit seinen kleinen Freuden und seiner harten Arbeit, die aber ihren Lohn auch schon in sich trägt. Er schafft Blätter wie den „Korbmacher“ und den „Schiffer“, die im Verein mit dem „Dengler“ eine Verherrlichung der menschlichen Arbeit bedeuten. In diesen Zusammenhang gehört auch „Erntezeit“, eines der schönsten Blätter Feyerabends, das im Vordergrund die Gestalten eines bäuerlichen Paares zeigt, das von der Erntearbeit heimkehrt. Im Hintergrund breitet sich eine reiche und mächtige Stadt, Symbol alles dessen, was ernste Arbeit schafft. Hier könnte man auch seine Illustrationen zu „Dreizehnlingen“ erwähnen, von denen wir hier unseren Lesern zwei Blätter zeigen, und die völlig in sich geschlossene Kunstwerke sind, das eine eine Darstellung der schweren und doch beglückenden landwirtschaftlichen Arbeiten, das andere ein

Erntefest voll jubelnder Freude und kraftvoll beschwingtem Leben.

Einer seiner Holzschnitte wird mir als besonders eindrucksvoll immer im Gedächtnis bleiben, das Blatt „Friede“. Mann und Frau, in ihren Gestalten und Gesichtern die Züge schwerer körperlicher Arbeit tragend, sitzen auf einer Bank im sommerlichen Garten, ein kleines Kind zwischen ihnen, das sie mit aller Bärtlichkeit, deren ihre harten Gesichter fähig sind, betrachten. In dieser Dreieckigkeit von Mann und Weib und Kind scheint sich der Kreis des Lebens mit allen Mühen und Freuden, das es bringt, zu schließen und in Ruhe und Sicherheit zu vollenden.

Das Leben ist einfach und beglückend, ruft Feyerabend in seinen Bildern und Holzchnitten der komplizierten und verwirrten Welt unserer Tage zu, wenn man es nur natürlich und ernsthaft ansieht, wie es sich paßen läßt, wenn man tut, was die Stunde von uns fordert, wenn man die kleinen Freuden, die der Tag uns schenkt, froh genießt und nicht auf Wunder wartet, die doch nie und nimmer kommen werden. Ein Evangelium des natürlichen und gesunden



Illustration zu den „Deutschen Schwänken“

Lebens sind seine Bilder, das ein jeder leben kann, wenn er es ernsthaft will und sich innerlich löst von allem, was da bei uns schwach und krank, verzärtelt und überspannt ist. In diesem Sinne wollen auch seine Kalenderblätter verstanden sein, die er für seine Freunde als Neujahrsgeschenk gearbeitet hat und die den Kreislauf des Jahres in Arbeit und Freude darstellen, oder sein „Ringelreihen“, den stämmige Kinder so vergnügt und fröhlich um ein kleines Ap-

felbäumchen tanzen. Ein gesunder Humor lebt in diesem Bild, wie Feyerabend überhaupt das Leben gern auch einmal von seiner komischen und humoristischen Seite nimmt.

Seinen Humor läßt der Künstler gern sich auswirken in seinen Initialien, Exlibris und ähnlichen kleinen Gebrauchsgraphiken, an denen er mit Lust und Freude arbeitet. Es reizt ihn, bestimmte, von außen gestellte



Illustration zu den „Deutschen Schwänken“

Aufgaben zu lösen. Beim Exlibris z. B. hat er es am liebsten, wenn der Besteller ihm möglichst viele Dinge angibt, die er in das Buchzeichen hineinarbeiten soll. Dank seiner Gestaltungskraft und seinem kompositorischem Können kommt er auch bei den schwierigsten Aufgaben zu einer befriedigenden und künstlerisch bedeutsamen Lösung, wenn es auch oft mehr Mühe und Nachdenken

kostet, als man es der Arbeit ansieht, die dann so selbstverständlich dasteht.

Erich Feyerabend steht heute auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens als Maler und als Meister des Holzschnittes. Beide Seiten seines Arbeitens sind ihm gleich wichtig und bedeutsam und geben ihm zugleich, wie er mit frohem Lachen sagt, Gelegenheit, sich von der einen Arbeit bei der anderen zu erholen. Sein graphisches Werk füllt viele Mappen, seine Bilder erregen durch ihre kraftvolle Farbgebung Aufsehen und Beachtung in jeder Ausstellung. Er ist ein Fertiger und doch jung und elastisch genug, um weiter an sich und seiner künstlerischen Vollendung zu arbeiten. So erfüllt ist er von Schöpferkraft und Schaffensdrang, daß er der Welt sicher noch viele seiner prachtvollen Werke schenken wird, die in ihrer Gesundheit und Kraft ihr Teil zum Wiederaufbau unseres Deutschland beitragen werden, an das er in frohem Optimismus glaubt.



Illustration zu den „Deutschen Schwänken“

# An der Straße des Lebens

Zwei Skizzen von Berta Summel

## Der alte Bildstock

Wegerich und Tausendguldenkraut, Frauenflachs, Thymian und Raupenfötchen wuchern eng um den grauen, moosbedeckten Sockel. Windschief steht die grünbraune, schlecht behauene Steinsäule.

Aber ein Heckenrosenstrauch hat seine braunen Arme fest darum geschlungen.

Das massive Steinhäuschen ziert ein azurblau gemalter Hintergrund. Wehmütig schaut ein süßes, blaßes Gesicht unter dem breiten Mädchen hervor.

Mantel- und Schleierfarben sind längst von Wetter und Regen verwischt.

Aber sie beten doch alle gern vor der kleinen, traurigen Maria...

Fremde sagen, es sei ein uraltes, bedeutendes Kunstwerk. Doch bekommen hat's noch keiner, um hohe Summen nicht...

Vorhin haben braune Fingerchen einen dicken Busch duftender Neseben hinaufgeschoben.

Jetzt ist alles still...

Der Sommer, der der Madonna ein wunderfeines Lied gefiedelt hat, schmieg den braunen Buschelkopf in Thymian und leuchtende Hornkleopfler — und schläft.

Schwalben taumeln durch die heiße Luft über den alten Stein hinweg. Die Sonne bestickt ihn mit goldenen Fäden.

Ist die blaße Maria auch eingenickt?

Da wird sie schon wieder gestört. Der alte Schäferhannes muß hier ein wenig verschlafen; und der betet gar laut. Weil er nicht mehr gut hört.

Dann fängt die Abglocke zu läuten an; darauf kommen die Landleute heim, alle da vorüber.

Und die Neseben duften so schwer...

Nein, die blaße Madonna kann nicht schlafen — obwohl der alte Bildstock schon so lange hier steht.

## Vorüber

In mattblauen Dämnerschatten steht ein schwarzes Klavier. Darüber, an goldgrüner Tapete, hängt ein Bild — nur das eine im ganzen Zimmer. Ein schmales Männergesicht mit großen, tiefen Augen. Auf dem blankschwarzen Klavier sind, solange es an der goldgrünen Tapete steht, nur Lönslieder gespielt worden; nur die.

Und die sehnen sich allabendlich wieder aus den Saiten.

Die große Stille geht mit tastenden Füßen durch das Dämmergrau. Sie harret Tag für Tag des kupferschimmernden Mädchenhaars, der blaffen, kleinen Hände.

Die iren sieberfeucht über blendendweiße Rissen. Sie gehören der kleinen Klavierlehrerin und einst gefeierten Pianistin Heddy Mefner.

Zehn Jahre sind es nun schon, seit man ihr einen als vermißt gemeldet; und der ist nie wiedergekommen...

So wunderbar hat er mit weichem, geschultem Bariton die märchentiefen, goldreinen Hermann-Lönslieder gesungen!

Damals wurde sie krank. Dann bezog sie mit ihrem alten, lieben Mütterlein hier die beiden winzigen Stübchen.

Und nun geht's zum Sterben.

Heddy Mefner richtet sich auf — die schmalen Wangen leuchten brennend rot. Mit suchenden Augen horcht sie in die Dämmerung. Ob die Mutter nicht bald kommt?

Dann schlägt sie hastig die weißen Rissen zurück und huscht im langen Nachtgewande auf bloßen Füßen nach dem Hinterstübchen.

Sie langt das Bild von der goldgrünen Wand... Einmal noch tasten die unruhigen, wachsblichen Mädchenfinger nach der schimmernden Klaviatur:

o bittere Not

und — o Weh — und o Weh!

— Ein warmes Rot, hell wie Osterfrühmorgenschein, färbt den weichen Teppich.

In dem schwarzen Klavier hat sich ein herber Wehlaut gefangen; zitternd irrt der Wiederhall um kupfergoldnes Haar — und stirbt an goldgrünen Wänden...

# Die Königreiche der Trine Hansen

## Roman v. Anna Hilaria v. Eckhel

### I. Das Buch der Sonne

Ab es damals, Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, einen Menschen in Triest, der die Villa Hansen, oder, wie es dort im Volksmund heißt, der nicht das Haus, sondern das Grundstück wertet: die „Campagna Hansen“ nicht kannte? Man zeigte sie dem Fremden, der danach fragte, gerne und gab ungefragt die Erläuterungen dazu: Es ist die Campagna des Herrn Ernst, in der jetzt noch seine Witwe, die Marktgräfin, und sein ältester Enkel, der Herr Justus, der die wunderschöne Wienerin zur Frau hat, wohnen. Der Herr Justus hat seine Kindheit schon dort verlebt, er ist ja von der Großmutter erzogen worden nach dem Unglück in der Bucht von Ruggia. Ja, diese Bucht von Ruggia mit ihren heimtückischen Böen, die hat schon viel Leid verschuldet! Der zweite Sohn des Herrn Ernst, der Herr Kaspar, hat sich in St. Andrea eine Villa gebaut, ein indischer Fürst kann keine luxuriöseren haben. Die Feste, die dort gefeiert werden, machen mehr von sich reden als die des Statthalters, er hat nicht umsonst eine Trebis geheiratet! Die Trebis gehören nämlich zu den reichsten Familien der griechischen Kolonie, die Villa trägt auch ihren Namen: „Kalliope“. Man munkelt, der alte Hansen sei nicht einverstanden mit dem prunkhaften Treiben. Der alte Hansen ist ein strenger Herr, so der richtige Deutsche aus dem Norden, so ein „Herr Muß-sein“. Er wohnt immer noch in dem Hause, in dem er sein Geschäft im kleinen begonnen, der alte Hansen mit den hundert Augen. Die Leute erzählen nämlich, er habe auf dem Fußboden jedes Zimmers Schiebefensterchen angebracht, durch die er Tag und Nacht die Lagerräume und das Kontor beobachten kann. Wie dem auch sei: nichts entgeht den Augen des alten Hansen. Und genau ist er, auf den halben Kreuzer genau — nein, mit dem alten Hansen ist nicht zu spaßen! Aber: eine Arbeitskraft — mehr als ein Duzend Pferde! Und was er anpackt, geißelt, er wäre imstande, aus Meerwasser einen Palast zu bauen — was er will, das kann er, und die Menschen sind Wachs in seinen Händen! Und: ein Ehrenmann! „Galantuomo“ sagten die Triestiner vom alten Hansen, und sie sagten es mit Stolz.

Von der Campagna Hansen sagten die Triestiner: „La bella campagna“. Und sie hatten recht: es war ein schöner Grundbesitz! Das Haus lag zweistöckig und breit, in seiner äußeren Behäbigkeit die innere Geräumigkeit bekundend, in dem wohlgepflegten Biergarten, durch den die geschweifte, von Lagushecken umsäumte Einfahrt nach dem Garten anstieg. Vor dem Hause plätscherte ein Springbrunnen, der jeden Sonntag besondere Wasserspiele trieb.

Es gab Kokostatuetten, Grotten, Lauben und mit Schlingrosen überwachsene Gänge in diesem Garten. Ein Garten voll heimlicher Winkel zum Versteckspielen war er! Aber erst die Campagna! Diese weite Wildnis, in die der Garten sich verlor, die hügelauflagerter über den Rücken des Berges, von dessen Höhe der Obelisk von Opina die Stadt grüßt. Wildnis? Wer kann von Wildnis reden dort, wo Weinterrassen stehen und Feigenbäume, wo der Pfirsich wächst und die Mandel? Und doch! Wenn das hohe Gras im Sommerwind wogte, wenn der steinige Boden dazwischen heiß von Sonne durchglüht nach Thymian duftete, wenn der Atem vom Meer her wehte und ein Flimmern und Glänzen war in der Luft, von dem die Augen übergangen, war herbe Einsamkeit dort oben, war dort oben, so nahe der rastlosen Handelsstadt, eine in ihrem Traum versunkene wilde Welt! Einmal an einem Sonntagvormittag, fand der alte Hansen die kleine Josefa und ihre noch kleineren Geschwister dort oben auf einer der Mauer-einfassungen der Weinterrassen splinternackt in der Sonne liegen. Da fragte er erstaunt: „Ja, was tut ihr denn hier, und wo ist eure Miska?“

„Durchgegangen!“ erklärte die kleine Josefa glücklich. „Wir spielen Eidechse, Onkel Muß-sein, reiß mir schnell ein Bein aus, möcht' probieren, wie die Eidechse sich freut, wenn ihr der Schwanz nachwachsen tut.“

„Dir wächst kein Bein nach.“ — „Aber doch, in der Sonne!“ Die großen Augen der kleinen Josefa sahen gläubig in das goldene Licht.

„Du weißt immer alles besser, Fräulein Aber-doch!“ sagte der alte Hansen mit einem behaglichen Lächeln und bückte sich, ihr den Willen zu tun, indem er an dem rosigen

Züßchen zog. „Siehst du, dein Wein will nicht einmal abgehen, es sitzt fester als der Schwanz der Eidechse.“ Dann ging er, der Mizka zu sagen, wo ihre Durchgänger zu finden seien.

„Wie schade,“ sagte die Josefa und betrachtete verächtlich ihr Wein. Wenn Onkel Muß-sein, der alles konnte, es nicht loskriegte, dann war es aus mit dem Probieren der Eidechsenfreude.

Das Fräulein „Aber-doch“ hatte eine unheimliche Leidenschaft fürs „Probieren“. Dieser Leidenschaft kam die Phantasie der Mizka immer entgegen, aber die Mademoiselle fertigte sie mit dem immer gleichen Grundsatz ab: „La curiosité est un vicio detestable“. Deswegen haßte die kleine Josefa die Mademoiselle, aber die Mizka liebte sie glühend. Was die Josefa haßte oder liebte, das haßten und liebten die anderen Hansenkinder auch, denn die Josefa war erstens ihre Älteste und zweitens sagte die Mama von ihr: „Mit dem Dickschädel meiner anderen Kinder kann man drei Hauswände eintrennen, aber der Dickschädel der Josefa rennt sechs Festungsmauern um, und er bekommt dabei nicht einmal eine Beule.“ Man denke sich, wie dieser Dickschädel der Ältesten den jüngeren Geschwistern nachahmenswert erschien! Und drittens hatten die heiligen drei Könige die Josefa gebracht, während die anderen Kinder nur vom Storch gebracht worden waren, eine Tatsache, die nicht allein die Mama und die „Nonnetta“ (kleine Großmutter, wie die Hansenkinder ihre Urgroßmutter nannten), die auch der Marco bestätigte, der sich sogar rühmte, den heiligen drei Königen damals in der Nacht vom fünften auf den sechsten Januar die Tür aufgemacht zu haben. Dieser Vorzug umgab die kleine Josefa in den Augen der Geschwister mit einem mythischen Zauber, mit einem Element der Ehrfurcht, so wenig man dies merkte, wenn sie sich balgten und zankten, bisßen und krazten, die Hansenkinder, denn sie waren alle mit einem Uberschuß von Temperament begabt. Und der Storch war ein eifriger Vogel im Hause Hansen, fast alljährlich kam er zum Entzücken der Mama Lenimik: „Kinder und Sonne sind nie genug in meinem Hause, und je mehr Gewurrl ich um mich habe, je wohler ist mir.“

Wenn sie alle miteinander nicht fertig werden konnten mit dem Gewurrl, die Amme nicht, die Mademoiselle schon gar nicht, ja manchmal sogar die kluge Mizka nicht, dann kam die Mama geschossen, dann flogen die griechischen Armeel ihres gestickten Schlafrodes und seine Schleppe segte den Boden. Sie hatte Hände, die Maria Magdalena Hansen,

die Lenimik, klein und fein wie Ziligran. Was hätten diese Hände vermocht über die derben Hinterteile ihrer Sprößlinge? Aber doch! „Die Mama bückt sich!“ Schon lähmte ein panischer Schrecken das Gewurrl. Der Pantoffel, ein schlanker, stets mit den Farben des jeweiligen Hauskleides übereinstimmend gestickter Pantoffel war's, federnd im Schlag, von dem die Mizka behauptete, er habe geheime Augen in der Sohle, darum treffe er immer den schuldigen Hinterteil, und er habe geheime Flügel im Absatz, darum brächte er die Mama immer im richtigen Augenblick herbei. Diesen Pantoffel achteten die derben Hinterteile der Hansenkinder, sogar der des kleinen Fräulein Aber-doch. Dieser Pantoffel stand in der Kinderstube in dem Ansehen, das eine rächende Gottheit bei primitiven Völkern genießt.

Sie war so jung Mutter geworden, die Lenimik, und so vielfältig Mutter! Sie gestand es später selber ein, sie habe schweres Lehrgeld zahlen müssen bei der Erziehung ihrer Kinder, besonders bei den ersten Kindern; die letzten hätten den Rahm abschöpfen dürfen von den Erfahrungen, die sie gesammelt, und sie selbst sei auch ruhiger geworden mit den Jahren, ruhiger und klarer. Aber selbst diese letzten Kinder hätten ihr noch manche Muß zu knachen gegeben, denn es kämen für jeden Erzieher Augenblicke, in denen alle Erfahrungen nichts nützen, in denen er wie Columbus auf „terra vergine“ stünde. Jedes Kind sei eben wie ein verwirrtes Wundernäuel, Amt des Erziehers sei es, die wirren Fäden sachte abzuarbeiten, um das zu finden, was Gott darin versteckt. Die Lenimik hat immer so gerne die Gebildete spielte, ihr einmal Rousseaus „Emil“ schenkte, daß sie daraus lerne, ihre Kinder zu erziehen, legte die Lenimik, unbeschwert von aller literarischen Ehrfurcht, das Buch zu unterst in den Bücherschrank. „Eine papierne Mutter soll ich werden? Ich bedanke mich schön! Nach vorgebrachten Antoisungen erziehen? — Wrr! Erziehung ist lebendiger Augenblick!“

Das sagte die Lenimik, weil sie selbst lebendig war in allen Kräften ihrer Seele. Aber sie gestand später, daß ihr die Lebendigkeit oft durchgegangen war in der Jugend und bei den späteren Kindern auch noch manchmal. Dann meinte sie freilich: „Fehler macht jeder Erzieher, aber es ist besser, er macht seine eigenen, als er pfuscht die vorgebrachten nach!“ Und leicht hatte sie das Erziehen wahrhaftig

nicht, die Lenimiy, bei den Hansenschen Dickhädeln!

An einem Sommernachmittag, an dem der Garten schwer nach Lavendel, Lorbeer und Rosen duftete, tat die kleine Josefa ihren ersten selbständigen Gang ins Leben. Das kam so: Die Lenimiy und die Miška und die Agnese, die Amme — damals gab es noch keine gräßliche Mademoiselle — standen im Garten an der Mauer und ließen die drei Kinder, die es damals erst gab, hinüberschauen auf die Straße, die sich sonnenglänzend und einsam zwischen Gartenmauern streckte.

Plötzlich schrie die Josefa begeistert: „Anguriamann! Anguriamann!“

Jenseits der Mauer schob ein Verkäufer von Wassermelonen seinen Handkarren, grell lagen die Früchte, zumeist schon zerschnitten, mit ihrem roten saftigen Fleisch in grüner Schale in der grellen Sonne. Ein Rudel Kinder folgte dem lodenden, fliegenden Stand.

„Bitte, haben, Mama!“

„Wenn du dir selbst eine holst, ganz allein?“

Aber wenn die Lenimiy gemeint hatte, es würde die Kleine erschrecken, aus dem geschützten Garten zu dem fremden Mann laufen zu müssen, mitten hinein in das Rudel fremder Kinder, irzte sie sich; zappelnd vor Unternehmungslust jauchzte die kleine Josefa: „Selber holen“.

Die Lenimiy begleitete ihr Kind ans Gartentor. „Du mußt aber schön artig sein mit dem Verkäufer“, mahnte sie. „Schau, so wie der Mann dort sind dein Urgroßvater und Onkel Muß-sein durch die Straßen von Triest gezogen mit ihrem Handkarren und haben Orangen und Zitronen verkauft, dann haben sie die Weltfirma Gebrüder Hansen gegründet, weil sie so ehrlich und so fleißig waren.“

Mit großen Augen hörte die kleine Josefa zu, der Mann mit dem Handkarren wurde ihr plötzlich zu etwas Vertrautem, das zu Onkel Muß-sein irgend eine dunkle Beziehung hatte. Und nun händigte ihr die Mama auch noch ein Bierkreuzerstücklein ein — es war das erste Geldstück, das die Josefa in die Finger bekam —, aufmerksam hörte sie zu: zwei Stück Anguria sollte sie dafür bekommen, eines für Ernsterl, eines für sich, und sie sollte das Geld ja nicht verlieren. Fest schloß sich die dicke Kinderpatzche zur Faust um das Bierkreuzerstücklein.

Die Lenimiy blieb am Gartentor stehen, ihr klopfte das Herz. Es ist doch ein eigenes Gefühl, so ein Kind hinauszuschicken zum ersten selbständigen Gang ins Leben!

Sie sah, wie der Verkäufer seinen Wagen weiter schob und wie die kleine Josefa zu

laufen begann, in heller Angst, er entkäme ihr mit all seiner Herrlichkeit. „Anguriamann, steh — steh — steh!“ schrie die kleine Josefa und fuchtelte mit der festgeschlossenen Faust. Die Lenimiy stellte, wie schon so oft bei ihrer Ältesten, mit heimlicher Genugtuung fest: sie ist keine von denen, die in einem Glas Wasser ertrinken, sie wird sich immer zu helfen wissen im Leben.

Anguriamann und Kind bogen um die Ecke der Gartenmauer, die Lenimiy wartete am Tor, aber die kleine Josefa kam sobald nicht wieder; wenn man zum ersten Mal im Leben selbständig auf der Straße sein darf, kann man aber doch nicht gleich wiederkommen!

Schließlich wurde der Lenimiy bange, im griechischen Schlafrock, in den gestickten Pantoffeln lief sie um die Ecke der Gartenmauer. Da fand sie die kleine Josefa bei einem Bettelweib stehen, der Wagen des Anguriamanns verrollte schon in der Ferne, und das Bettelweib hatte beide Anguriastücke im Schoß. Die Lenimiy hörte noch, wie sie das schöne, in der Triester Gegend heimische Dankeswort sagte: „Gott erhalte dir die Augen, kleines Fräulein.“ Die Lenimiy gab der Alten ein Geldstück, dann nahm sie die kleine Josefa bei der Hand und überlegte beim Heimführen: Wie bringe ich ihr nur den Begriff des Eigentums bei, ohne daß sie darüber erschrickt? Und sie sagte: „Du hast recht getan, dein Stück der armen Frau zu schenken, aber Ernsterls Stück war nicht das deine. Was anderen gehört, das darf man nicht verschenken, jetzt wird Bubi weinen, weil er keine rote Anguria bekommt!“

Da fing die kleine Josefa selber zu weinen an, sie riß sich die Korallenkette vom Halse — „Ernsterl nicht weinen, ich schenk' ihm meine Kette, die ist auch rot!“

In überströmender Zärtlichkeit hob die Lenimiy ihre Älteste an ihr Herz. „Du wirst immer mehr verschenken, als du hast! Weine nicht, behalte deine Kette, wir wollen bei der Nonnetta Gerstenzucker holen für Ernsterl und dich!“

Es gab gewiß keine Ungerechtigkeit und keine Bevorzugung im Hansenhause, alle Kinder wurden gleich geliebt und gleich behandelt, — aber die Josefa war doch die Josefa! War es, weil sie die Älteste war? Hatte sie in ihren großen, stahlblauen Augen einen Zauber, der die Menschen bezwang? Die Josefa war aber doch „die Josefa“ im Hansenhause. Sie bekam kein Stückchen Gerstenzucker mehr als die anderen Urenkel der Nonnetta, der Pantoffel der Mama tanzte nicht einmal weniger auf ihrem Hinterteil als auf dem der Geschwister, die Miška sparte mit

ihren Ohrfeigen und ihren Kraftworten bei ihr so wenig wie bei den anderen — aber doch: unsere Josefa war: „unsere Josefa“ im Hansenhause.

Wann hatte der alte Hagestolz, der Onkel Muß-*sein*, sich je mit Kindern beschäftigt? Die Gräfin erzählte, es hätte immer ein Verlegenheitsverhältnis bestanden zwischen ihm und ihren Kindern und Enkeln, bis diese erwachsen gewesen und er es mit verständigen Menschen zu tun gehabt hätte, aber auch da noch habe seine starre Art eingeschüchtert und jede Vertraulichkeit erstickt.

Die kleine Josefa wußte nicht, was Verlegenheit und Einschüchterung war, darum nannte die Tante Titti sie so oft eine „freche Wanze“, was die Liebe der Josefa zur Tante Titti nicht steigerte.

Freilich erlaubte sich diese kleine Josefa auch Niedageweneses. Welches Kind hätte je gewagt, sich dem Onkel Muß-*sein* in den Weg zu stellen? Und die kleine Josefa lauerte ihm täglich auf, wenn er zur gewohnten Plauderstunde zur Nonnetta kam. Sie hatte noch keine Ahnung von der Uhr, aber instinktmäßig baumelte sie immer etwas vor sechs auf dem Geländer der oberen Treppe, in den kühnsten Verdrehungen nach der Haustür lugend, ob der sehlich Erwartete endlich kam. Wenn mit dem Glodenschlag der steife alte Herr unten auftauchte, sprang die kleine Josefa ihm entgegen und an ihm herauf wie ein junger Hund. Wie hatte der Onkel Muß-*sein* Zuckermehl oder Spielzeug in den Taschen, er schenkte nur an Weihnachten und an den Geburtstagen, dann aber verschwenderisch, er scherzte auch nicht mit der Kleinen, er nahm sie sehr ernst, wie er alles im Leben sehr ernst nahm.

War es gerade dies Ernstgenommenwerden, was die kleine Josefa an ihn kettete? Die Nonnetta erklärte manchmal, etwas aufgebracht: „Sie hat Sie viel lieber als mich.“

Dann antwortete der alte Hansen begütigend: „Gönnen Sie es mir aus christlicher Barmherzigkeit, Gräfin, es ist das erste Kind, das sich nicht vor mir fürchtet.“

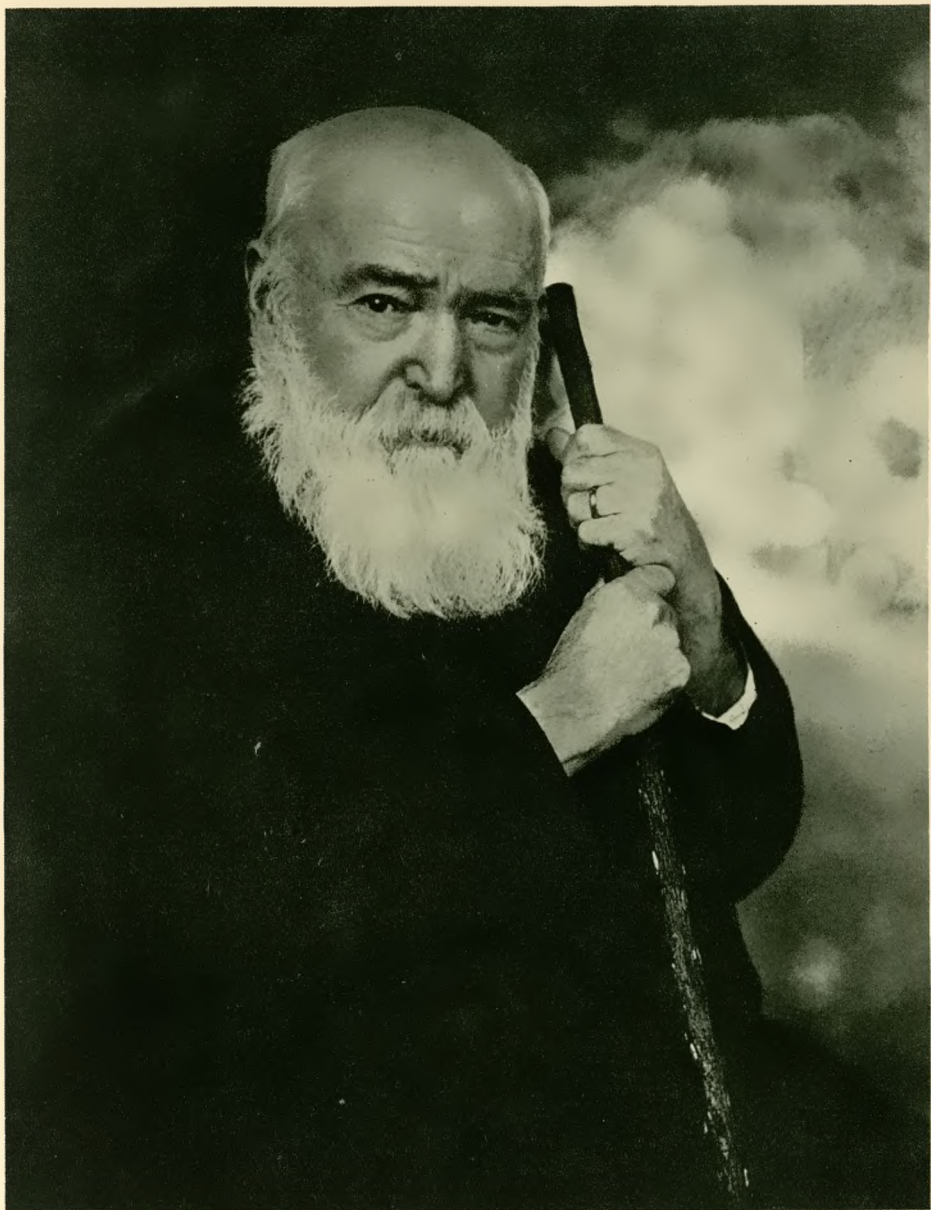
Trotz der Verwandtschaft hatten die Gräfin und ihr Schwager das formelle Sie als Anrede beibehalten durchs ganze Leben — wie einen Trennungstrich.

O, diese Abendstunden in dem Lavendelduftenden Reich der Nonnetta! Schon das Sitzen auf den schwarzen Atlasstühlen, deren Lehnen in verbläuter Gobelinstickerei so seltsame Wappenbilder zeigten, stimmte feierlich, erwartungsvoll. Und dann die Schachteln, die die Lisa brachte, die Lisa, die der Nonnetta

das Brautkleid angezogen und den Brautschleier gesteckt, die Lisa mit dem weißen Haarschöpfchen unter der weißen Haube, die Lisa mit der scharfen Raubvogelnase und den überlangen Ohrläppchen, woran die schweren Goldbreifen baumelten, die Lisa mit dem schmächtigen kleinen Figürchen, das noch immer in einer koketten schwarz-weißen Kammerzofentracht steckte, die Lisa, die manchmal etwas unheimlich sein konnte, zumeist aber doch grenzenlos gütig war! Die Lisa, die von jeder Schachtel wußte, was für Herrlichkeiten sie barg! „Nein, Josefa, nicht die lange, braune Holzschachtel, da ist der Degen seiner Erlaucht drin und seine Sporen, ich weiß schon, du willst die runde, gelbe Schachtel, wo der goldene Hund darin ist und das erste Bähnchen deines armen Großvaters in der Büchse aus Korallen.“ — „Ja, ja, Lisa, die gelbe, runde Schachtel mit den blauen Blumen und dem roten Herzen auf dem Deckel.“ Ja, diese Schachtel war doch die interessanteste von allen Erinnerungsschachteln der Nonnetta! Manchmal lief der Josefa eine schauernde Gänsehaut über den Rücken und ihr kleines Herz war gehalten wie mit Schrauben, es benahm ihr fast den Atem, so feierlich war manchmal dieses Kramen in den alten toten Dingen, wenn die Nonnetta rote Rosen auf den Wangen bekam und Zauberworte fand, die die alten toten Dinge lebendig machten, alle ihre Beziehungen weckten zum Hansengeschlecht von heute. Dann war der alte Hansen ganz still und hörte zu. Doch wenn die Josefa zu ihm hinüberguckte, dann waren seine Augen zwei große Türksisen geworden, aber zwei Türksisen, die wie Diamanten funkelten. O, diese Abendstunde im Lavendelduftenden Reich der Nonnetta, voll Wunder war sie, und all die Wunder spannen um das Hansenhause und das Hansengeschlecht ihre goldenen Fäden! Ernstetel und das Gewurrel fühlten nichts von alledem, sie hielten höchstens eine Viertelstunde das Stillsitzen bei der Nonnetta aus und schoben eiligst von dannen, wenn sie ihren Gerstenzucker erwischt hatten; die Josefa — eigentlich war sie die wildeste unter der Schar, und doch — wenn sie da oben bei der Nonnetta saß — sie wäre gerne dort sitzen geblieben die ganze Nacht.

Aber pünktlich um sieben Uhr kam die Mizka, sie zur Abendsuppe zu holen. Da hätte es oft Betteln und Troken und Tränen gegeben, wäre nicht in den Augen des Onkel Muß-*sein* das Selbstverständliche gestanden: Gehorsam muß sein!

Dann ging es hinunter zu dem lustigen Abendessen im Kinderzimmer, und dann



Hans Thoma  
Zum 90. Geburtstag des Meisters





wurde man ins Bett gesteckt. Vor dem Einschlafen gab es manchmal noch eine Schlacht mit dem Kopfkissen von Bett zu Bett, wenn die Mißta ihren besonders guten Tag hatte und mit verständnisvollem Zartgefühl auf zehn Minuten aus dem Schlaßaal verschwand. Manchmal gab's auch noch zum Einschlafen ein Lied oder eine Geschichte.

Überhaupt Geschichten! Das ganze Haus steckte voll davon, und das Gewurrel war immer darauf aus, sie zu hören, besonders die Josefä. Nur nicht die Geschichten der Made-moiselle! „Die riechen alle nach muffigen Brottrinden,“ behauptete die Josefä, „immer ist eine Straßpredigt das Ende.“ Aber die Geschichten der Mama, der Nonnetta, der Lisa, die Geschichten des Onkel Muß-sein und gar die Geschichten der Mißta!

Die Mama saß am Nähtisch am Fenster und strickte Kinderkleider oder nähte Kinderwäsche oder putzte Kinderhüte mit ihren geschickten, flinken, immer arbeitsfreudigen Händen. Das Gewurrel durfte es sich zu ihren Füßen bequem machen, aber den samtenen Fußschemel, den Ehrensitz, bekam das jeweils bravste Kind zugewiesen. Die Mama erzählte; durch das Fenster fiel so viel Licht auf ihren braunen Scheitel, daß es goldrot darin auffunkelte. Als die Hansentinder längst alte Leute geworden, ging es ihnen manchmal durch den Sinn, wie das schön gewesen, das Licht in ihrer Mutter Haar, dort am Fensterplatz beim Geschichtenerzählen.

Die Mama erzählte von Wien und vom Stephansturm, wie hoch der sei, so hoch, daß das Christkind nur einen kleinen Sprung zu machen brauche von seiner Himmelswolke herab, um sich dann heruntererrutschen zu lassen am Stephansturm, am Weihnachtsabend, wenn es nach Wien kam. Und wie gut das sei, daß die weite Reise vom Himmel herab so schnell ginge über den Stephansturm, denn das Christkind hätte ja so viel zu tun in Wien und in anderen Städten Osterreichs und Deutschlands, auch in Triest. Und die Mama erzählte von Kaiser Franz Josef, was der für ein lieber, kleiner Bub gewesen sei, nur ein bißerl älter als sie, und wie er aus seinem Wagen nach allen Kindern gewinkt hätte, wenn er spazieren gefahren im Prater. Und von der Maria Theresia erzählte die Mama, von der großen Kaiserin, die bei all ihrer Regierungsarbeit doch Zeit gefunden, jedes Jahr ein Kind zu kriegen. „Das war ein Gewurrel in der Hofburg wie bei uns,“ sagte die Mama, „aber die Kaiserin Maria Theresia war auch eine gute Mutter, die war streng! Gut getan hätte es euch allen, unter ihrer

Fuchtel aufzuwachsen! Die Maria Theresia hat ihr Gewurrel mit fester Hand regiert und ihre Länder auch, und ist doch eine Frau gewesen, aber eine Frau war sie, die den Verstand im Herzen gehabt hat und das Herz auf dem rechten Fleck.“

So erzählte die Lenimitz, was sie von Mutter und Großmutter her wußte, und dabei flog die Nadel in ihrer kleinen Hand und ihre Augen strahlten das Gewurrel an, und in ihren Haaren leuchtete es goldrot auf — mäuschenstill saßen die Kinder zu ihren Füßen, wie verzaubert.

Aber wenn sie erst vom Kaiser Josef erzählte: „Der darf im Himmel überall spazieren gehen, auch im Piliengarten der Mutter Gottes, das ist der Lohn dafür, daß er dem Volk den Prater geöffnet hat und den Augarten. Bis dahin hat nur der hohe Adel sich da vergnügen dürfen, die anderen haben gar bescheiden hinterm Zaun stehen müssen. Meint ihr, es ist ein Vergnügen, so bloß Zaungast zu sein bei den Festen der anderen? Und so viele Armenhäuser hat er bauen lassen, der gute Kaiser Josef, und Spitäler und Findelhäuser, wißt ihr, da werden die armen Kinder großgezogen, die Eltern haben, die von den eigenen Kindern nichts wissen wollen, — ja, da wundert ihr euch! Ich weiß auch nicht, warum Gott es zuläßt, daß es auch schlechte Eltern auf Erden gibt, — aber er wird's schon wissen! Überall wo's zu helfen gegeben, hat der Kaiser Josef geholfen, aber einmal ist eine hochmütige Frau in seine Audienz gekommen, die hat um ein Gnadengehalt für ihre Tochter gebettelt. ‚Ihre Tochter ist jung und gesund, die kann sich ihr Brot schon selber verdienen.‘ — ‚Aber meine Tochter hat nichts gelernt,‘ hat die dumme Mutter zur Entschuldigung vorgebracht. ‚Dann soll sie dienen gehen,‘ hat der Kaiser gemeint. ‚Gut, ist die hochmütige Gans da beleidigt gewesen: ‚Ein Mädchen aus unseren Ständen kann doch nicht dienen gehen.‘ ‚Warum nicht? — Ich diene auch — Ihnen und allen!‘ Das hat der Kaiser geantwortet, seht ihr, so ehrenhaft hat der Kaiser gedacht!

Und du, Josefä, mußt halt dazu schauen, daß du deinem Namen Ehre machst. Ich hab' mir immer gedacht, mein erstes Kind muß nach dem Kaiser Josef heißen, vielleicht geht dann etwas von seinem Geiste auf mein Kind über. Wie du nun nur ein Mädel warst, hab' ich dich Josefä genannt. Und darum will ich keine Abkürzungen und Verbrehungen deines Namens: Fini, Finnerl, Beppina, das ist alles nichts, das hat mit dem Kaiser nichts mehr zu tun. Du sollst nie vergessen,

daß du Josefä heißt, und du sollst nie vergessen, daß ein Mensch, der nach dem Kaiser Josef heißt, sich nicht lumpen lassen darf im Leben.“

Und die kleine Josefä redte sich in ihren Schuhen und das Gewurrel hatte einen jener Augenblicke mystischer Ehrfurcht vor ihrer Altesten. „Na ja,“ meinte Ernstler einmal in so einem Augenblick, „sie heißt nach dem Kaiser Josef und die heiligen drei Könige haben sie gebracht, aus der wird sicher noch einmal ein Papst.“

Die Nonnetta erzählte Legenden. Schauernd in andächtigem Trauen hörte die Josefä von blutigem Martyrium und von hingebender christlicher Demut; als die Nonnetta sie einmal fragte, was ihr leichter zu tun erscheine, sich den Kopf abhadern zu lassen für Christus oder ihm ein Leben lang in Demut zu gehorchen, versicherte sie, ohne lange zu überlegen, sie wolle sich lieber geschwind den Kopf abhadern lassen!

Die Lisa aber erzählte von Spalato, ihrer Heimat, wie dort die Häuser einer ganzen Stadt eingemauert seien in das Mauerwerk des Riesenpalastes eines römischen Kaisers und wie dieser Kaiser der mächtigste Mann der Erde gewesen und sich doch lebensmüde in die Einjamkeit geflüchtet hatte. „Aber wie kann man müde werden vom Leben?“ staunte die kleine Josefä, „der Napoleon ist sicher nicht lebensmüde gewesen, auch nicht in St. Helena.“

Vom Napoleon erzählten sie alle, Onkel Muß-sein, die Nonnetta, die Lisa, er war das Erlebnis ihrer Jugend gewesen und sie hatten ihm alle drei eine seltsam widerwillige Verehrung bewahrt.

„Onkel Muß-sein, eine Geschichte!“

„Muß sein?“

„Onkel Muß-sein, lieb sein!“

Da fragte der alte Hansen mit einem Gesicht wie der Eiszapfen, wenn er taut: „Welche denn?“

Und je nach Laune wünschte sich die kleine Josefä die Geschichte vom Vogelladen, oder die Geschichte von Trine Hansens Königreichen, oder die Geschichte von Trine Hansens goldenem Hund, oder eine Wanderschaftsgeschichte. Dann rückte sich der alte Hansen fleiß zurecht auf seinem Sitz, die kleine Josefä kletterte von ihrem Atlaspflöster auf den Schoß ihres geliebten Onkels Muß-sein, und zwei Augenpaare, die sich so seltsam gleich waren, versenkten sich ineinander, die Gräfin ließ ihre Hätelarbeit in den Schoß sinken, sie sah hinüber zu den beiden und hörte versonnen zu.

Der alte Hansen erzählte: „In einer engen Straße in Hamburg, dort, wo die ärmsten Leute wohnen, lebte damals vor mehr denn

siebzig Jahren Christian Hansen. Das war ein Mensch, bei dem Gott den Mörtel vergessen hatte, als er ihn baute. Er hatte gute Steine an ihn gewendet, aber auch ein paar schlechte Steine darunter getan, trotzdem wäre wohl etwas Ganzes daraus geworden, wenn der Bau überhaupt gehalten hätte! Aber weil nichts da war, kein Halt, nichts Bindendes, ist alles auseinander gefallen, der ganze Mensch war wie eine Ruine, die abbröckelt, und es war ein Jammer um ihn, denn wie gesagt, Gott hatte auch gute Steine an ihn gewandt, nur den Mörtel hatte er bei diesem Seelenhaus vergessen. Nun hatte dieser Christian Hansen eine Frau, die hieß Trine Hansen, bei der saß alles fest gefügt, klipp und klar, ein Stein auf dem anderen und es waren nur gute Steine. Die Trine Hansen weinte viel, als sie so nach und nach merkte, wie haltlos ihr Mann war, und als er der Vater ihrer Kinder geworden, weinte sie noch mehr, denn sie wußte oft nicht, wie sie die Kinder satt machen sollte, trotz ihrer fleißigen Arbeit. Dem Christian Hansen fehlte die Liebe zur Arbeit ganz. Er war Matrose gewesen, als er sich mit Trine Hansen verlobte, aber durch einen Sturz vom Mastbaum hatte er einen lahmen Fuß zurückbehalten und nun mochte er sich in keinen anderen Beruf schicken. Um wenigstens den Geruch des alten in die Nase zu bekommen, lungerte er in den Hafenkneipen herum, kam so aufs Trinken und sank immer tiefer. Was tat nun Trine Hansen, als sie das sah? Sie sagte in ihrem Herzen: Das kann nicht sein, guter Gott, daß du dir einen Menschen zum Lumpen schaffst, ich weiß, du hast mich ihm zur Frau gegeben, damit ich sein Mörtel bin, ich muß gut machen an ihm, was du vergessen hast, mit Willen und Absicht, ich verstehe, wie du es meinst und was du von mir erwartest. Und sie ging mit sich und anderen zu Räte. Aber, was sie auch ansagen mochte, und ob ihr auch da und dort Menschen helfen wollten, um ihrer Tapferkeit willen, nie war es das Rechte für Christian Hansen und er zerfiel immer mehr und alle guten Steine schienen ausgebrochen aus seinem Seelenhaus und nur die schlechten waren noch da. —

Einmal nun, wie die Trine Hansen beim Senator Nilfen in der Küche half, hörte sie „Lump, Lump!“ schreien. Sie erschraf, denn sie war allein in der Küche und die Stimme klang so heiser und häßlich. Als es zum zweiten Mal „Lump, Lump!“ schrie, ging sie dem Schall nach und entdeckte im Winkel hinter dem Herd eine Krähe. Da ging der Trine Hansen ein Gedanke durchs Herz: Der Vogel

könnte dem Christian Hansen sagen, was du ihm nicht sagen darfst. Und wie sie dann hörte, der Vogel gehöre dem zweiten Bedienten, machte sie ihm den Vorschlag, ihm für acht Wochen das Putzen der Stiefel und noch ein paar ihm lästige Arbeiten abzunehmen, wenn er ihr dafür den Vogel gäbe. Sie wurden handelsseinig. So kam es, daß eines Abends, als Christian Hansen betrunken heimkam, eine böse Stimme ihm entgegenschrie: „Lump, Lump!“ In sinnloser Wut stürzte er nach dem Winkel, aus dem der anklagende Ruf ihm entgegenscholl, da aber saß nur ein Vogel! Christian Hansen sagte ganz ernüchtert und heiter: „Es ist ein Glück, daß du nur ein Vogel bist!“ Nach einigen Tagen aber sagte er doch zur Trine Hansen: „Du den Vogel fort, sonst erwürge ich ihn, ich kann sein Geschrei nicht hören.“ Da meinte die Trine Hansen: „Es ist ein so kluger Vogel, lehre ihn doch guter Vater sagen, paß auf, er lernt es auch.“ — „Meinst du, daß er das auch lernt?“ fragte Christian Hansen ungläubig und wurde nun neugierig, ob der Vogel wirklich so klug sei. Jetzt saß er stundenlang bei der Krähe und mühte sich, sie abzurichten, er fütterte sie auch selbst, und sie wurde ihm anhänglich wie ein Hund seinem Herrn. Das freute Christian Hansen und er war stolz, daß er es fertig gebracht, sie „Guter Vater“ sagen zu lehren. Man konnte es wirklich bei gutem Willen verstehen, und es war das Erste, was er seit Jahren wieder fertig gebracht! Aber das „Lump, Lump“ hatte die Krähe doch nicht vergessen und Christian Hansen meinte traurig zu seiner Frau: „Das paßt ja nie und nimmer zusammen: „Lump, Lump — guter Vater.“ Nun riet ihm die Trine Hansen: „Geh mit den Kindern in die Heide und sang' dir eine junge Krähe ein, der kannst du schöne Worte lehren, die zusammen passen, und vielleicht kannst du sie später gut verlaufen. So geschah es. Bald kam eine dritte Krähe dazu und eine vierte, und dann ein Papagei und so wuchs dem Christian Hansen langsam ein Vogelladen heran, er begann Käfige und Gestelle zu bauen, und bald hatte er damit und mit dem Abrichten und der Pflege seiner Vögel soviel zu tun, daß er das Hungern und Lumpen und Trinken darüber vergaß. Gott aber freute sich, daß die Trine Hansen den Christian Hansen mit der Freude an der Arbeit vermörtelt hatte, und er segnete ihre Klugheit, die Klugheit aber kam der Trine Hansen aus dem Herzen.“

Ein andermal erzählte der alte Hansen von seiner Wanderschaft mit Ernst durchs Reich. Drei Jahre hatte sie gewährt, viele Städte, vieler Menschen Treiben, ein gut Stück

deutscher Geschichte malte er in das Bilderbuch der kleinen Josefa.

Und der alte Hansen erzählte, wie es gekommen, daß die Kinder der Trine Hansen sich über die weite Erde zerstreut: „Wenn wir hungrig ins Bett mußten — nicht immer war so viel Brot im Hause, daß wir zehn Kinder davon satt werden konnten, trotz der unermüdblichen Arbeit unserer Mutter —, also, wenn wir hungrig ins Bett mußten, dann zeigte uns die Trine Hansen die Sterne: „Es gibt gelehrte Leute, die behaupten, jeder Stern dort oben wäre eine Welt, so groß, oft größer noch als unsere Erde —, jetzt sucht euch ein Königreich dort oben.“ Da haben wir unter den Sternen unseren Stern gesucht, und haben wohl auch miteinander um einen Stern gestritten, und waren so mit unserem Königreich beschäftigt, daß wir unseren Hunger ganz vergaßen. Ich bin der erste von Trine Hansens Söhnen gewesen, der zu ihr gesagt: „Mutter, laß mich gehen, ich will mein Königreich suchen.“ — „Geh,“ hat die Trine Hansen gesagt, „aber nimm den Ernst mit und gib mir die Hand darauf, daß du dein Mördel weibst zeitlebens!“ Die Trine Hansen war eines Maurers Tochter, wenn ihr Gemüt erregt war, fielen ihr Worte und Gleichnisse ein aus dem Handwerk ihres Vaters. Ich hatte es längst mit Ernst ausgemacht, daß wir zusammen wandern wollten, ich habe der Mutter die Hand gegeben, da war sie beruhigt wegen des Ernst und hat uns gerne ziehen lassen, und so sind wir fort am Oster Sonntag 1802.“

Und dann erzählte der alte Hansen, wie der Ernst und er in einer Herbstnacht des Jahres 1805 dort oben auf dem Berglamm von Opéina gestanden hatten. „Es war eine klare Herbstnacht, der Mond lag überm Meer, die Sterne funkelten und vom Strande leuchtete die weiße Stadt wie das Land der Verheißung. Und sie beide, die Hamburger Kinder, freuten sich: „Wasser! Freies, weites, wogendes Wasser — Meer!“ Und sie machten es miteinander aus, daß sie morgen bei Sonnenaufgang hinunter wollten in diese weiße, leuchtende Stadt am Meer, und der Trine Hansen wollten sie schreiben: „Sorge dich nicht mehr um uns, wir haben unser Königreich gefunden.“

So erzählte der alte Hansen, und andächtig tauschten ihm Santina Hansen und Josefa Hansen, ihr und Ernst Hansens Urentelkind.

„Deine Geschichten sind doch die schönsten, Onkel muß sein, denn sie sind alle wahr,“ sagte die kleine Josefa oft.

Was aber die Miika erzählte, das quoll aus den Dämmertiefen der slavischen Volks-

seele. Von Hegen erzählte sie, von der Drud, die des Nachts heimlich auf Menschen reitet, so daß sie im Schlafe stöhnen vor Dual, und von den armen Seelen, die keine Ruhe finden und um Mitternacht auf ihren Gräbern sitzen und klagen. Sie füllte die Phantazie der Kinder mit Ungeheuerlichem und Grausem, aber auch mit Lichtem und Heiligem, den Schutzengel hatte sie leibhaftig gesehen, und an das Christkind glaubte sie so fest, wie die Kinder selbst.

Am liebsten von allen Märchen, die die Mißta wußte, war der kleinen Josefä das Märchen von Josef und Josefä, schon weil ihr Name darin vorkam, und das ging so:

„Es waren einmal zwei Eheleute, die hießen Josef und Josefä. Sie hatten noch keine Kinder, denn sie waren erst kurze Zeit verheiratet, aber sie hatten sich sehr lieb und eines sah in den Augen des anderen, was es tun und lassen sollte. Josef und Josefä lebten in einer Fischerhütte am Strand. Der Josef stellte die Rege und fuhr mit Leine und Angel aus, und die Josefä half ihm dabei. Sie bestellten gemeinsam den Garten am Hause und den kleinen Ader dahinter und sie hatten keinen Wunsch und keinen Gedanken, den sie sich nicht sagten.

Einmal, während der Josef in der Stadt war, um Fische zu verkaufen, kam der Tod geritten, diesmal stand ihm die Laune, als junger Prinz zu reiten. Er kann nämlich reiten, wie er will. Als Prinz oder Bettler, er braucht auch nicht zu reiten, er kann gehen wie ein Mensch, schleichen wie eine Schnecke, laufen wie ein Hirsch, fliegen wie ein Vogel, er kann es machen, wie ihm die Laune steht.

Wie nun der Tod das schöne, junge Fischerweib sieht, denkt er sich: ‚Die möcht‘ ich haben, aber aus ihrem freien Willen, und nicht mit Gewalt, wie ich mir sonst die Menschen hole.‘ Und weil er doch als junger Prinz ritt, war er seiner Sache sicher und er rief ihr vom Pferde herunter zu: ‚Komm, schöne Fischerin, reite mit, drei Königreiche warten auf dich!‘

Die Josefä aber antwortete: ‚Was fange ich mit den drei Königreichen an, wenn mein Josef nicht bei mir ist? Reite weiter, hoher Prinz.‘

Das ärgerte den Tod, und jetzt wollte er erst recht das junge Fischerweib loden: ‚Ich habe drei Schlösser: eines aus Silber, eines aus Gold, eines aus lauter Edelsteinen, ich schenke sie dir alle drei, wenn du mit mir reitest, schöne Fischerin.‘

‚Was sollen mir die Schlösser, wenn ich sie nicht mit meinem Josef bewohnen kann,‘ antwortete die Josefä, ‚reite weiter, hoher Prinz.‘

Da ärgerte sich der Tod ob die Maßen, er nahm alle irdische Schönheit an, denn das kann der Tod auch, und saß auf seinem Schimmel strahlend vor Herrlichkeit, und er sagte mit einer Stimme, die war süß wie Engelsang: ‚Komm, mit, Josefä, ich will dein Josef sein, und alles Leben auf Erden mache ich dir untertan.‘

Aber die Josefä ließ sich nicht betören von der Schönheit, und sie ließ sich nicht verlocken von der Macht, sie antwortete: ‚Ich bin meines Josefs Weib, reite weiter, allerhöchster Prinz.‘

Da wurde der Tod ganz wütend, er sah die junge Fischerin schieß aus den Augenwinkeln an, das ist sein letzter Blick — und die Josefä fiel zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Als der Josef abends heimkam, fand er seine Josefä starr und kalt unter dem Rosenbusch liegen, unter dem sie sonst jeden Abend beisammen gegessen. Drei Nächte und drei Tage saß er ihr zur Seite, nahm nicht Speis‘ und Trank, weinte und rief ihren Namen. Dann grub er ein Grab unter dem Rosenbusch, legte es ganz mit Rosenblättern aus, bettete seine Josefä hinein, bedeckte sie mit Rosenblättern zu und schaufelte Erde darauf, aber ganz sachte, um ihr nicht weh zu tun. Nun setzte er sich auf den Hügel und dachte: jetzt bleibe ich ruhig hier sitzen, bis mich der Tod holt und zu meiner Josefä bringt.

Wie er so dasaß, kam ein Windhauch über das Meer geflogen und der Windhauch sagte: ‚Josef, steh auf, denn deine Josefä ist nicht tot, sie schläft nur unter der Erde.‘

Da stand der Josef schnell auf und rief: ‚Was muß ich tun, um meine Josefä zu wecken?‘

Und der Windhauch antwortete: ‚Du mußt das Herz des Todes anrühren, aber nicht mit den Händen und nicht mit den Lippen und nicht mit den Augen.‘

Da fragte der Josef: ‚Wo finde ich den Tod?‘

Und der Windhauch antwortete: ‚Hinter drei blühenden Ländern, hinter drei uferlosen Meeren, hinter drei diamantharten Eisbergen wohnt er, der Weg zu ihm ist voll Tücke und Gefahr.‘

‚Was tut das, wenn ich nur am Ende meine Josefä wiederfinde,‘ sagte der Josef und machte sich auf den Weg.

Und wie er in das erste der blühenden Länder kam, da war eine Prinzessin, schön wie die Erde, und die Prinzessin sagte: ‚Bleibe hier, du sollst mein König sein.‘

Aber der Josef antwortete: ‚Du bist nicht meine Josefä,‘ und ging eilig weiter.

Und wie er in das zweite blühende Land kam, da war eine Prinzessin, die war schön wie Mond und Sterne, und die Prinzessin sagte: ‚Weibe hier, du sollst mein König sein.‘

Aber der Josef antwortete: ‚Du bist nicht meine Josefä,‘ und ging eilig weiter.

Und wie er in das dritte blühende Land kam, da war eine Prinzessin, die war schön wie die Sonne, und die Prinzessin sagte: ‚Weibe hier, du sollst mein König sein.‘

Aber der Josef antwortete: ‚Du bist nicht meine Josefä,‘ und ging eilig weiter.

Und wie der Josef ans erste uferlose Meer kam, da war nur ein altes morsches Boot am Strande und der Bootsmann sagte: ‚Ich warne dich, das Boot ist led, du versinkst damit auf hoher See.‘

Aber der Josef sagte: ‚Wenn ich ums Leben meiner Josefä fahre, fürchte ich nicht Schiffbruch und Untergang!‘ Da gab ihm der Bootsmann sein Boot. Aber wie der Josef zu rudern anfing, da konnte er die Ruder nicht wieder in die Höhe bringen, so schwer waren sie! Da dachte er mit starker Liebe an seine Josefä, und siehe, die Ruder wurden leicht. Drei Tage und drei Nächte war er auf dem ersten uferlosen Meer. Tagsüber schien ihm die Sonne auf den Kopf so heiß, wie sie in der Wüste scheint. Des Nachts pfliff der Wind von Nord so kalt, wie er über Gletscher pfeift. Der Josef litt Hunger und Durst, und die Müdigkeit wollte ihn zerbrechen. Aber er dachte immerzu an seine Josefä und so hielt er aus und ruderte durch das erste uferlose Meer und kam in das zweite. Das zweite uferlose Meer war voll Sturm, die Wellen rannten daher wie wütende Hunde, und jeder wütende Hund trug ein Ungeheuer der Tiefe auf seinem Rücken und warf es ins Boot. Dort mußte der Josef mit den Ungeheuern kämpfen. Das waren furchtbare Kämpfe. Aber wenn den Josef das Entsetzen ankommen wollte, dann rief er den Namen seiner Josefä, und die Ungeheuer versanken. So ruderte er kühn durch das zweite uferlose Meer und kam in das dritte.

Das dritte uferlose Meer war viel schlimmer als die beiden anderen, denn es war ein totes Meer. Es stank nach verwesten Fischen, und dunkle Nacht lag darüber, nur die Elmslichter tanzten. Und das Boot, das ihn doch durch das erste und zweite uferlose Meer getragen, fiel jetzt morsch auseinander. Da legte sich der Josef aufs Schwimmen und Waten und dachte nichts anderes als: hinter diesem Meer, da liegen nur noch die drei diamant-harten Eisberge, und dann habe ich meine Josefä wieder.

Aber der Weg durch das dritte uferlose Meer war viel schrecklicher als durch die beiden anderen, er war so schrecklich, daß ich es gar nicht erzählen kann.

Der Josef besiegte auch dieses Meer, und da stand er vor dem ersten Eisberg. Der sah so furchtbar kalt aus, der Josef meinte, sein Blut müßte erfrieren, und er begann zu springen, damit es flüssig bleibe. Aber hinter dem ersten stand der zweite Eisberg, der sah noch viel kälter aus, so kalt, daß der Josef voll Sorge sein Herz in die Hände nahm, damit es ihm im Leibe nicht erfriere. Und noch weiter hinten ragte der dritte Eisberg in die Himmel Gottes hinein, vor dem schloß der Josef die Augen, denn er wußte, der war so kalt, daß er sterben mußte, wenn er ihn ansah.

Und so machte er sich auf den Weg, immer springend und das Herz in den Händen und mit geschlossenen Augen. Um ihn herum riefen Frauenstimmen, die waren wie die schönste Musik: ‚Ich habe warme Schuhe für dich, wenn du mich lieb haben willst.‘ Ober: ‚Drei Löffel heiße Bohnensuppe, drei Löffel heiße Erbsensuppe, drei Löffel heiße Erdäpfelsuppe, wenn du mich nur einmal anschauen willst.‘ Ober: ‚Ein Pelzhemd und ein Federbett sollst du haben, wenn du in mein Bettel kommst.‘

Aber der Josef hielt die Augen zu und sein Herz in den Händen und sprang und sprang immer höher und höher und dachte immer nur an seine Josefä.

Auf einmal spürte er, daß er vor dem Thron des Todes angelangt war, und obwohl er die Augen geschlossen behielt, wußte er, daß auf dem Thron ein Greis saß, der war älter, als alle Menschen der Erde zusammen alt waren. Und er wußte seit Anbeginn aller Menschen letzte Stunde.

Und der Tod, der doch so weise war, fragte den Josef: ‚Wie kommt es, daß deine Josefä mit dem schönsten Prinzen der Erde nicht in sein mächtigstes Königreich ziehen wollte? Und wie kommt es, daß du durch die Not gegangen bist, ohne zu klagen, und durch die Gefahr, ohne zu zagen, und durch die Versuchung, ohne zu sündigen, nur um deine Josefä zu weden?‘

‚Wir sind doch Eheleute, die Josefä und ich,‘ antwortete der Josef, ‚da ist das alles doch selbstverständlich.‘

Da sagte der Tod: ‚Du hast mein Herz angerührt durch deine Worte‘ und lächelte.

Und wie der Josef das Lächeln des Todes fühlte, machte er die Augen auf und da stand er nicht mehr vor dem Eisethron des Todes, er stand unter dem blühenden Rosenbusch und

neben ihm stand seine erwachte Josefä und lachte unter ihrem Rosenkranz.

Sie lebten noch lange in Glück und in Frieden in der Fischerhütte am Strand und bekamen viele Kinder, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute! Du kannst ja die Fischerhütte am Strand suchen, Josefä, vielleicht findest du sie, weil du auch Josefä heißt.“

Mit großen, gläubigen Augen schaute die kleine Josefä ihre Mizka an und sagte: „Ja, wenn ich groß bin, werde ich sie suchen gehen, und ich werde sie gewiß finden, weil ich Josefä heiße.“

\* \* \*

Ja, das Zuhören beim Geschichtenerzählen, das war eine huschlige, schauernde, spannende Freude — aber die Freude da draußen im Garten, im Weinberg, im hohen Gras unter den Feigen- und Pflirsichbäumen und weiter oben, wo das Gras so schütter wurde zwischen den Steinen, wo man am weitesten übers Meer sehen konnte, ja, die Freude in Luft und Sonne, die war wie ein Vogel, die hatte Flügel und sang!

Der arme Herr Carafiat! Ihm war das zweifelhafte Vergnügen zuteil geworden, die Hansenkinder in die Anfangsgründe aller Schulweisheit einzuweißen. Als er sich nicht mehr zu helfen wußte, erbat er sich bei der gnädigen, jungen Frau von Hansen einen erzieherischen „Diskursch“. Er erklärte ihr, so etwas wie ihre Kinder, mit Respekt zu sagen, sei ihm, mit Respekt zu sagen, in seiner ganzen, langen Lehrerpaxis, mit Respekt zu sagen, noch nie vorgekommen. Sie kämen aus der Campagna zum Unterricht wie das wilde Rindvieh zur Schlachtbank mit Mäh und Muh! Die Leni und die Christel hätten überhaupt ganz verrammelte Köpfe, des Justels Finger söffen in jeder Stunde ein Tintensafß leer, der Ernstel sei faul wie ein Frosch im August und die Josefä sei der ungläubigste Thomas, der je über die Erde gegangen. Zu allem, was er sage, behauptete sie, es sei aber doch ganz anders, es sei aber doch so, wie die Mizka es erzählt. Und die Mizka in Ehren, aber in Erdkunde und in der biblischen Geschichte glaube er doch mehr Kenntnisse zu besitzen.

So habe er zum Beispiel gestern der Josefä erklären wollen, die Erde sei rund und drehe sich um die Sonne, da habe die Josefä ganz empört geantwortet, das sei gewiß ein Irrtum, die Mizka habe ihr gesagt, die Erde sei ein Teller, den hielte abwechselnd einer von den Erzengeln auf dem Kopf, Gott entgegen.

Wie soll denn Gott, wenn die Erde eine Kugel sei, sehen, was auf der anderen Seite geschieht. Daß Gott allsichtig und allwissend sei, könne diese obstinate Realistin also nicht begreifen.

Und heute, als er ihr die Geschichte vom Sündenfall erzählt, habe sie behauptet, Gott Vater sei selber daran schuld, die Mizka habe gesagt, Gott hätte schon, als er die Eva aus der Rippe des Adam genommen, den Apfel auch mit herausgeholt, denn ohne den Willen Gottes geschähe nichts, weder auf Erden, noch im Paradies. So eine spitzfindige Erklärung von Gottes Allmacht sei ihm noch nicht unterkommen.

Wenn alle Wissenschaft und Bildung gegen den höheren Wöbbsinn der Mizka nicht aufkomme, dann solle sie doch gefälligst selber Schule halten, die Mizka, er verzichte gern auf das naseweise Fräulein ‚Aber-doch‘ als Schülerin!

Der Herr Carafiat war so aufgereggt, daß er aussah wie ein Gedankenstrich in Krämpfen.

Am Familiensonntag bei Santina Hansen wurde auch diese Angelegenheit besprochen. Kalliope Hansen war mit halbem Ohr dabei, wie bei allen Angelegenheiten dieser langweiligen Familiensonntage. Aber Titti Gersowitsch, geborene Hansen, die Frau des Herrn Hofrats und Landeschulinspektors Gersowitsch ereiferte sich sehr und stellte fest, sie habe es doch gleich gesagt, es sei ein Unsinn, die Josefä fast bis zum achten Jahr wild aufwachsen zu lassen und nun die verschiedenaltigen Kinder gleichsam in eine Klasse zu pflropfen —, aber die Lenimiz wolle ja nie von erfahrenen Leuten einen Rat annehmen, man brauche nicht lange zu fragen, woher die Josefä ihren Dickhädel habe.

Der alte Hansen sagte am Whisttisch, an dem er mit der Nonnetta saß: „Der Dickkopf ist gute Hansenart, Titti. Ich freue mich, daß unsere Lenimiz so ganz in die Familie schlägt.“ Und er mischte lächelnd die Karten.

„Bei dir entschuldigt Onkel Christian alles —, selbst deine Kindererziehung,“ sagte Tante Titti geärgert und spiz.

„Ach, reg' dich nicht auf über meine Kindererziehung, ich werd's schon machen!“

Und am nächsten Tag setzte sie sich selber auf die Schulbank unter ihr wildes Rindvieh!

War es die Angst, der gestidte Pantoffel könnte auch während des Unterrichts das Fliegende bekommen, machte es der Ehrgeiz oder die Liebe? Schon am ersten Tag, als die Mama unter ihnen saß, gaben Justels Finger das Tintensausen auf, Ernstel streifte sein Froschbehagen ab und regte sich beim Unterricht, Lenis und Christels Köpfe öffneten sich

den Geheimnissen des AB. Nur das Fräulein „Aber-doch“ blieb etwas besserwissend, aber der Blick der Mama hielt ihre Zweifel an der Weisheit des Herrn Carafiat doch in den Grenzen des Anstands.

Es genügte bald, daß die Lenimik einmal in der Woche, dann freilich immer ganz unerwartet, am Unterricht teilnahm, um ihm einen höheren Schwung zu geben bei den Kindern und beim Herrn Carafiat.

Auch bekamen die Augen der Lenimik, je größer die Kinder wurden, je mehr die Macht über sie, die früher der Pantoffel hatte. Zufuß Hansen sagte bewundernd: „Du hast den echten Tierbändigerblick bekommen.“ Und sie meinte: „Den brauch ich auch bei dem Gewurrl.“ Ganz bewußt sammelte die willensstarke Frau, wenn das Gewurrl die Tierbändigermomente brauchte, alle Energien in den Blick ihrer großen glänzend-braunen Augen.

„Die Mama macht ihre Augen,“ sagte jetzt das Gewurrl mit derselben ehrfurchtsvollen Angst, mit der es früher vor dem fliegenden Pantoffel sich gebückt, und die Lenimik meinte stolz zu ihrem Manne: „Siehst du, das ist ein Fortschritt in meiner Erziehungskunst.“

Aber einmal litt ihre Erziehungskunst mit samt den Fortschritten, die sie gemacht, Schiffsbruch, natürlich an dem Fräulein „Aber-doch.“

Die beiden, die Lenimik und die Josefa, haben aus diesen Tagen jedes Geschehen, jedes Wort, alle kleinen Nebenumstände bis an ihr Lebensende in Erinnerung behalten, es waren sehr schwere Tage für beide und die schwersten, richtiger gesagt, die einzig schweren Tage in Josefas Kindheit.

Wer damals in der Villa Hansen aus und einging, wußte, daß in dem rückwärtigen, nach der Campagna gelegenen Teil im Erdgeschoß die Wirtschafts- und Vorratsräume sich befanden, im ersten Stock lag das Studierzimmer der Kinder, ihr Turnzimmer und der Schlaf- und Wohnraum der Mademoiselle. Diese Seite der Villa war die stillste, denn im zweiten Stockwerk waren hier die Empfangsräume der Gräfin, die nur an den Sonntagen geöffnet waren. Die Mauer hinaus zog sich ein Spalier von Aprikosen, Marillen heißen die Früchte in Österreich, in der gesegneten Sonne des Küstenlandes werden sie köstlich reif und saftig. „Aber die besten Marillen reifen an unserem Spalier,“ das war ein Glaubenssatz im Hansenhause. Die Ernte des Spaliers gehörte der Nonnetta, sie wurde alljährlich mit festlicher Feierlichkeit gehalten, und jeder, den die Gräfin dann mit einem

Körbchen Marillen auszeichnete, fühlte sich geschmeichelt und geehrt. Natürlich wurde den Hansenkindern strenge Ehrfurcht vor den Marillen der Nonnetta eingetrichtert, aber da man von dem kleinen Balkon des Studierzimmers so großartig auf das Spalier turnen konnte, und weil doch unreife Früchte am verlockendsten sind, mußten alljährlich verschiedene Verbrechen an dem Gewurrl geahndet werden, bis die Lenimik der Sache ein Ende machte, indem sie den Balkon abschloß und den Schlüssel dem Marco zur Verwahrung gab. So reisten die Marillen heuer in Frieden.

Bis eines Morgens der Marco vor der jungen Gnädigen erschien und sie mit der Versicherung, daß ihm die Galle pläze — dem Marco pläzte immer die Galle, wenn er sich aufregte — vor das Marillenspalier führte. Der Tatbestand sah allerdings belastend aus: zertretene Früchte am Boden, geknickte Zweige am Spalier, bis hinauf zum Balkon. „Das schlimmste von allem aber ist,“ erklärte der Marco und hielt sich die Seiten vor Wut, „der Balkenschlüssel fehlt im Schlüsselkasten.“

Mit der Vollkraft ihres Temperaments stürzte sich die Lenimik auf das Verhör aller Hausgenossen. Aber es kam nichts dabei heraus, als daß die Josefa sehr früh im Garten gesehen worden war, und das war nichts Außergewöhnliches, denn die Josefa stand in einem Übermauerverhältnis zum Straßenlehrer Dreffe, der um sechs Uhr früh an der Ecke, wo die Rosenlaube war, die Straße zu lehren anging. Auch daß sie etwas unter ihrer Schürze verborgen getragen, wäre an sich nichts Auffallendes gewesen, denn die Josefa pflegte fast täglich etwas von ihrer Mehlspeise ihrem Freunde Dreffe zu bringen. Aber zu dieser Aussage des Gärtners kam beim Verhör der Mademoiselle eine zweite, bei der der Lenimik ganz heiß vor Schrecken wurde, und die jeden Zweifel aus dem Felde schlug. Die Mademoiselle selbst hatte, als sie beim Aufstehen ihr Fenster öffnete, die Josefa am Spalier herunterturnen sehen!

Ganz empört, mit fliegendem Schlafrockärmel, schoß die Lenimik in das Kinderzimmer und sagte es, ihrem „probaten Grundsatz“ getreu, der Josefa auf den Kopf zu: „Du hast von den Marillen der Nonnetta gestohlen, das ist doppelt unrecht von dir, wo du doch der Nonnetta ihr Liebling bist.“ Und sie machte die Tierbändigeraugen, die Lenimik!

„Ich? Ich war doch gar nicht bei den Marillen,“ erklärte die Josefa.

Der Lenimik trampfte sich das Herz zusammen — war es möglich, daß die Josefa

auch lügen konnte? „Du hast noch nie gelogen, lüg' mich um Gotteswillen doch jetzt nicht an, die Mademoiselle hat dich ja vom Spalier herunterturnen sehen.“

Da faßte die Josefesa einer jener Wutanfälle, die sie manchmal haben konnte, sie stampfte mit den Füßen und schrie: „Diese Lügnerin, diese grausliche Lügnerin!“

Aber schon flog ihr eine jener raschen Ohrfeigen ins Gesicht, mit denen die Mama solche Anfälle zu bändigen wußte. Dabei erklärte die Lenimitz ihrer Tochter, daß sie von einer Person, die fünf Jahre im Hause sei und sich stets anständig betragen habe, mit Respekt reden müsse.

Dann ließ sie die Mademoiselle zu sich bitten und stellte die beiden Parteien einander gegenüber. Mit dem gewohnten lebhaften Wortschwall beteuerte die Mademoiselle die Wahrheit ihrer Aussage, und die Lenimitz fand es daraufhin selbstverständlich, der Josefesa zu befehlen, sie solle die Mademoiselle wegen der häßlichen Anschulbigung um Verzeihung bitten.

Die Nonnetta sagte von der Josefesa, sie könne manchmal ein Gesicht machen, als ob sie auf Karststein biße. Dieses Gesicht setzte die Josefesa jetzt auf. Um Verzeihung bitten? Fiel ihr nicht ein! Sie spudte kunstgerecht in weitem Bogen der Mademoiselle vor die Füße.

Eine Pause atemlosen Erstaunens!

Dann bekam die Mademoiselle einen Weinkrampf und die Lenimitz einen Erziehungs-krampf: „Wenn du nicht binnen fünf Minuten die Mademoiselle und mich um Verzeihung gebeten hast, ordentlich, wie sich's gehört, sperre ich dich bei Wasser und Brot in den Keller so lange, bis dein Dickschädel windelweich wird!“

Und die Lenimitz stellte sich vor die große, schwarze Wanduhr und wies auf den Zeiger:

„Eine Minute — — nun?“

„Zwei Minuten — — Josefesa!“

„Drei Minuten — — wird's bald? —“

„Vier Minuten — — was ich sage, das geschieht auch, du weißt es!“

„Fünf Minuten — —“

Wie der Zeiger die fünfte Minute traf, sagte die Josefesa: „Mama, bitte, sperre mich in den Keller.“

Die Lenimitz konnte kein Wort sagen, mit hartem Griff faßte sie ihrer Tochter Hand und setzte mit ihr die Kellertreie hinunter, sie riß die Tür auf; mit dem Gesicht, das auf Karststein beißt, schlüpfte Josefesa in den Keller, ohne ihre Mama anzusehen; die Lenimitz schlug die Tür zu und schloß sie ab. Sie hat

später oft erzählt, daß ihr kaum die Stiegen hätte hinaufsteigen können, so hätten ihr plötzlich die Knie gezittert, und auf dem obersten Absatz hätte sie sich niedergesetzt und hätte geweint.

Als die Lenimitz dann endlich wieder in ihr Zimmer kam, empfing sie die Mademoiselle mit einer dramatischen Szene, sie warf sich ihr schluchzend zu Füßen, bat händeringend um Verzeihung, daß sie die unschuldige Ursache dieser schrecklichen Strafe sei, und erklärte, sie wolle lieber ihre Stellung aufgeben, als schuld sein, daß eine so harte Strafe über ein armes Kind verhängt werde. Die Lenimitz entließ die Aufgeregte mit dem ungeduldrigen Rat, zur Beruhigung ihrer Nerven ein laues Bad zu nehmen, und mit der Versicherung, es sei höchste Zeit, daß Josefesas Dickschädel endlich gebrochen werde.

Aber die Lenimitz hätte selber zur Beruhigung ihrer Nerven ein laues Bad gebraucht, denn sie lief alle halben Stunden an die Kellertür und rief durch den Spalt die Schicksalsfrage hinein: „Willst du endlich um Verzeihung bitten?“

Standhaft und gesinnungstüchtig antwortete die Josefesa: „Nein, Mama.“

Und mit jedem Mal stieg der Lenimitz sittlicher Ingrimm und ihre erzieherische Wut höher über diesen kanonenfesten Dickschädel der Josefesa, der sie sogar zur Lügnerin machte. Und in dieser Stimmung verammelte sie sich wieder eine Tür: „Du mußt auch im Keller schlafen, wenn du bis zum Abend nicht um Verzeihung gebeten hast.“

Die Lenimitz fühlte es immer deutlicher, daß sich diese schlimme Geschichte zur Machtprobe für sie auswuchs —, bald stand ja das ganze Haus auf Seiten der Lügnerin. Einzeln und paarweise und im Korps war das Gewurrl gekommen, zu bitten, zu betteln, zu bestürmen: „Unsere Josefesa“ war der Schlachtruf! Und es hatte einen unheimlichen Mangel an moralischem Bewußtsein an den Tag gelegt, das Gewurrl, es sah gar nicht ein, daß eine Lügnerin hart bestraft werden mußte, weil die Lügnerin „unsere Josefesa“ war! „Sperre mich in den Keller, nur laß unsere Josefesa heraus.“ Der Ernsterl war es, der diese Märtyreranwandlung hatte, der Ernsterl, der sich sonst höchst raffiniert allem Unangenehmen zu entziehen wußte! Und nun hodte das Gewurrl in unheimlicher Einigkeit und noch unheimlicherer Ruhe stundenlang in einer Ecke des Kinderzimmers beisammen, und die Lenimitz witterte die Verschwörung. Sie war auch in vollem Gange, und wieder war der faule Frosch, der Ernsterl, die Seele des

Unternehmens, er forderte die Geschwister auf zum Ausstrafen mit dem nächsten Schiff nach Amerika, „weil es in diesem Hause für Kinder nicht mehr zum Aushalten ist!“ Aber zuerst mußte die Josefina befreit werden — wilde Pläne wurden gesponnen. Die Bündholzschachtel, die auf der Mizka Nachttisch bei der Kerze lag, spielte darin eine Rolle — wenn alle mit dem Löschchen des großen Feuers beschäftigt waren, wollte der Ernstest die Josefina aus ihrem Gefängnis auf das Schiff führen — aber gerade an diesem Abend lag die Bündholzschachtel nicht neben der Kerze auf dem Nachttisch der Mizka! Und die Lenimik witterte den Aufruhr auch beim Hauspersonal aus Gebärden und Mienen und aus den Äußerungen, die die Mizka ihr eilig hinterbrachte. Die Köchin habe gesagt, sie möchte der Mademoiselle, die an all dem Unglück schuld sei, am liebsten Kattengift in die Suppe streuen, und das Hausmädchen habe gesagt, die falsche Person könne sich fürderhin ihr Zimmer selbst machen.

Die Lenimik begriff nicht, wie alle sich auf die Seite einer Lügnerin stellen konnten, und überzeugte sich immer mehr, daß man der Lüge nicht hart genug entgegentreten könne, da die Menschen im Sittlichen wie die Quallen wären —, alle standen sie auf der Seite eines lügenden Kindes gegen die strafende Mutter! Die Lenimik war ganz außer sich!

Jedoch die Mizka sagte: „So viel Sterne am Himmel stehen, so oft lege ich die Hand dafür ins Feuer, daß unsere Josefina nicht lügt.“ Und die Mizka fuhr wie eine losgelassene Rakete durchs Haus und suchte den Balkenschlüssel. Und die Mizka brachte es auch fertig, daß immer jemand vor dem Schlüsselkasten des Marco saß, so daß niemand den Schlüssel wieder heimlich hineinlegen konnte.

Es war ein endlos langer Tag voller Aufregungen, dieser Mittwoch, und sonst war der Mittwoch bei den Kindern so beliebt, weil die Mädchen da nur Handarbeitsstunde und die Knaben nur Turnunterricht hatten. In der Dämmerstunde kam die Lenimik zur Konnetta herauf, und die sonst so energische junge Frau machte einen sehr niedergeschlagenen Eindruck. „Die ist nicht klein zu kriegen! Und ich habe ihr gedroht, sie auch im Keller schlafen zu lassen, wenn sie nicht um Verzeihung bittet. Das geht ja gar nicht — sie kann mir krank werden, wenn sie sich arg zu fürchten anfängt in der Nacht! Aber meine Autorität ist hin, wenn ich nachgebe, und ich habe meine Autorität so nötig bei dem Gewurr!“

„Mein gutes Kind,“ sagte die alte Dame mit einem feinen Lächeln, „man droht nicht mit Dingen, die man dann tun muß.“

Der Onkel Muß-fein sagte: „Der Josefina wird eine Nacht im Keller nichts anhaben, sie hat ein tapferes Herz. Aber wenn du morgen so weit mit ihr bist wie heute, dann bitte ich dich um die Erlaubnis, die Angelegenheit in die Hand nehmen zu dürfen. Der Dickkopf ist gute Hansenart, aber lügen darf eine Hansen nicht.“

Im Keller saß die Josefina auf einer Kiste und wollte sterben. Sie hatte weder Wasser noch Brot berührt, sie wollte vor Hunger sterben, wozu sollte sie weiterleben in einer Welt, in der man ihr nicht glaubte? Sie fürchtete sich nicht in dem dämmerigen Kellerraum, sie war so oft schon beim Versteckenspielen da hineingeschlüpft, freilich: so lange war sie nie da unten gefessen und so allein! Und so unheimlich still war es noch nie hier unten gewesen! Sie verfiel in ein trotziges Vorfürchhinbrüten, in dem sie die Welt sehr schlecht und sich sehr bedauernswert fand. Der Ruf der Mama: „Willst du nun endlich um Verzeihung bitten, du Dickkopf?“ schreckte sie zeitweise daraus auf und veranlaßte sie, sich nachher jedesmal um so verbissener hineinzuwersfenken. Geschwächt durch das Fasten, erschöpft durch die Aufregungen des Tages verfiel sie, als es im Keller dunkel wurde, in einen unruhigen Halbschlaf. Plötzlich war ihr wie im Traum, als ginge die Tür, als kämen Marco und Franz, der Bediente, mit einer Laterne, mit einer Matratze, mit Kissen und Decken.

Und eine Stimme hörte die Josefina, die sie hellwach machte. Wie ein junger Vogel flog sie von ihrer Kiste auf und barg sich wie in ein warmes Nest in Justus Hansens Arme: „Bist du's wirklich, Papa?“

„Freilich bin ich's! Und nun wollen wir miteinander beten, und dann miteinander schlafen und vom Brabsein träumen.“

Der Josefina war's, als träume sie jetzt schon, sie zitterte am ganzen Körper vor glückseliger Aufregung, als sie neben ihrem Papa hinkniete und mit ihm das Vaterunser sprach: „Und laß mich immer wahrhaftig sein, und laß mich meinen Dickkopf überwinden!“ schloß Justus Hansen sein Gebet.

Die Josefina sprach die Bitte andächtig nach und setzte aus tiefstem Herzen heraus hinzu: „Aber doch weißt du, lieber Gott, daß ich nicht gelogen habe.“ Dann sagten beide Amen.

Und dann legten sie sich auf die Matratze, zogen die Decke über sich und schmiegen sich fest aneinander. Der kleinen Josefina war ganz

wonneselig und ehrfürchtig zu Mut, so dicht beim Papa war sie noch nie gelegen, ihr Kopf lag ja an seinem Herzen und sie fühlte es klopfen! Was ist das für ein sonderbares Ding, ein klopfendes Herz! Wie eine Uhr und doch ganz anders! Und es war des Papas Herz, das sie klopfen hörte, und der Papa war zu ihr heruntergekommen in den Keller, um alle bösen Geister von ihr abzuwehren! Und nun schlief der Papa! Wie sonderbar, einen Menschen atmen zu hören im Dunkeln der Nacht — das war ja wie das Meer: auf und ab, tief und geheimnisvoll! Wie das nur zugehen mag, daß der Mensch schlafen kann und atmen und nichts von sich wissen! Jetzt mußte sie die bösen Geister vom Papa abwehren, weil er doch wehrlos war im Schlaf. O, sie wollte es tun die ganze Nacht, ihr ganzes Leben lang! Er war zu ihr gekommen, der gute Papa! Fester drückte sich die Josefa an ihn, ihr war, als hätte sie etwas Wundervolles geschenkt bekommen, sie lauschte seinem Atem, dem Klopfen seines Herzens und immer glückseliger wurde ihr zu Mut, bis sie in all die Glückseligkeit hineinschlief. . .

Als die Josefa am anderen Morgen erwachte, war der Papa schon fort, aber eine Tafel Schokolade lag neben ihr auf dem Kissen. Gierig langte die Josefa danach, sie war ja so hungrig vom langen Fasten, und Schokolade war ihr erstes Lieblingsessen! Aber da fielen ihr die Augen der Mama ein und daß die Mama gesagt hatte: bei Wasser und Brot, bis du um Verzeihung bittest! Energisch schob sie die Schokolade fort unter das Kissen, sie wollte sie lieber gar nicht sehen! „Ich laß mich nicht lumpen!“ sagte die Josefa, und sie setzte sich vergnügt auf ihre Kiste und aß das Brot, das sie gestern verschmährt hatte, und trank das Wasser, und es schmeckte ihr herrlich!

Ein lustiger Sonnenstrahl stahl sich von der oberen Kellerluke herein, den ließ die Josefa über ihre Finger tanzen — wie goldig und schön er war! Ach, es kam ihr vor, als sei die ganze Luft im Keller noch erfüllt von den Atemzügen und vom Herzschlag des Papas.

Da rief durch die Tür die Stimme der Mama, fast flehend: „Bitte doch um Verzeihung, dann mache ich dir gleich die Tür auf.“

„Ach, Mama, ich will ja gar nicht heraus, es ist ja so schön hier!“ antwortete die Josefa ganz überzeugt, und es war auch kein bißchen Trost dabei.

Die Kellertür aber schlug heftig zu.

Nun ist sie sehr böse auf mich, die Mama, dachte die Josefa, und in ihre Glückseligkeit hinein wuchsen tiefe Schatten.

Es kam ihr zum Bewußtsein, daß die Mama sie nicht nur für den edigsten Dickkopf der Welt hielt, das war ja gar keine Unehre — aber — aber! Aber daß sie als Lügnerin da stand vor der Mama, vor dem Papa — er hatte sie ja doch beten lassen: „Laß mich wahrhaftig sein!“ Er glaubte an ihre Lüge! Und die Nonnetta! Welch eine Schande, als Lügnerin dazustehen in aller Augen! Die Josefa begann bitterlich zu schluchzen: „Ach, und die Mizka! Ach, und der Onkel Muß-sein!“ Da wurde ihr plötzlich wieder ganz leicht ums Herz. „Nein, der Onkel Muß-sein weiß ganz bestimmt, daß ich nicht gelogen habe,“ sagte sie laut vor sich hin.

Sonderbar: einer, an den die Josefa gar nicht dachte, wußte es auch: der Herr Carafiat!

Als er zum Unterricht kam und vom aufgeregten Gewurr die Tragödie hörte, ließ er sich gleich bei der Gnädigen melden. „Mit untertänigstem Respekt zu sagen, allergnädigste Gnädige, mich wundert, daß eine Mutter ihr Kind nicht besser kennt, unsere Josefa lügt nicht!“

Aber die Josefa hatte ihren Dickkopf nicht nur als Hanfenerbe, darum war er ja so kanonenfest. „Ich kann mich nicht irren,“ ereiferte sich die Lenimik, „wenn die Josefa nicht lügt, dann hat die Mademoiselle gelogen, mehr noch: betrogen, falsches Zeugnis abgelegt — das ist ganz unmöglich von einer Person, die fünf Jahre im Hause ist und mein Vertrauen genießt.“

„Mit untertänigstem Respekt zu sagen, gnädigste Gnädige, es gibt im Leben eines lebigen Frauenzimmers Augenblicke, wo ihr die Ledigkeit zu Kopf steigt — das sind die Augenblicke der rabiaten Jungfernschaft, und die sind für die Frauenzimmer so gefährlich wie für den Mann der Suff. Außer dem alten Carafiat kommen doch noch zwei junge Lehrer ins Haus.“

Trotz ihres Kummers mußte die Lenimik hell auflachen. „Der Turnlehrer ist verheiratet und der arme Teufel von einem Zeichenlehrer — er stottert und stolpert über seine eigenen Füße — nein, dieser halbe Depp wird unferer hübschen Mademoiselle nicht gefährlich sein.“

Aber der Herr Carafiat blieb bei seiner Ansicht: „Mit Respekt zu sagen, gnädigste Gnädige, wenn die rabiate Jungfernschaft für ein Frauenzimmer ansangt, dann wird ein Gorilla für sie zum Apollo!“

Die Lenimik schüttelte den Kopf, aber sie war doch sehr nachdenklich geworden und wartete mit steigender Ungebuld auf den Dreßte, den Straßentlehrer. Sie hatte sich ihn bestellt, um festzustellen, ob die Josefa ihm

gestern früh Marillen geschenkt habe. Warum kam er immer noch nicht?

Aber der Dreste wußte eben, was sich gehört. Um zwölf mit dem Glockenschlag, zur offiziellen Besuchsstunde, stellte er sich ein. Er hatte einen Frack über seiner Drillhose an und einen Zylinderhut in Händen. Frack und Hut glänzten vor Abgetragenheit, denn sie waren die dritte Nummer des Verleihers. Der Dreste entschuldigte sich bei der allerhöchsten Frau Gräfin Schwiegertochter, daß er nicht in der ersten Nummer antrete, aber dazu hätte es nicht gelangt, er habe es sich zwar überlegt, ob er nicht um die Ehre, die allerhöchste Frau Gräfin Schwiegertochter besuchen zu dürfen, Schulden machen solle, aber er habe gefürchtet, sich dann nicht mehr als freier Mann zu fühlen; so arm er sei, Schulden habe er nie gemacht im Leben, vor den Schulden habe er sich immer gefürchtet wie vor dem Teufel, denn Schulden machen unfrei! Er sei ganz durchdrungen von der Ehre, die ihm die allerhöchste Frau Gräfin Schwiegertochter angedeihen lasse durch die Berufung in ihr Haus, das hochzuverehrende Haus Hansen, aber er fühle sich ihrer nicht ganz unwürdig, denn er stehe hier als freier Mann.

Auf diese Anrede hin konnte die Venimik nicht anders, als dem Dreste mit Wein und Gebäck aufzuwarten, was er denn auch mit den umständlichsten Beweisen seiner Wissenschaft des guten Tones annahm. Als sie nun endlich auf die brennende Frage kommen konnte, ob die Josefa ihm gestern Marillen gebracht, legte der Dreste feierlich die Rechte auf seine freie Mannesbrust und erklärte, Marillen habe er von seiner Josefa nie bekommen, wohl aber andere Beweise ihrer „aristokratischen“ Gesinnung zu ihm, und wenn die allergnädigste Frau Gräfin Schwiegertochter ihn nicht mit ihrer herablassenden Aufforderung ausgezeichnet hätte, würde er sich die Kühnheit erlaubt haben, selber zu kommen, nachdem er von der neronischen Grausamkeit gehört, mit der sein unschuldiger Engel bestraft worden sei.

Die Venimik fragte ihn darauf, ob er verheiratet sei und Kinder habe?

Der Dreste meinte, er sei Gott sei Dank sechzig geworden, ohne sich eine Frau auf den Hals zu laden, und er hoffe, er würde in seinen alten Tagen nicht mehr zum Schaßkopf, der lebige Stand sei der beste, er sei wie eine gut gefehrte Straße, reinlich und ohne Argerniß!

Die Venimik meinte, wenn er selber Kinder zu erziehen gehabt hätte, würde er über die

neronische Grausamkeit einer Mutter anders denken, er solle sich doch überlegen, was daraus würde, wenn er seine Straße mit einem weichen Besen kehren wollte.

Der Dreste versicherte, so eine große Dummheit würde er nie machen, dann wüchse ja der Dreck haushoch auf seiner Straße!

„Sehen Sie, Dreste, so ginge es auch mit den schlechten Eigenschaften meiner Kinder, wenn ich nicht mit einem scharfen Besen hineinfahren wollte,“ sagte die Venimik. „Darum reden Sie mir nicht mehr von neronischer Grausamkeit, wenn ich meine Kinder strafe, kehren Sie Ihre Straße sauber und ich lehre mein Gewurrl, dann tut jeder von uns seine Pflicht!“

Mit Grandezza antwortete der Dreste darauf, seine erste Pflicht sei es, einzustehen für seine Josefa, seinen himmlischen Engel. Und der Dreste sah trotz der Drillhose und der Leihgarnitur Nr. 3 aus wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel. „Ich lasse mir den Kopf abhauen dafür, daß meine Josefa unschuldig im Keller schmachtet,“ versicherte er mit großer Geste. „Und der Schlange, die diese heilige Unschuld verfolgt, wird die Madonna schon noch auf den Kopf treten.“

Ob er mich mit der Schlange meint? dachte die Venimik und meinte, es sei Zeit, dem freien Mann auf gute Art zu helfen, daß er das Fortgehen fände. An der Tür, er stand schon auf der Schwelle, wandte sich der Dreste noch einmal um und sprach mit verschmizt verlegenen Lächeln, an der hochgeborenen Frau Gräfin Schwiegertochter vorbei, ins Zimmer hinein: „Ich weiß, was so hohe Frauenohren nicht hören dürfen, ich sage es auch nicht zu so hohen Frauenohren, ich erlaube mir nur, darauf aufmerksam zu machen, daß der ausgehungerte Herr Zeichenlehrer genau weiß, wo für ihn Marillen wachsen.“

Damit ging der Dreste, die Venimik in heftigster Aufregung zurücklassend — sollte die Mademoiselle sich wirklich so weit veressen haben? —

Unterdessen hatte der Marco sein blaues Wunder erlebt, der alte Hansen hatte im Vorübergehen an sein Fenster geklopft! „Gott sei mir gnädig, Herr Christian!“ Der Marco nahm sich die Freiheit der guten, alten Triestiner Sitte, seinen Herrn beim Vornamen zu nennen. „Du so ungewohnter Stunde?“

„Es gehen auch ungewohnte Dinge vor! Wie steht es mit Josefa?“

„Immer noch im Keller! Ach, Herr Christian, hätt' ich nur der jungen Gnädigen kein Wort von der Marillengehichte gesagt.“

„Dann hättest du sehr unrecht getan! Jetzt sperr' mir den Keller auf, ich bringe den Handel schon in Ordnung.“

„Gott sei Dank,“ sagte der Marco getränkt. „Alles wird gut, wo Sie Ihre Hände dabei haben, Herr Christian!“

Und nun stand er vor der kleinen Josefa, der alte Hansen, und sagte bloß: „Komm, wir wollen wie vernünftige Leute miteinander reden.“

Und ernsthaft, wie ein erwachsener Mensch, sagte die Josefa: „Ich weiß es, du glaubst nicht, daß ich gelogen habe, und darum will ich dir auch sagen, wer die Marillen gestohlen hat, aber du darfst es keinem Menschen erzählen, denn ich habe es Herrn Schöberl versprochen, daß ich ihn nicht verrate. Ich habe gestern früh, wie ich zum Dreße laufen wollte, selber gesehen, wie der Herr Schöberl vom Spalier heruntergesprungen ist — und die Mademoiselle hat ihn auch gesehen, denn sie ist in der Nachtsacke am Fenster gestanden. Trotzdem hat sie der Mama gesagt, daß ich am Spalier gewesen bin, darum hab' ich ihr vor die Füße gespußt. Sagen darfst du aber doch nichts, denn Herr Schöberl hat geweint und hat gesagt, wenn ich erzähle, daß ich ihn am Spalier gesehen, dann verliert er den Unterriht in den besseren Häusern und ist ruiniert — ich habe gesagt, ich sag' gewiß nichts, auf Ehr.“

„Sei du ganz ruhig, ich bringe diesen bösen Handel schon in Ordnung,“ sagte der Onkel Muß-sein, küßte seine Josefa auf die hellen Haare — so helle Haare hatte auch Trine Hansen gehabt — und ging.

Bald darauf flog die Kellertür auf, die Lenimih stürmte herein, riß die Josefa an ihre Brust und sagte, alle Grundzüge der Autorität vergessend, aus ihrem reichen großen Herzen heraus: „Verzeih mir, ich habe dir unrecht getan, mein armes, gutes Kind, ich werd's nie wieder vergessen, daß du nicht lügen kannst.“

Nichts hat die Autorität der Mutter in Josefes Herzen so gefestigt wie dieses Wort!

Die Mademoiselle sah die Josefa nicht wieder. Onkel Muß-sein erzählte ihr, er habe dem Herrn Schöberl eine sehr gute Stelle als Zeichenlehrer in Marburg verschafft und er werde die Mademoiselle bald heiraten. Die Mizka konnte ihre Empörung über diesen Lohn des Lasters nicht beherrschen.

Aus ihrer Lebensanschauung heraus riet die Nonnetta der Lenimih: „Unsere Josefa heißt nicht mehr auf Karststein und du wickelst sie dir um den Finger, Lenimih, das ist zu schön, als daß es von Dauer sein könnte! Erhalte es dir durch ein Opfer, gib die Josefa

jetzt den Ursulinerinnen. So schwer dir die Trennung fällt, ich muß dir dazu raten, gerade dies wilde Kind gehört eine Zeitlang in die ruhige Luft des Klosters.“

Die Nonnetta konnte sich die Erziehung eines Mädchens ohne etliche Klosterjahre gar nicht vorstellen, sie fuhte ganz in der Tradition ihres Standes, ihres Landes und ihrer Zeit. Onkel Muß-sein fand, daß ihr, als Stamm-mutter, das erste Wort in allen Familienbestimmungen gehörte. Justus Hansen und seine Frau teilten diese Anschauung, es fiel ihnen nur sehr schwer, sich zu dem Entschluß einer Trennung von ihrer Ältesten durch-zuringen. Aber nach der Erfahrung mit der Mademoiselle wollte die Lenimih sobald nicht wieder eine Erzieherin ins Hans nehmen, sie wollte es jetzt lieber mit einem Präzeptor für die Knaben versuchen. Dann kam noch die bevorstehende Geburt ihres siebenten Kindes, dann kamen all die Anforderungen, denen sie als Hausfrau des Hansenhauses in der Familie und der Triester Gesellschaft genügen mußte, ja, ihr blieb wenig Zeit, sich den heranwachsenden Töchtern zu widmen, wie es notwendig war!

Und so kam der Sonntagnachmittag heran, an dem Papa und Mama in der Rosenlaube saßen und sich die Josefa rufen ließen. Die Mama sagte ihr, es sei nun notwendig für ihre Erziehung und Ausbildung, daß sie auf ein paar Jahre ins Kloster käme, in dasselbe Kloster, in dem die Nonnetta gewesen und die Mutter der Nonnetta auch! Und alle Tanten seien dort erzogen worden, und jetzt würde sie viele Basen dort finden, und sie sollte auch nicht allein hinkommen, die Leni sollte mit und die Christl auch.

Die Josefa stand da, blaß und stumm und mit dem Gesicht, das auf Karststein heißt, und plötzlich drehte sie sich um und fort war sie, wie vom Wind in die Campagna geweht.

Dort warf sie sich in das hohe Gras, stampfte mit den Füßen, stieß mit dem Kopf gegen die Erde und schrie gellend, wie Tiere in Wut schreien oder irrsinnige Menschen. So fand sie der Onkel Muß-sein.

Der alte Mann setzte sich auf die Erde, nahm den Kopf des aufgeregten Kindes auf die Knie und sagte: „Warum wütest du gegen die Luft? Rührt es dir etwas? Was sein muß, muß sein, man heißt die Zähne aufeinander und tut es, wenn man ein ganzer Kerl ist. Was willst du lieber sein, Josefa: ein ganzer Kerl oder ein Pappstößel, wie deine Mama alle halben Menschen nennt?“

„Ein ganzer Kerl!“ Sie saßen Hand in Hand, der alte Mann und das Kind, sie saßen

in heißer Sonne, Thymianduft umwehte sie und der Atem des Meeres, und da unten vom Strand herauf leuchtete die weiße Stadt ihre Sonnenfreude zu ihnen empor.

Der letzte Abend bei der Nonnetta! Heute waren auch Leni und Christl mit heraufgekommen, und die Lisa hatte die lawendelduftenden Schachteln der Nonnetta bringen müssen, und jedes Kind sollte sich ein Stück daraus wählen, um es als Erinnerung an die Nonnetta mit ins Kloster zu nehmen. Die Leni schwankte lange zwischen einer silbernen Fingerringbüchse, einem Filigrankreuz und einem Pastellbildchen, das einen zierlichen Amor in einem Rosenstrauch darstellte. Endlich entschloß sie sich für den Amor; da nahm Christl das Filigrankreuz — sie nahm es mit einem kleinen Seufzer, denn der Amor hatte ihr auch gefallen.

Die Josefa wählte gar nicht, sie wußte ganz genau, was sie wollte, sie schlang die Arme um den Hals der Nonnetta: „Wenn du ihn mir gerne gibst — den goldenen Hund?“

Die Nonnetta küßte sie auf die Stirne: „Er war dir nach meinem Tode bestimmt, aber du darfst ihn jetzt schon haben, er ist bei dir so gut aufgehoben wie bei mir.“

Und der Onkel Ruß-fein erzählte noch einmal die Geschichte vom goldenen Hund: „In Trine Hansens kleinem Glaschrank, dem stolzesten Möbel unserer Stube, stand ein spanngroßer goldener Hund, er war aus schwerem Porzellan in der Stellung eines aufwartenden Pudels gebildet. Die Trine Hansen hatte ihn von einer Herrschaft erhalten, die in ihren Nippsachen aufräumte und mit anderen minderen Stücken auch den Hund ausschied. Die Trine Hansen aber gab ihm einen Ehrenplatz und machte den goldenen Hund zu einem wichtigen Faktor im Leben der Kinder, denn wenn wir sehr artig gewesen waren, durften wir eine halbe Stunde lang mit ihm spielen und dann fühlten wir uns immer in eine höhere Welt versetzt. Weil wir den Hund mit so viel Ehrfurcht behandelten, und weil er aus so dickem Porzellan war, hielt er uns alle durch. Als wir nun an jenem Ostermontag wandern sollten und der Abschied dem Ernst so schwer wurde, daß er sich gar nicht losreißen konnte von der Türschwelle, holte die Trine Hansen den goldenen Hund aus dem Glaschrank, steckte ihn dem Ernst in die Tasche und sagte: ‚Nimm dir die Heimat mit!‘ So ist der Ernst mit dem goldenen Hund in der Tasche durchs ganze deutsche Reich gewandert und am Hochzeitstag hat er ihn seiner Braut geschenkt.“

„Und dabei hat Ernst Hansen gesagt: ‚Die Treue ist die Heimat der Menschen, wer ohne Treue wandert, kommt nie nach Hause,‘“ ergänzte die Nonnetta halb deutsch, halb italienisch in dem lebhaften Durcheinander, das sie mit so entzückender Grazie sprach. Sie fuhr sich mit dem Spizentaschentuch über die Augen, ihr Gesicht war sehr feierlich, als sie das Zeichen des Kreuzes über Josefass Stirne machte und sagte: „Verlier die Treue nie!“

Josefa nahm den Hund aus den zitternden Händen der Urgroßmutter. „Wie schön er ist!“ sagte sie glücklich. „Den will ich auch in der Tasche tragen, wenn ich einmal durchs Reich wandere bis nach Hamburg. Ich muß doch die Stadt sehen, wo der Urgroßpapa her ist und der Onkel Ruß-fein, und wo die Trine Hansen gelebt hat.“

Am nächsten Morgen fuhren Mama und Papa mit den drei kleinen Mädchen im eigenen Wagen ins blühende Land hinaus. Als letzter, der Lebewohl sagen wollte, trat Dreffe dem schon tollenden Wagen entgegen. Justus Hansen ließ halten und der Straßlehrer überreichte seiner „himmlischen Freundin“ eine Tüte mit Gerstenzucker und ein Kameliensbukett!

Vor der Abreise hatte die Josefa der Mißka anvertraut, sie würde es schon so einrichten, daß sie wiederkäme, ehe sie vor Heimweh stürbe, ihr Dickhädel würde ihr schon heimhelfen! Alle im Hansenhause erwarteten mit Spannung, was sich nun ereignen würde, denn die Eltern hatten erzählt, das Fräulein Aber-doch hätte beim Abschied das Gesicht gemacht, daß auf Karstein beißt.

Aber doch — — es kam ganz anders:

Liebe Eltern!

Die Schwester Athanasia hat gesagt, ich soll dem lieben Papa und der lieben Mama schreiben, wie mir ums Herz ist, und Schreibfehler darf ich machen, aber keine Tintenklöße auf das schöne Papier der Nonnetta, die Schreibfehler werden schon noch korrigiert. Also, liebe Mama, mir ist sehr froh ums Herz, und der Leni ist auch froh ums Herz und der Christl auch. Die Leni hat auch den schönen Engel von der Nonnetta über ihr Bett aufhängen dürfen. Liebe Mama, ich habe schon zwei Ämter, nämlich: Hefte verteilen und im Schlaffaal auf Ordnung sehen. Liebe Mama, im Rechnen habe ich 4, — aber doch zwei Ämter!!! Lieber Papa, die Schwester Athanasia sagt: „Du hast keinen Schulkopf, aber doch zwei gute Arbeitshände“. Liebe Eltern, die Schwester Athanasia sagt, ich soll

die Hände nur fleißig rühren, dann wird es aber doch mit dem Kopf auch gut werden. Liebe Eltern, bitte verzeiht mir, ich habe auch im Rechtschreiben eine 4, weil ich doch keinen Schulkopf habe. Und wir singen so schön und das ist aber doch viel schöner als Rechnen und Schreiben! Liebe Mama, sage der Nonnetta, der goldene Hund schläft mit mir im Bett. Liebe Mama, sage der Nonnetta, die Muttergottes am Altar ist wirklich so wunderschön, wie sie erzählt hat, und wenn alle Ketzen um sie herum strahlen, ist sie ganz heilig. Liebe Mama, in unserem Schlafsaal schläft ein Jesuskind aus Wachs in der Nische, das ist wunderschön, so schön wie unser Kleinstes zu Haus. Und wir dürfen ihm täglich Blumen bringen, aber doch für das ewige Licht davor sorgt nur ein Kind und jede Woche ein anderes Kind. Aber doch ist das das ehrenvollste Amt und nur für die ganz braven. Das sind die, die nicht so wild beim Spielen, nie eine feste Antwort geben und ihre Aufgaben ordentlich machen. Uff, ist das schwer! Ich will aber doch einmal das ewige Licht hüten! Liebe Mama, ich denke: muß sein! Lieber Onkel Muß-sein, die Schwester Athanasia ist gerade so wie du, aber doch ganz anders — aber doch muß sein! Ich habe die Schwester Athanasia fürchtbar gern. Liebe Mikka, vergiß nicht, alle unsere Kinder zu grüßen. Liebe Mikka, zu Haus ist's aber doch noch schöner. Liebe Eltern, bitte grüßen: 1. Onkel Muß-sein, 2. die Nonnetta, 3. die Mikka, 4. der Marco, 5. die Köchin, 6. das Stubenmädchen, 7. der Franz, 8. 9. 10. 11, 12, die Gärtnerleute, 13. der Dreffe. Lieber Papa, schenke ihm deine Zigarettenstummel, der Ernsterl soll sie sammeln, ich teile ihm das Ehrenamt aus. Lieber Papa, grüße alle im Kontor, das sind 16 Grüsse. 16 + 13 macht zusammen 29 Grüsse. Ich kann aber doch rechnen. 1 und 2 mit Respekt die Hand küssen. Und der Leo und der Kanarienvogel und die zwei Raben vom Gärtner, die schwarze besonders, und die Pferde, gelt, alle drei und der Kutscher, das sind wieder acht Grüsse. 29 + 8 = 37 Grüsse. Und der Herr Carafiat, jetzt sind es 38 Grüsse, — bin ich froh, daß ich nicht mehr bei ihm lernen muß! Hier ist das Lernen aber doch lustiger. Liebe Eltern, ich habe Euch aber doch sehr lieb und tu Euch die Hände küssen mit Respekt und bleibe aber doch Eure

liebe Josefa.

Nach vierzehn Tagen kam dieser Brief und ging von Hand zu Hand im Hansenhause.

\* \* \*

Wie die Perlen ihres Rosenkranzes, so flossen die Tage ihrer zwei Klosterjahre durch Josefas Kinderhände. Ihr Schulsaal wurde nicht schwer in dieser Zeit, die Lehrpläne der Ursulinerinnen waren damals die denkbar einfachsten. Die Schwestern legten das Hauptgewicht auf die Bildung eines demütig frommen Gemütes, auf die Erziehung zum Gehorsam vor den Geboten Gottes und der Kirche und zur Nächstenliebe, die durch eine ehrliche Kameradschaft mit den Mitschülerinnen ständig geübt wurde. Die strenge Tagesordnung legte einen wohlthuend gleichmäßigen Rahmen um das Leben der Kinder, fromme Übungen, der Unterricht und die Schularbeiten, die vielen Ämter gaben dem Tag eine Fülle von Pflichten, die durch Erholungsstunden voll lustiger Spiele angenehm unterbrochen wurden. Die Josefa fand selten Gelegenheit, ihren Dickhädel aufzusetzen. Wenn die Schwester Athanasia bemerkte, daß das Gesicht, das auf Karstein beißt, bei der Josefa kommen wollte, so sagte sie gleich: „Aber Josefa, du hast ja gar keine Zeit zum Troken, die Klosterhühner brauchen Futter.“ Dann lachte die Josefa, denn sie verstand, was Schwester Athanasia damit sagen wollte: Verlier deine Zeit nicht mit Trok, Gottes Kreatur wartet auf deine Liebe und Barmherzigkeit!

In den Ferien, die zwischen Weihnachten und Neujahr 1865 bis 1866 lagen, wurde das große Fest des Hansenhauses gefeiert, das sechzigjährige Bestehen der Firma.

Der alte Hansen hätte die Sache gern in aller Stille abgemacht, aber Kaspar Hansen und seine ehrgeizige Frau waren unter dem Vorwande des „Geschäftsprestiges“ immer für festliches Gepräge. Justus Hansen und seine Lenimik waren nicht ehrgeizig, aber lebensfroh und tatenfreudig, sie feierten gerne, was nur zu feiern war! Und in diesem Falle waren sie beide ganz Feuer und Flamme: „Es ist eine Gelegenheit, ihm zu zeigen, daß wir wissen, was wir ihm danken,“ sagten sie. Die Behörden und die Bürgerschaft waren von derselben Auffassung durchdrungen, das Jubiläum der Firma Hansen war eine Angelegenheit der Stadt.

Und es war eine besondere Angelegenheit der Josefa. Überallhin spann sie ihre Fäden, um zu erlauschen, was alles in Vorbereitung war. Und dann kam sie des Abends, wenn der Onkel Muß-sein bei der Nonnetta saß, ganz geschwollen von Wichtigkeit zu den Hauptbeteiligten hineingeplatzt. „Ich weiß was, aber ich sag's euch nicht.“ Und wenn die Nonnetta sie neckend zu fragen begann, da

machte sie das Gesicht, das auf Karfstein beißt, denn sie mußte ihren Willen gewaltig zusammennehmen, um nichts zu verraten.

Natürlich schob sie sich durch jede Tür, hinter der eine Besprechung stattfand. Die Mama drückte schließlich ein Auge zu. „Meinetwegen bleib' hier, aber es ist nicht nötig, daß du keinen Senf dazu gibst.“ Und die Josefa schluckte ihren Senf herunter, wenn sie irgend konnte, aber manchmal brannte er ihr doch so auf der Zunge, daß sie ihn los werden mußte, selbst wenn die Mama darüber ihre Augen machen sollte.

Als die Lenimih mit Doktor Scheitenberger die wichtige Frage erörterte, wo das Fest stattfinden sollte, denn die Nonnetta war seit Jahr und Tag nicht mehr ausgefahren, riet der Hausarzt dringend zur Villa Hansen. „Die Sache wird der alten Dame schon übergenug Aufregung bringen, sie wird sie im gewohnten Rahmen leichter überstehen, sie ist ja wie ein verglimmendes Licht mit ihren sechsundsiebzig Jahren.“

„Ja, sie ist in den letzten Jahren stark gealtert,“ meinte die Lenimih traurig, und dann lächelte sie: „Ich freue mich nur, daß Onkel Christiansene achtzig so gut trägt. Vordreißig Jahren hat er auch nicht anders ausgesehen als jetzt, sagen alle, die ihn damals gekannt haben.“

Da kam die Josefa, die man mit dem Aussehen von Tischarten eifrigt beschäftigt geglaubt, aus der anderen Ecke des Zimmers: „Ich höre alles, auch wenn ihr still redet, wenn ich will, hab' ich Ohren wie ein Wacht hund. Das darf ja gar nicht sein, daß die Nonnetta wie ein verglimmendes Licht ist, der Onkel Muß-sein soll ihr doch gleich von seinem Lebenselixir geben.“

„Elixir? Was für ein Elixir?“

„Aber die Leute im Lagerraum wissen es doch alle, wißt ihr es denn nicht?“ —

„Aber Kind!“

„Aber doch, Mama. Der Dreffe hat es mir schon längst gesagt und der Marco weiß es auch. Sonst bekommt man hierzuland das Lebenselixir nur vom Teufel, dem muß man dafür die Seele geben. Der Onkel Muß-sein aber hat es von einem Levantiner. Dem hat er durch einen guten Rat Vermögen und Familie erhalten, aus Dankbarkeit hat der Grieche ihm dann das Elixir gebracht. In der Levante wächst so ein besonderes Kraut, aus dem wird es gebraut, mit dem Elixir des Onkel Muß-sein hat der Teufel auch gar nichts zu tun. Warum gibt er der Nonnetta nichts davon, er hat sie doch so gern?“

„So dichtet das Volk schon bei seinen Lebzeiten eine Legende um diesen Mann,“

meinte Doktor Scheitenberger lächelnd, „wie um alle Großen.“

Die Mama aber schalt: „Daß diesen Unsinn niemanden hören, am wenigsten Onkel Muß-sein selbst, sonst wirst du tüchtig ausgelacht.“

Aber die Josefa dachte: Aha, das ist wieder etwas, wovon ein Kind nicht reden soll! Sie biß auf Karfstein, tröstete sich mit der Meinung, daß diesmal ihr Trost in Gott ruhe, und ging zur gewohnten Abendstunde Onkel Muß-sein bis ans Gartentor entgegen.

„Onkel Muß-sein, ich will dich um etwas bitten.“

„Nur schnell heraus damit, Fräulein Aber-doch.“

„Onkel Muß-sein, gib der Nonnetta doch ein wenig von deinem Lebenselixir.“

Der alte Herr blieb stehen: „Was soll ich ihr geben?“

Nun wurde die Josefa doch unsicher: „Das Lebenselixir, du hast es doch, die Leute sagen alle, du hast das richtige, das gute aus der Levante.“

Die Josefa hatte den Onkel Muß-sein noch nie lachen gehört; wenn er fröhlich war, schmunzelte er ein bißchen, und das war alles, jetzt lachte er so von Herzen, daß ihm die Tränen kamen, — da dämmerte es der Josefa doch, daß die Mama recht gehabt.

Und Onkel Muß-seins Antwort benahm ihr den letzten Zweifel: „Sag' den Leuten, das Lebenselixir beim alten Hansen heißt Pflicht! Es gibt kein anderes auf Erden, Josefa.“ Plötzlich ging ein Ausdruck des Erschreckens über sein Gesicht. „Warum willst du das Lebenselixir für die Nonnetta?“

Die Josefa hätte sagen können, was sie vom Doktor Scheitenberger erlaucht, aber es war etwas in ihr, das sie warnte, den Onkel Muß-sein zu betrüben, und so sagte sie nichts. Sie legte nur ihre Kinderhand in die seine, und der alte Mann empfand in seiner Angst einen unendlichen Trost bei dieser mitleidig-zärtlichen Berührung.

Als sie aber ins Zimmer traten, wo schon die Lenimih bei der Nonnetta saß, da wandte die alte Dame sich in jugendlicher Lebhaftigkeit an Christlan Hansen: „Sie redet mir zu, das Jubiläum hier zu feiern, welch ein Unsinn! Es ist untrennbar mit dem alten Hause verbunden. Die Entscheidung haben natürlich Sie, mein Herr Schwager, aber ich bitte Sie, meine Wünsche zu berücksichtigen.“

„Sie wissen, Frau Santina, daß Ihre Wünsche immer maßgebend für meine Entschlüsse waren,“ sagte der alte Hansen. Die Lenimih versuchte keine Einwendung, sie wußte, die Sache war erledigt.

Als später die Nonnetta mit der Josefa allein war, erzählte sie vom alten Haus „a la riva“ am Kai: „Weißt du, dieses alte Haus war das letzte, was von dem großen Besitz unserer Familie sich auf meinen Vater vererbte. Die Markgrafen der Rokokozeit sind große Kavaliere gewesen, und mein Vater ist auch bloß zum Kavaliere erzogen worden. Das Geld rann ihm nur so durch die Finger, ich fürchte, mein Sohn Kaspar hat Anlage, sein echter Enkel zu werden. Gott erhalte Onkel Muß-sein noch lange, denn nur der hält ihn im Zaum! Es kam schließlich so weit, daß meine Eltern das untere Geschloß vermieten mußten, wir zogen in das obere, in dem früher unser Personal untergebracht worden war. Eines schönen Tages meldete der Diener — denn einen Diener mußte sich der Vater trotz unserer Not halten um des ‚Prestiges‘ willen — auch bei Onkel Kaspar spielt dieses Wort eine große Rolle —! Also siehst du, Kind, der Diener meldete zwei Herren Ansen. — Wie lange habe ich gebraucht um euer böses deutsches ‚H‘ sprechen zu lernen! In unserem Salon standen die blauen Möbel, die früher unten im Blauen Saal gestanden hatten und nun wieder unten im Blauen Saal bei Onkel Muß-sein stehen. Auch die Bilder und Spiegel und Kronleuchter sind noch dieselben. Du begreiffst, Josefa, daß ich das große Hansenfest nur im Blauen Saal feiern will.“

Ja, sieh, Josefa, da saßen sie nun in den blauen Fauteuils und wollten im Erdgeschloß den Stall und die Kutschwohnung mieten. Ernst Hansen führte die Verhandlungen, er war sehr gewandt im Wort und eine glänzende Erscheinung, so habe ich damals den anderen, den stillen, steifen Bruder ganz übersehen.“

Erblassend lehnte die Nonnetta den Kopf gegen die Kissen, der Josefa fiel das verglimmende Licht ein, erschrocken fragte sie: „Soll ich Wein holen, Nonnetta?“ Die alte Dame bat um einen Schluck Malaga. „Das kommt jetzt öfters vor, sag‘ nichts davon, es ist Schwäche, und wenn die Mama oder der Doktor davon hören, dann pressen sie mich um das große Hansenfest. Und ich will es mit Onkel Muß-sein feiern. Mir ist so, als hätte ich mein ganzes Leben auf dieses Fest gewartet. Kind, mein liebes Kind, ich will dir etwas anvertrauen, aber du darfst es niemandem sagen, gib mir deine Hand darauf.“

So, Josefäs Kinderhand in der ihren, sagte Santina Hansen das große Geheimnis ihres Lebens, und es war ihr eine Erlösung, daß sie es einmal aussprechen durfte: „Ernst

Hansen war der Blendende, — aber der Bauende, der Schaffende war der andere, — ich habe es zu spät erkannt.“ Josefa verstand nicht, was die Urgroßmutter meinte, aber ihr war andächtig, feierlich zumute, und Santina Hansen wollte auch keine Antwort, sie wollte nur einmal im Leben sich aussprechen, nicht bloß im Weichtstuhl, wo sie sich so oft angeklagt, — ein Mensch in der Familie Hansen sollte wissen, was ihr Leben gewesen, von dem alle meinten, es habe ihr nur Glanz und Glück gebracht.

„Wie die beiden jungen Menschen, diese hoffnungsvollen schönen, jungen Menschen, bei der Segelfahrt in der Bucht von Muggia ertrunken sind, habe ich gedacht, Gott straft mich für meine Gedankensünden. Wenn ich aufs Meer schaue, ist mir jetzt noch manchmal, als hielte mir Gott ein blitzendes Richtschwert entgegen.“ Jetzt wollte sie Antwort haben: „Josefa, richtet Gott auch Gedankensünden?“

Josefa erschraf. Seltsam, wie die Augen der Nonnetta sie angeblickt hatten bei dieser Frage! Die Antwort war ihr wohl sehr wichtig. Die Josefa dachte angestrengt nach; da fiel ihr der Mikfa Weisheit von dem Sündensall ein, die der Herr Carafiat so verurteilt hatte.

„Und es ist aber doch so,“ erklärte die Josefa mit Überzeugung: „Was Gott in uns hineingelegt, ist nicht Sünde, all unsere Gedanken kommen doch von Gott.“

Die Nonnetta zog das Kind an ihr Herz. „Ich rede dir von Dingen, die du noch nicht verstehst. Wenn du sie einmal verstehst, dann denk‘ an mich. Und dann erinnere dich auch an das, was ich dir jetzt sage: Die Frau muß wissen, was Ehe ist. Wissen die Frauen nicht mehr, was Ehe ist, dann fängt Sodom und Gomorra an, und der Antichrist ist Herr der Erde, und dann: wehe den Erdenkindern, denn sie haben ihren Gott verloren.“

Aus Josefäs Kinderherzen stieg die Antwort auf: „Du hast ihn aber doch nie verloren.“

Tränen, die die glücklichsten Tränen ihres Lebens waren, fielen aus den Augen der Greisin auf Josefäs helle Haare.

Am Morgen des 31. Dezember 1865 hielt die Leniniß große Truppenrevue ab im Studierzimmer — das Gewurrl in Parade! Das Stubenmädchen und die Mikfa schossen noch von einem zum anderen. Da war eine Schleife zu stecken, dort etwas Verschobenes zurechtzuzupfen und der Josefa fiel gar noch im letzten Augenblick ein, der goldene Hund müsse aber doch mit dabei sein beim großen Hansenfest, und weil an ihrem leichten Seidenkleid keine Tasche angebracht werden konnte,



Madonna mit Kind

Nach einer Holzplastik von Angelo Regretti  
Aus der Münchener Glaspalast-Ausstellung 1929





nähte ihr die Mikka noch schnell eine geheime an das Krinolinchchen.

Unterdessen hielt die Lenimik, auch schon in großer Toilette, ihrem Gewurrl die Standrede: „Macht mir keine Schande, benehmt euch anständig, noblesse oblige, ihr wißt, das heißt: ich bin ein Hansen und laß mich nicht lumpen!“

Darauf wurde das Gewurrl unter der Mikka Aufsicht in einem Landauer verfrachtet, nur die Josefa nicht, der war die Ehre zuteil, mit der Nonnetta fahren zu dürfen, und die sollte als letzte ankommen, um von der ganzen Familie empfangen zu werden.

Fast im Schritt fuhr der Kutscher seine alte Herrin. Die Lisa, auch in großem Staat mit Spitzenkleider und Seidenumhang, saß auf dem Vorderstuh und hielt im Ribitül das Niechfläschchen bereit. Aber Santina Hansen verlangte nicht danach, sie saß still im Wagen zurückgelehnt. Mit vor Erregung geröteten Wangen mühte sie sich, um sich daran zu beruhigen, dem Geplauder der Urenkelin zu lauschen.

Die Josefa spähte durch die geschlossenen Fenster, sie bemerkte alles. „Nonnetta, siehst du, wie die Leute hereingrüßen? Die ganze Stadt ist auf den Beinen, um das Hansenfest mitzufeiern.“

„Nonnetta, schau doch nur, wie die Sonne scheint, wie im Mai! Die Sonne feiert mit uns.“

„Nonnetta, Nonnetta — siehst du die Schiffe? Flaggengala! Du und Onkel Mußsein — man ehrt euch wie Könige!“ Und selbst der Josefa blieb der Mund stehen, schweigend staunte sie.

Der Wagen hielt. — Im Frack, barhaupt stand der alte Hansen am Schlag, öffnete ihn selbst und half Santina Hansen aussteigen, einen köstlichen Strauß blühender Myrten überreichte er ihr wie einer Braut.

Die Hände der alten Dame zitterten so heftig, daß sie die Blumen nicht halten konnte, da gab der alte Hansen sie der Josefa: „Trag' ihr den Strauß und bleib' heute in ihrer Nähe.“

Blühende Orangenbäume waren aufgestellt längs der Fassade, ein Teppich war über die Straße gebreitet, rechts und links standen die Arbeiter und Arbeiterinnen des Hauses Spalier, sie brachten ein helles Evviva! aus, in das sich Hoch- und Zivio-Rufe geschwisterlich mengten. Die Rufe pflanzten sich fort zu den Schiffen hinüber, die den Handel des Hansenhauses vermittelten und fanden bei den Chiosotten, den Schiffnern aus Chioggia, und Levantinern einen noch

buntsprachigeren Widerhall! Und im Gedränge, das den Mai füllte, jubelten die Triestiner ihrem alten Hansen und Santina Hansen zu, sie wußten, was sie an ihnen hatten!

Im Vorübergehen sprach Santina Hansen die Vorarbeiterinnen an und dankte ihnen. Der Beppa Morelli, die noch von ihr selbst für das damals noch so kleine Geschäft aufgenommen worden war, sagte sie, es sei am 1. Oktober 1815 gewesen. Die Beppa weinte vor Rührung über das treue Gedächtnis der gnädigen Herrin und versicherte, dieser 1. Oktober 1815 sei ihr Glückstag gewesen, ihr Lotterietreffer. Sie rief ihre Tochter und ihre Enkelin herbei: „Beide stehen in Brot im Hansenhaus und unsere Männer auch. Was unsere Familie ist und hat, kommt von der Familie Hansen.“

Über dem breiten Torbogen unter dem Balkon war das alte Wappen des markgräflichen Hauses von einem Efeuergewinde umgeben. Das Firmenschild, es war immer noch das unscheinbare Holzschild, das die Brüder am 31. Dezember 1805 eigenhändig über die Tür ihres Kontors in der Einfahrt genagelt — es war die Bedingung gewesen, unter der der alte Markgraf auf die Vorschläge der Brüder Hansen eingegangen war, daß außen an seinem Hause kein Krämerschild hängen durfte — das Firmenschild war ganz von blühenden Rosen umwunden. — Hier warteten die Kinder und Enkel und Urenkel Ernst Hansens auf das Paar — sie standen in strenger Ordnung dicht beisammen, sonst hätte die Familie nicht Platz gefunden in der Vorhalle. Alle hatten Rosen in Händen, auch Justus Hansens kleinster Sohn — er konnte kaum erst reden und gehen, aber er schien sich der Würde seiner Sendung wohl bewußt, denn er ließ sich nicht lumpen, niemand durfte ihm helfen bei der Überreichung des Korbes voll Rosen — selbst ist der Mann! Und er plapperte seine Ansprache an Christian Hansen ganz kunstgerecht her:

„Weil wir alle dir gar so dankbar sind, Bringt dir Rosen das kleinste Hansenkind“

Dann ordnete sich der Zug, voran gingen die Kinder, — die Nonnetta hatte schon einunddreißig Urenkelkinder, denn auch ihre Töchter hatten früh geheiratet, und alle vier waren schon Großmütter. Die Kinder streuten Blumen über die teppichbelegte Treppe, über die der alte Hansen sorgsam und langsam die Nonnetta führte. Dicht hinter ihr stieg die Josefa die Treppen hinan und trug ihr den Myrtenstrauß und die Schleppe wie einer Braut. Dann kam Justus Hansen und die Lenimik, die Schar der Enkel

anführend, den Zug beschloßen Kaspar Hansen mit seiner Frau und die vier Töchter Ernst Hansens mit ihren Männern.

Im Blauen Saal war ein Lehnstuhl für die Nonnetta hergerichtet, Kissen und Fußbank standen bereit, und die Lisa und die Lenimix trugen Sorge, daß sie behaglich und bequem sitzen konnte, während der alte Hansen ihr Wein und Gebäck zur Stärkung brachte. Die alte Dame war ganz Anmut, ganz Liebenswürdigkeit, sie schien um Jahre verjüngt, man merkte ihr keine Anstrengung an, nur wenn sich die Josefa von ihr entfernte, rief sie sie fast ängstlich zurück, die Lenimix hörte sie einmal sagen: „Verlaß mich nicht, es ist mir so leicht und frei zumute, wenn du bei mir siehst, mein Schußengel.“

Die Mama hatte der Josefa ein zartrosa Kleid aus leichter Seide machen lassen, ein Kränzchen Heckenrosen trug sie im Haar, das gelöst in seiner weichen Fülle ihr bis zum Kleidsaum reichte, ganz licht war es, licht wie Sommerfäden. Trotz ihres Krinolinchens war die Josefa schlank und lang, fast zu lang für ihre zwölf Jahre. Sie hatte ein feines Gesicht, eine edel geschnittene Nase und unter langen dunklen Wimpern die blau-grauen Augen des alten Hansen. Ein unennbarer Hauch von Reinheit wehte um die lichte Gestalt. Die Lenimix bemerkte, daß jeder, der eintat, überrascht nach dem Kinde sah, zuletzt wurde es ihr peinlich, sie suchte ihren Mann auf und flüsterte ihm zu: „Was haben die Leute nur mit der Josefa, habe ich sie zu sehr gepupzt?“

Justus Hansen lachte. „Schön ist sie, unsere Tochter, ich habe es eben erst selbst entdeckt.“ Schön! Die Lenimix war selbst eine sehr schöne Frau und sie hatte immer eine naive Freude an den Huldigungen, die ihrer Schönheit galten, aber wie Justus ihr das sagte von der Schönheit ihrer Tochter, da hätte sie laut auslachen können vor Stolz und Glück.

Und es war viel Schönheit und Glanz in dem Blauen Saal, in dem die Josefa als Schönstes auffiel. Schon der Raum mit den alten Seidendamasttapeten, den vergoldeten Stuckornamenten und den verblakten Maleereien der Decke, der blau-goldenen Rotofeinrichtung und dem Kronleuchter, in dessen Glasprismen die Sonne sich brach, bot dem Fest einen vornehmen Rahmen. Dann die vielen schönen Frauen im Schmuck ihrer Kleider und Juwelen, die Herren mit den Ordenssternen an der Brust, die Kinder, die wie bunte Schmetterlinge hin- und hergauckelten, die Tische mit den auserlesenen Erfrischungen in kostbarem Porzellan, Kristall

und Silber, Wein und Liköre in geschliffenen Karaffen, Champagner in silbernen Kühlern. Man merkte, daß Kaspar und Kalliope Hansen hier die Regie hatten. Der alte Hansen hatte die Jugend gewähren lassen, es war ja auch Santina Hansens Fest, nicht das seine allein, und dieser Frau gebührte fürstliches Gepräge.

Wie sie da in ihrem Lehnstuhl saß, die zarte Gestalt in Seide und Spitzen gehüllt, über dem weißen Haar einen schwarzen Spitzenschleier, der von kostbaren Diamantnadeln gehalten war, an den Ohren die Solitäre, die Ernst Hansen ihr zur silbernen Hochzeit geschenkt, um den Hals die Perlenkette, die damals Christian Hansens Geschenk gewesen, war jene fürstliche Anmut über sie gebreitet, die sie als Erbe ihres alten Geschlechts im Blute trug. Und eine Schönheit war über sie ausgegossen, die nichts vom Alter wußte, die vom Glanz der Juwelen unabhängig war, die wie ein Licht aus ihrem innersten Wesen leuchtete. Was die Josefa umwebte an der Schwelle ihres Lebens, der Hauch blüthenhafter Reinheit, umspann auch diese Greisin mit etwas Unsagbarem, Unirdischem. Keiner, der die beiden an diesem Tage beisammen gesehen, vergaß sie. Die Abordnungen kamen und gingen und alle sangen der Santina Hansen dasselbe Preislied: Mutter der Familie, Stammutter des Hauses, Mutter der Armen, der Bedrängten, Mutter der Stadt!

Und Santina Hansen, die Augen voll Jugendglanz, hatte für alle, die kamen, das rechte Wort bereit, sie gab es ihnen wie ein Königs Geschenk aus der Fülle ihrer verklärten Menschenliebe.

Steif, lang und hager stand der alte Hansen hinter ihrem Lehnstuhl während der Ansprachen, er hielt die Hand aus der Lehne, ganz dicht über Santina Hansens Scheitel, und immer wieder kehrte er in diese Stellung zurück, nach jedem Händeschütteln und Toast, nach jeder Annahme von Geschenken. Die Stadt hatte ihm ein Schiffsmodell in kunstvoller Arbeit überreicht, die Vereinigung börnsfähiger Kaufleute neben einer Huldigungsadresse ein altes Bild der Stadt, wie sie damals ausgesehen, als er in sie eingezogen war. Seine Erzelenz der Statthalter bedauerte in einer wohlgefehten Rede zuerst seine Armut, er habe an seinem Ehrentage dem Herrn Christian Hansen nichts zu schenken, Adel und Orden habe dieser schlichte Mann zurückgewiesen, und Adel und Orden würden auch seltsam stehen zu diesem Manne — er habe sich selbst seinen Adelstitel geschaffen —, jeder weiß, was die Worte bedeuteten: der alte Hansen! Und doch habe er etwas zu

bringen, daß ihn mit dem Bewußtsein des reichen Mannes erfülle, denn er wisse, daß der alte Hansen in seiner lokalen Gesinnung sich darüber freuen werde: es war ein Anerkennungsschreiben des Handelsministeriums, dem ein paar huldvolle Worte von des Kaisers Hand beigelegt waren.

Darauf war der alte Hansen nicht gefaßt gewesen, er konnte dem Statthalter nur stumm die Hand schütteln, so bewegt war er. Er, der Sohn der freien Reichsstadt, war immer geradeaus seinen Weg gegangen, ohne Günst und Gnade an höherer Stelle zu suchen, aber dieser Beweis des Wohlwollens seines jungen Kaisers ergriff ihn tief, denn er hing mit treuem Herzen an ihm und baute auf ihn seine Hoffnungen einer großdeutschen Zukunft.

Zufuß Hansen und die Leinwits kamen und beglückwünschten ihn mit ehrlicher Freude, bei Kappar und Kalliope Hansen war die Freude so gespielt, daß in der Familie gezischt wurde, sie könnten ihre Enttäuschung kaum verbergen, sie hätten sich das Baronat erwartet.

Der alte Hansen legte das Handschreiben des Kaisers wie eine Huldigung in Santina Hansens Hände, und sie sah mit einem Blick zu ihm auf, der voll Jugend war. Sie war dem Hause Habsburg ergeben bis zum Fanatismus.

Während sich nun zwischen dem Statthalter und dem alten Hansen ein ernstes Gespräch über die Aussichten des kommenden Jahres entspann, dem beide Männer sehr sorgenvoll entgegenblickten, kam von der Tür her plötzlich ein unangenehmer Lärm, der Zufuß Hansen veranlaßte, rasch nach der Ursache zu sehen. Lachend riß er daraufhin die Flügeltür auf: „Da kommt noch eine Abordnung, Onkel Christian.“

Man glaubte zuerst an einen Faschingscherz, wie da Mann und Frau eintraten und eine alte Schwiegermutter mit einem Widelkind auf dem Arm. Sie waren dürftig, aber sauber gekleidet und hatten alle drei große Reifigbesen geschultert, die festlich mit Laub und Blumen umwunden waren.

Der Mann, aufgeregt durch die Zurückweisung, die er von der Dienerschaft erfahren, geblendet durch den Glanz des festlichen Raumes und der vornehmen Herrschaften, vergaß seine langvorbereitete Rede und brachte nur stotternd die Frage heraus: „Cavaliere Ansen, kennen Sie mich nicht? Eccellenza Ansen, kennen Sie mich wirklich nicht mehr?“

Humorvoll meinte der alte Hansen: „Wenn ich ihn nicht bald erkenne, werde ich noch principe!“ Er sah sich den Mann schärfer an, da kam es ihm: „Sie sind ja der Martini, der

sich vor — vor vielleicht zwei Jahren zwei Gulden bei mir auslieh, um ein Besengeschäft zu gründen!“

„Ecco!“ triumphtierte der Mann und hatte sich wiedergefunden in jenem gelassenen Selbstbewußtsein, das jeden echten Triestiner auch in der erlauchtesten Gesellschaft nicht verläßt, das mag ihm von dem Stolz kommen auf seine schöne lachende Stadt, und jetzt wußte er seine Rede auch: „Cavaliere illustrissimo, Eccellenza Ansen, ich habe einmal überlegt: gehst du ins Wasser oder gehst du zum alten Ansen, und ich hab' mir gesagt, probier's zuerst beim alten Ansen, hält er dich seiner Hilfe nicht wert — ist das Meer nicht davongelaufen. So bin ich zu Ihnen gekommen, Eccellenza, als ein elender heruntergekommener Mensch. Illustrissimo, hab' ich gesagt, ich bin aus dem Gefängnis entlassen, ich mach mich nicht besser, als ich bin — es war eine Messergeschichte wegen eines Mädchens, zwei und einhalb Jahre bin ich gefessen. Jetzt möchte ich mein Leben wieder von vorn anfangen, aber ich bin ganz mittellos. Ich bin Besenbinder, das Reifig hole ich mir selbst im Karst, aber ich brauche Bindfaden und Draht und Holz für die Stöcke. Ich brauche ein Grundkapital von zwei Gulden für mein Geschäft — leihen Sie mir diese zwei Gulden gegen mein Wort, daß ich sie wiederbringe. Damals haben Sie mich behandelt wie einen Ehrenmann. Sie haben die zwei Gulden auf Ihr Pult gelegt und haben gesagt: ‚Rückzahlbar in zwei Jahren, ohne Zinsen‘. Kein Wort mehr haben Sie gesagt, Eccellenza illustrissima, und wie ich mich habe bedanken wollen, haben Sie abgewehrt: ‚Das machen wir am 10. Januar 1866‘. — —

Eccellenza illustrissima, wir bringen das Geld schon heute, weil wir dachten, ich, meine Frau und meine Schwiegermutter, das mache sich gut an Ihrem Ehrentage. Wir geben uns aber auch die Ehre, unserem Wohltäter unsere besten Besen zu bringen, weil wir dachten, ich, meine Frau und meine Schwiegermutter, man könne zum kehren der Lagerräume nichts Besseres finden. Wir bringen sie, ich, meine Frau und meine Schwiegermutter, als einen kleinen Zins für das großmütige zinslose Darlehen und als ein Zeichen unserer unsterblichen Dankbarkeit. Sie hätten mich ja damals aus Ihrem Geschäft hinauswerfen können oder mir ein Almosen geben — aber nein — Sie haben mich als ‚galantuomo‘ behandelt, Gott lohne es Ihnen, Eccellenza illustrissima! Eccellenza illustrissima, geben Sie uns, mir, meiner Frau und meiner Schwiegermutter, die Ehre, diese Besen von

uns anzunehmen, es ist kein Grund, uns gegenüber bescheiden zu sein, wir können uns dieses Geschenk leisten. Das Geschäft geht gut, ich habe nach einem halben Jahre darauf heiraten können, das Mädchen, um das die Stecherei gegangen, ich hatte ihr Unrecht getan, der reinen Jungfrau! Ich, meine Frau und meine Schwiegermutter, wir arbeiten alle drei fürs Geschäft, unser Geschäft geht glänzend. Und unseren Sohn haben ich, meine Frau und meine Schwiegermutter uns die Ehre gegeben, Christian zu taufen, und wir haben ihn heute mitgebracht, damit er einmal seinen Kindern erzählen kann, er sei dabei gewesen beim Jubiläumsfest des alten Ansen.“

Der alte Hansen klopfte dem Ehrenmann auf die Schulter und bestellte gleich zwei Duzend Besen für seine Lagerräume am Bahnhof. Und die Josefa mußte die Leutchen mit Wein bewirten. Dabei machte, dem Beispiel der Venimix folgend, die ganze Familie Hansen ihre Bestellungen bei ihm, auch der Bürgermeister und der Statthalter!

In die Augen des alten Hansen war ein Leuchten gekommen, er wurde lebhaft und lebendig, noch keiner hatte den steifen, alten Herrn so gesehen. Er versicherte sogar der Abordnung der Arbeiter, er würde selbst am Abend zu ihrem Fest in die Lagerräume am Bahnhof kommen, um mit der ersten Vorarbeiterin den Ball zu eröffnen, freilich müßten sie ihm erst sagen, wie man das mache, denn Tanzen habe er nie gelernt, er hätte nie Zeit dazu gehabt. Da brachten seine Leute ein Hoch auf ihn aus, daß es nur so dröhute im Blauen Saal.

Dann kam das Festmahl. — Noch einmal übte Santina Hansen das Amt der Wirtin, wie es außer ihr in der Familie Hansen nur die Venimix zu üben verstand, für jeden schien sie ganz besonders da zu sein, jeder an der Tafel fühlte sich ausgezeichnet durch sie. Aber während ihre weltgewandte Liebenswürdigkeit, die erfüllt war von dem feinen Geist ihres vornehmen Herzens, wie ein Blütenreigen die Gäste umspielte, war ihr innerstes Sein nur bei dem einen. Und dieser eine wußte es, wie Santina Hansen es wußte, daß nur ihre Anwesenheit an dieser Tafel für ihn dem Fest einen Sinn gab. Ein Strom von Jugend wallte hin und zurück, hin und zurück zwischen diesen beiden Menschen, die ihr Leben vollendet hinter sich liegen hatten — und die Jugend hat noch die Sehnsucht des Unerfüllten im Herzen und die Hoffnung auf ihre Schicksalsstunde.

Der alte Hansen hob sein Glas und sprach schlicht: „Mir ist, ich halte heut eine Ernte, die ich nicht allein verdient. Ernst Hansen sollte sie mit mir halten, mein treuer Bruder, der tot ist seit 15 Jahren. Er kann die Rosen heute nicht sehen, die seine Kinder, Enkel und Urenkel um das Firmenschild gewunden, das Firmenschild, das er und ich heute vor sechzig Jahren an unsere Kontortür genagelt, als wir arme Anfänger waren; wir hatten damals kein Kapital als unsere Hoffnung und unseren Glauben an Trine Hansens Sterne. Durch schwere Zeiten haben wir uns brüderlich durchgearbeitet, ohne zu wanken. Aber vielleicht stünde das Hansenhaus heut nicht auf so festem Grund, wäre damals in den Jahren des härtesten Existenzkampfes zu Glaube und Hoffnung nicht die Liebe zu uns gekommen. Ernst Hansens junge Frau, sie, die Tochter aus altem Geschlecht, die sich die Heirat mit dem bürgerlichen kleinen Kaufmann schwer erstritten, hat ihr Ja am Altar besiegelt durch unverbrüchliche Treue an das Hansenhaus. Diese Frau ist neben ihrem Mann und seinem Bruder da unten im Lagerraum gestanden als unsere erste Arbeiterin in der Zeit, als wir noch zu arm waren, uns Hilfskräfte zu zahlen, sie ist überlegend mit uns im Kontor gesessen, und ihr verdanken wir manchen guten Rat und manchen guten Gedanken. Es steht so: wir, Ernst und ich, haben eine Ecke des Hauses aufgebaut — sie die drei anderen. Ernst Hansen kann ihr heute nicht mehr danken, der Bruder dankt für ihn und sagt, was Trine Hansen heute zu Santina Hansen sagen würde: Ich danke dir, Santina Hansen, daß du der Mörtel des Hansenhauses warst und bist — bleibe es noch lange.“

In dem frohen Gedränge von Kindern, Enkeln und Urenkeln, die kamen, mit Santina Hansen anzustoßen, wankte die alte Frau plötzlich, wie Hilfe suchend sah sie sich um: „Josefa?“

Schon hatte der alte Hansen ihr den Arm geboten, um sie aus dem Saal zu führen, noch einmal trug die Josefa den Myrtenstrauch und die Schleppe der Urgroßmutter.

Der alte Hansen hatte Santina Hansen in sein Wohnzimmer geführt. Hier war nichts von der Pracht seiner Gesellschaftsräume alles war schlicht, zweckentsprechend, nüchtern fast und doch behaglich. Er rückte ihr seinen Lehnstuhl ans Fenster, Josefa holte eine Fußbank herbei und kauerte sich darauf zu der Nonnetta Füßen.

Als die Venimix in der Türspalte erschien und hinter ihr Doktor Scheitenbergers Kopf

auftauchte, winkte Santina Hansen ihnen lächelnd ab: „Geht unbesorgt, ich brauche nur eine kleine Weile Ruhe.“

Im Ofen knisterte das Holz, weich zog der Myrtenduft durch den Raum, durchs Fenster sahen die Masten der Schiffe und das Meer und der Himmel und der rotgoldene Abend.

Sie saßen Hand in Hand, Christian Hansen und Santina Hansen. Einmal hörte Josefa den Onkel Muß-sein fragen: „Santina, bist du ganz glücklich heute?“

Und sie hörte die Nonnetta antworten: „Ganz glücklich, Christian. Schau — siehst du unsere lieben Toten? — Sie kommen übers Meer und bringen uns Rosen, Christian — Rosen — Sterne — Königreiche“ — —

Die Josefa saß ganz still zu der Nonnetta Füßen, den Kopf an Onkel Muß-seins Knie gelehnt, sie hörte fernher die Tanzmusik aus dem Blauen Saale klingen, einen Augenblick hatte sie den Wunsch, hinüberzulaufen und mitzutanzten, aber dann dachte sie, daß sie sich doch nicht lumpen lassen wollte an Onkel Muß-seins und der Nonnetta Ehrentag um einer Unterhaltung willen. Es war ja aber doch so schön hier, wie in einem Märchen war's. So dämmrig traut war's — jetzt sah man schon kein Abendrot mehr am Himmel — jetzt war Onkel Muß-seins Wohnzimmer ganz von grauem Geheimnis durchwoben, nur durch das Ofentürchen glänzte es rot. — Und die Fenster waren verhangen wie mit dunklen Tüchern — plötzlich rann ein Strahl fernher übers Meer — ein Mondstrahl — und in das Dunkel hinein stiegen die Sterne.

Leise öffnete sich eine Tür, mit der verhängten Lampe kam die Lisa herein, und hinter ihr huschte die Venimih und sagte: „Schläft sie noch?“ Und beugte sich liebevoll besorgt über Santina Hansen.

Sie schrat zurück, sie flüsterte der Lisa etwas zu, die eilte verstört aus dem Zimmer und kam im nächsten Augenblick mit Doktor Scheitenberger wieder.

Und Doktor Scheitenberger sah die Nonnetta an und sagte nur das eine leise Wort: „Verglommen.“

Über die Josefa kam ein jähes Erschrecken, ein heftiges Auflehnen, ihr war, als müßte sie etwas Wildes tun, damit es aber doch nicht wahr sei, was Onkel Scheitenberger sagte —, aufschreien wollte sie, laut aufschreien.

Aber schon hatten die festen Hände der Venimih sich um die schmalen Kinderschultern gelegt mit energischem Griff: „Nicht an dich denken — tröste' ihn, den armen alten Mann.“

Und Josefa fühlte sich hinübergeschoben in Onkel Muß-seins Arme und sie fühlte etwas Unbegreifliches: Das Zusammenbrechen dieses Starken, sie fühlte das Zittern seines Körpers, sie fühlte die Schwere seiner Stirne auf ihrem Scheitel, und in ihrer Kinderseele flutete die erste Welle jener Liebe auf, die nicht Mann noch Weib kennt, die nicht wünscht und nicht fordert, die nur da ist, um sich zu verschenken.

Sie schlang die Arme um den alten Hansen: „Ich bin aber doch noch bei dir, Onkel Mußsein, ich will dich trösten, weil ich dich lieb habe.“

(Fortsetzung folgt)



# Ägyptische Reisebilder von Waldemar Bonsels



## Die Pyramiden

Man sollte die Nilfahrt von Assuan beginnen, das mit der Bahn zu erreichen ist; die Pyramiden von Giseh und die Ruinen und Gräber von Sakara lassen sich ohne Mühe auch von Kairo aus besichtigen. Wer freilich Freude daran hat, die Felsrittataken möglichst oft zu machen, besteige schon in Kairo den Nildampfer. Aber diese meist in wildem Galopp durch Staub und Wüste betriebenen Karavanenritte vom Schiff aus sind ein zweifelhaftes Vergnügen, weil die Treiber der festen Überzeugung sind, die Europäer kämen nur der Eisel wegen nach Ägypten und weil sie die Höhe des „Bachschisches“ von der Geschwindigkeit ihrer Tiere abhängig wähen.

So wälzt sich meist eine brüllende Staubwolke durch die Sonnenglut. Schweißtiefend und grausam deformiert lauschen am Ziel die Beflüßigten aller Kulturstaaten, nach Atem ringend, den gesungenen Erläuterungen des Dragomans, der mit großer Sicherheit nur das erklärt, was man unfehlbar selber sieht. Sein beschwörendes „This way, ladies and gentlemen“ ist gebieterisch und zerrt wie ein Zügel am erlahmten Geist der Störriichen oder derer, die wirklich nach Schau und Erlebnis trachten. Der Trupp wälzt sich weiter. Der wohlbeleibte Leidensgenosse hohen Amtes, den die sächsischen Eichen entsandt haben, sucht, hörbar schweißend, für die Zentnerlast seines Körpers einen Schattenfleck und ist endlich aus der Kühle des königlichen Felsengrabes nicht mehr zu verjagen. Sein Felsstreiber starrt ratlos und melancholisch auf diesen Berg von feuchter Unzufriedenheit und versucht das kuriose Englisch zu fassen, in dem ihm bedeutet wird, der Eisel solle im Schritt zum Dampfboot zurückwandeln. Endlich lächelt das tiefbraune, arabische Antlitz unter dem weißen Turban zuversichtlich, der Mann hat verstanden und schwingt heimlich die Keule: Schneller soll es gehen, viel schneller! Oh, wären diese veralteten Könige nie begraben worden!

Nein, man soll diesen Weg nicht wählen, um die Heiligtümer der versunkenen Jahrtausende zu erreichen, und doch gibt es vor-

läufig kaum einen anderen, ohne unsinnigen Aufwand. Die Felsengräber und Tempelruinen von Unterägypten liegen, dem wandernden Sandteppich der Wüste und den Felswänden mühsam enthoben, weitab jeder dem Europäer gangbaren Straße, man ist auf Gelegenheit und Führung angewiesen. Gasthöfe gibt es nicht.

Die Pyramiden von Giseh sind Wahrzeichen und Lufttakt der Reise ins alte Reich, obgleich ihr Anblick schon seit Kindertagen vertraut ist. Aber das erste Auftauchen dieser gewaltigsten Momente der ältesten Zeit der Menschheitsgeschichte überwältigt alle Fassung, jeden Begriff, wenn die Wirklichkeit von Tag und Stunde, der Brand der Mittagssonne oder das orangefarbene Ampellicht des raschen Abends sie zur Tatsache unmittelbaren Erlebens macht.

Die elektrische Bahn, die von Kairo hinausfährt, die Kette der Automobile auf gepflegter Straße, die Eisel- und Kamelkarawanen und die Spielereien des modernen Komforts, die die Pyramiden umgeben, rauben ihnen nichts von der Urgewalt, dem Trachten nach ewigem Verbleib, der Größe der Todes- und Lebensidee, die sie erstehen ließen. Die Kulturen von zwanzig ägyptischen Dynastien rauschen wie leichter, bunter Vogelflug in zwei Jahrtausenden über die Ewigkeit dahin! die Kultur der Äthiopier 700 vor Christus, bis die Perser die Herrschaft der Assyrier beenden, nichts rührte an das steinerne Wüstenbild in seiner eindeutigen, über die Waffen einfachen Gewalt. Alexander der Große schließt Ägypten in die Grenzen seines Weltreiches ein, Ptolomäus und seine Dynastien herrschen, Rom's Adler nehmen es unter ihre Schwingen, bis Byzanz und endlich 400 nach Christus die Araber das Land erobern. Nichts ändert die gigantischen Wahrzeichen des magischen Dreiecks, und uns Heutigen bietet sich das herrliche Bild von Dauer und Größe, wie allen, deren Macht und Glanz es überdauerte. Und aus den Trümmerfeldern der Ruinen, Bildwerke und Inschriften, die sich zögernd erschließen, aus Museen und Felsengrabkammern steigt langsam und majestätisch der Geist dieser versunkenen Welt, die heim-

liche, noch flüsternde Rede nimmt Gestalt an, die Andacht erwacht und das Verlangen richtet die Flügel nach Süden, Memphis und Theben entgegen, der höchsten Blütezeit ägyptischer Kunst und Geisteskultur.

\* \* \*

### Das Tal der Könige

Ist es Wahrheit und in dieser Welt möglich, daß sich Morgen für Morgen die Sonne so strahlend am Horizont erhebt, als wären Nebel und Wolken Sagengebilde einer versunkenen Vorzeit? Der Nil ist das Himmelswasser, der spendende Gott, der Ernährer dieses Landes, bekannt und gerühmt wie kein anderer Strom der Welt, so lange wir vom Wort des Menschen auf der Erde etwas wissen; er ersezt den Segen der Wolken. Die Sonne ist die Schöpferin alles Großen, was dies Land von Urzeiten her auszeichnet. Im Rhythmus des Lichts, im Gleichmaß und in der Wohltat der Wärme, im Glanz der Himmelsklarheit erblühte die Leibes- und Geisteskultur dieses Volkes, das ganz einmalig, ohne Vorbild und Beispiel in der Weltgeschichte dasteht. In der Magie des Sonnenwesens, in den strömenden Fluten des Nils und in der Freiheit der Sternbilder, sichtbarer und wirksamer als in jedem anderen Lande, schlummert das Geheimnis der hohen Bildung, der Bildung in einem zweifachen Sinn.

Das „Tal der Könige“, die Gräberstätte der großen Toten aus dem „Neuen Reich“, der achtzehnten bis zwanzigsten Dynastie (1500 bis 700 v. Chr.), hat sich unseren Blicken geöffnet. Ein ödes Wüsten- und Felsental von unerhörten Ausmaßen, vom Nil durch eine schroffe Felswand getrennt, birgt in seiner glühenden Stille die großen Toten, deren Name und deren Kulturkreis jetzt bedeutungsvoll über die Welt hallen.

In diese Epoche fallen die Tempelbauten von Luxor und Karnak, die Memnonstolosse von Theben, die einsam und mächtig aus der Ebene ragen. Thutmosis III. hat das Weltreich gegründet, ihm folgte Amenophis III., Schematon verlegt die Hauptstadt des Reiches nach Tell el Amara, und unter seinem und seiner Mutter Einfluß entwickelt sich der vielleicht höchste Kunststil Ägyptens, der unter dem Namen Amarakunst heute die ganze Welt entzückt und begeistert.

Der unwirklich farbige Himmel, an den Rändern der grell beschienenen braunen Felsen fast schwarzblau vor Tiefe, wölbt sich, die zornigen Feuer der Sonne in die Schlucht

entlassend, wie eine blauglühende Kuppel über die blendend helle Staubwüste des Talpfades. Selbst die ausdauernden Egel ermüden in der dritten Stunde. Kein Baum, kein Geträut, kein Grashalm, nichts Lebendiges außer uns Kleinen, Veritlenen atmet in dieser furchtbaren Einöde. Aber die Verlassenheit im Glanz dieser Lichtorkane, die Totenstille der Felswände, ihre gewaltigen Ausmaße ergreifen bis zur Erschütterung. Die Erde zeigt ein ganz neues, nie gesehenes Angesicht; aller Halt, den Erinnerung und Erfahrung gewähren, versinkt, der Geist begreift den titanischen Aufschwung der Völker dieser Regionen und Landschaften, dem Tod mit unerhörtem Willen zu Form, Gestalt und Dauer entgegenzutreten.

Die Schlucht führt in einen mächtigen Kessel, ins Tal der Könige. Schwarz von Schatten, ein rechteckiges, hohes Loch, öffnet sich der Eingang zum jüngst gefundenen Grabe Tutenchamuns. Der Felsengang in die Tiefe scheint endlos, kein Winkelfchen, kein noch so kleines Steinleckchen der Wände, das nicht mit Figuren oder Inschriften ausgehöhelt oder bemalt wäre. Der Blick in die Dämmerung der Grabkammer ist unvergeßbar. Das goldene Bildwerk der königlichen Gestalt auf dem Sarkophag, die gekreuzten Arme, die Zepter und Geißel halten, hoch über der Brust, unfäglich einfach und göttlich erhaben ruht die Gestalt im Herzen des Gebirges.

Blinkt es nicht von weißen Tüchern im Winkel, und ist der schwere Duft nicht Hauch des Lebens? Es ist, als wäre die Steinkammer erst gestern hinter dem Toten geschlossen worden, viertausend Jahre sind wie ein Schmetterlingsflug, der aufblinkt und dem Sinn entschwindet, und das alte Wort wird Wahrheit: „Tausend Jahre sind wie ein Tag“.

Acht geöffnete Gräber nehmen uns auf und entlassen uns wieder in die Sonne. Noch sind nicht alle gefunden, tief in der Felsenacht schlummert noch manches Geheimnis, noch manches Werk herrlicher Kunst und Weisheit, das, der Zeit entrückt, der Ewigkeit zugehört, zwischen Vergessen und Erinnerung wunderbar gebettet ist. Aber das Lebenswerk der großen Toten strahlt draußen in der Sonne unserer Tage.

\* \* \*

### Der Tempel der Hathor

Unvergeßlich bleibt der Hathortempel von Dendera, aus der Ptolemäerzeit, etwa ein Jahrhundert vor Christus. Daß fast drei

Jahrtausende zwischen den Pyramiden von Giseh bei Kairo und diesem düsteren, machtvollen Säulenprunt liegen, lehrt den Zeitlauf nach ganz neuen Maßstäben messen. Der gewohnte Stunden- und Jahresschritt verhallt, Kulturen, die über unser Europa dahinzogen, werden zu raschen Episoden, die Menschheitsgeschichte scheint sich zu ganz neuen Gebieten der Schau und Begriffe zu wandeln. Ein dunkles, aufstörendes Lächeln voll sanften Hohns über unsern Wahn von Maß und Dauer jagt das erbebende Herz in rastlose Unbeständigkeit.

Wenn der Schritt, unwillkürlich gedämpft, die Sonnendämmerung der vierundzwanzig gewaltigen Säulen der Vorhalle durchmisst, die ganz vollendet und völlig erhalten ist, unter dem immer wiederholten Haupt der Hathor, erdrückt die Allmacht dieses wahrsagerischen Gemmerwieder wie ein göttliches Gebot. Und doch wird die Demut der heraufbeschworenen Zustimmung zur lichten Erhebung, wie denn alles groß und erhaben Gedachte und Vollendete die Seele befreit, gleichviel, welchen Namen sie ihrer Gottheit gibt. Wenn etwas in der neuen Welt unserer eigenen Vorstellungen und Empfindungen dem erhabenen Geist dieser Tempelruhe und Nacht, ihrem Selbischen, ihrer Trauer, ihrem Ewigkeitsbetrachten und ihrem Licht zu vergleichen ist, so ist es das Werk des alternden Beethoven. Ich kann es schwer im kurzen begründen, die Zusammenhänge weben noch im Schatten, aber ich habe den ganzen Tag an ihn gedacht, und die Beziehungen der Musik zur Architektur und Plastik lassen mich nicht ruhen.

Das Reich der Satrapen Ptolomäus und seiner Dynastie dämmert in diesem Tempelwerk auf. Alexanders Herrschaft ist versunken, und zu neuer und letzter hoher Blüte, zu raschem Verfall erhebt sich in den Monumenten von Dendera, Edfu und Philae noch einmal der titanische Wille zur Form, der das ägyptische Volk auszeichnet, in herrlichen Bauten. Bis Antonius in den Fesseln Kleopatras Oktavian erliegt und Rom das versinkende Reich in seine Provinzen einschließt.

Wir langen erschöpft und vom Wüstenstaub gepudert wieder beim Dampfer an, der am seichten Nilstrand liegt, ohne Brücke oder Kai, mit Pfählen im Erdgrund vertaut. Der heitere Kampf mit den Treibern, die langsam immer schwärzer werden, ist beendet, mein

Esel, der Whisky-Soda heißt, schnauft geduldig aus.

Da meine Nationalität seinem Besitzer nicht deutlich geworden ist, hat er diesmal für sein Reittier einen Namen gewählt, der Neutralität und allgemeines Wohlwollen bekundet. Sonst heißt der gewählte Esel, je nach der Heimat seines jeweiligen Reiters, Wilson, Chamberlain, Poincaré oder Bismarck; Stresemanns Ruhm ist noch nicht in die Wüste gedrungen, er ist noch nicht eingereist.

Die braunen Sklaven an Bord, blendend weiß gekleidet, wedeln uns beim Eintritt den Staub von den Reifstiefeln, gemächlich, als strichen sie sie an. Der karussellartige Stagenbau des bunten Dampfers, der Gong, der zum Tee ruft, die Glasveranden, heiß wie Treibhäuser, und das Flitterwerk von Komfort und Gemäch muten an, als wäre man im Traum jählings aus den dunklen Hallen eines Domes in ein vitres Karnevalstreiben gestoßen. Erst die Nacht, die rasch über den ockerroten Westhimmel sinkt, die Stimmen des großen Nils, dessen braune Gewässer träge nach Norden strömen und die Himmelsfreiheit der Sterne über der fahlen Ebene der Libyschen Wüste geben die Ruhe innerer Schau zurück.

Das sanft orgelnde Gewimmer der Wasserräder und Ziehbrunnen, von Menschenhand oft bis tief in die Nacht hinein betrieben, mischt sich mit dem Quarren der Kröten an den feuchten fruchtbaren Uferbänken, auf denen im Nilschlamm Bohnen blühen und Korn sprießt. Die Reiter haben die Sandbänke verlassen und schlafen auf den Felskämmen der fernen Berge. Der Schlaf sinkt mit dem Glanz der Sternbilder und herrlicher Kühle in die weit offene Kabine, deren Vorhang der dunkle Wind bewegt.

Gegen Morgen, noch in der Dunkelheit, lichtet der Dampfer die Anker; man fährt, der Sandbänke wegen, ungerne bei Nacht, wenn der Mond nicht scheint. Über der arabischen Wüste, wie von den Milliarden Gefährten im All verlassen, hart über der Ebene am Horizont, steht ein roter Stern, groß wie eine kleine Sonne; so strahlend, daß der Sinn lange zweifelt, ob nicht ein ganz neues, nie gesehenes Gestirn über dem Gesichtsfeld des Erdreiches aufgegangen ist. In dieser Totenstille der Weltweite tönt keine Antwort. Wieviel wäre sie wert?



Schnupftabak und Rosenduft  
Nach einer Radierung von Otto Quante  
Bavaria-Verlag München-Gauting



Al Jolson, der Bahnbrecher des Tonfilms  
 Al Jolson in einer Szene mit der kleinen Davis Lee. Über ihm hängt das Mikrophon, das seinen Gesang aufnimmt.  
 Links die Kabine mit der Kamera.

## Die sprechende Leinwand

Der Tonfilm und seine Möglichkeiten

Von Otto Behrens

**E**in weiter Weg liegt zwischen der Erfindung der starren, unbeweglichen Photographie und der des lebenden und tönenden Filmbildes. Im Jahre 1825 gelang es J. N. Niepce, die ersten Aufnahmen in der Camera obscura auf Asphalt zu fixieren. Archer erfand 1851 das sogenannte „naße Kollodiumverfahren“ und Maddox brachte 1871 die Trockenplatte heraus. Der Rohfilm, wie wir ihn heute kennen, verdankt seine Geburt in erster Linie Robert Schüpphaus, dessen Methoden es 1890 zuwegebrachten, Zelluloid mittels Garnstoff beständig zu machen. Von diesem Zeitpunkte an entwickelte sich der stumme Film zu dem, was er heute ist.

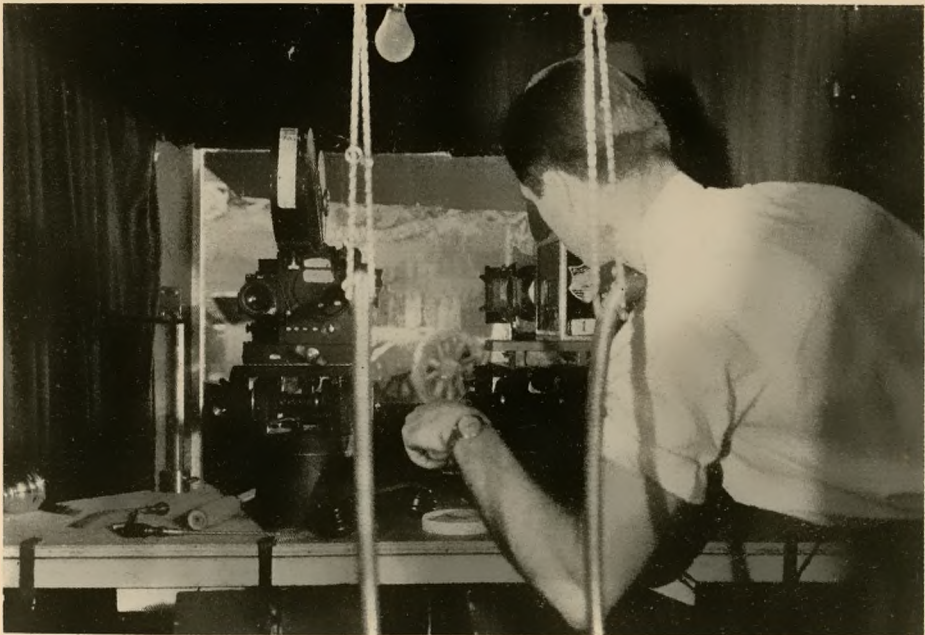
Seit zwanzig Jahren suchen nun die Techniker nach der Lösung des Problems, die Stummheit des Films zu überwinden und das Filmband tönend, beziehungsweise sprechend zu machen. Der erste Erfinder, der sich mit dieser Aufgabe beschäftigte, war Thomas A. Edison, der große amerikanische Elektriker. Seine Versuche, die bis zum Jahre 1899 zurückreichen, bestanden vornehmlich darin, den stummen Celluloidfilm mit dem

Phonographen zusammenzutoppeln; er nannte diese Erfindung „Kinetophon“ und laborierte an ihr bis etwa 1906 herum. Das „Kinetophon“ ist auch in Deutschland bekannt geworden. Damals, als das Publikum sich noch nicht daran gewöhnt hatte, daß ein „lebendes Lichtbild“ stumm sein könne, als man sogar die Stummheit noch als einen Fehler des Films betrachtete, lag es auf der Hand, die gleichfalls noch ziemlich junge Erfindung des Phonographen für den Film heranzuziehen und die Worte, die die Schauspieler für die Leinwand sprachen, gleichzeitig auf der phonographischen Walze festzuhalten. Dies dann in der Vorführung der fertige Film mit einer bestimmten Geschwindigkeit und hielt man auch beim Phonographen das entsprechende Tempo bei, so konnte es bisweilen vorkommen, daß Bildbewegung und Sprechstimme mit einander harmonierten. Dieser sogenannte „Synchronismus“ blieb aber, soviel man auch daran herumprobierte, eine sehr zweifelhafte Sache. Fast sieben Jahre hat Edison sich damit abgemüht, und auch in Deutschland erfand man fest: Verbindungen zwischen Projektor

und abrollendem Phonographen — befriedigend war diese Zweiteilung von Bild und Sprache jedoch niemals. Die Techniker sahen bald ein, daß die präzise Harmonie zwischen Filmbild und Sprechton, also der Synchronismus, nur dann zu erwarten sei, wenn der Filmstreifen gleichzeitig auch Träger des Tones ist. Man erwog daher, ob man die Tonaufzeichnungen, die die phonographische Walze oder die Gramophonplatte aufzunehmen hatte, nicht direkt auf dem Film anbringen könne. Das war natürlich nicht so einfach, denn der Phonograph verwendet für die Aufzeichnung der Schallschwingungen weiche Wachsplatten, auf die sich die Schwingungen leicht eingravieren lassen; das Celluloid des Films hingegen ist eine glatte, spröde Masse, und es erschien mehr als zweifelhaft, daß diese die Bewegungen der Gramophonnadel festhalten würde. Versuche nach dieser Richtung hin unternahm der Franzose de Pineaud, und 1909 trat er mit seinem Gravierverfahren an die Öffentlichkeit. Sein Vorschlag, der experimentell auch einige Leistungen ergab, war, eine Membrane mit dem aufzeichnenden Stahlstift auf dem Rand des Filmstreifens vibrieren zu lassen. Um den harten Stoff gewissermaßen zu erweichen,

wurde dicht vor der Nadel eine feine Flüssigkeit auf das Zelluloid gespritzt, wodurch die Unterlage für Sekundenlänge ihre Sprödigkeit verlor und die Vibrationen des Schallstiftes einigermaßen getreu in sich aufnahm. Da aber die Feinheiten der Schwingungen auf diese grobe, rein mechanische Weise nicht festzuhalten waren, und da ferner die Schallschwingungen damals noch zu schwach waren, um auf dem Zelluloid genügend starke Spuren zu hinterlassen (Schallverstärker und Elektronenröhren wurden ja erst viel später erfunden), so mußten die Versuche de Pineauds im Sande verlaufen.

Derjenige, der zuerst die Notwendigkeit und Möglichkeit der Photographie der Schallschwingungen erkannte und durchführte, war der deutsche Physiker Ernst Ruhmer; er ist so recht eigentlich der Erfinder des tönenden Films. Ruhmer machte den glücklichen Versuch, die akustischen Schallwellen sozusagen sichtbar zu machen und sie dann auf einen Film zu photographieren, so daß sie hier wieder abgenommen und in hörbaren Schall zurückverwandelt werden können. Das große Geheimnis des Tonfilms ist nämlich die Photographierung der Schallwellen und Wiedenumformung der photographierten Wellen zum hörbaren Ton.



In der Aufnahmekabine

Um ein völlig geräuschloses Arbeiten der Kamera zu ermöglichen, wird diese in einer schalldichten Kabine mittels eines Motors angetrieben. Durch das Fenster blickt man auf die Szene einer Tonfilmaufnahme

Betrachten wir nun im Anschluß an die vorstehenden Ausführungen, die eine gedrängte Übersicht über die Versuche geben, welche die wichtigsten Grundlagen für die weitere Entwicklung der verschiedenen Herstellungsarten geschaffen haben, die heute maßgebenden Verfahren.

Zu unterscheiden ist zunächst zwischen Nadelton- und Lichtton-Filmen. Bei ersteren werden, worauf bei der Beschreibung der Versuche bereits hingedeutet wurde, die akustischen Wirkungen mittels einer Nadel in eine plastische Masse (Schallplatten) eingraviert. Mit der zweiten Bezeichnung sind solche Tonfilme gemeint, bei denen die Aufzeichnung des Schallvorgangs mittels Lichteffekten, also mit Hilfe einer photographischen Methode erfolgt. Der Vervollständigung halber ist noch auf eine dritte Gruppe hinzuweisen, nämlich die der Magnet-Tonfilme. Das Verfahren, das hierbei zugrunde liegt, beruht auf der Erscheinung, daß sich ein Stahlband durch einen Magneten, durch den man Wechselstrom schickt, magnetisieren läßt. Diesen Magnetismus kann man hörbar machen, indem man das Stahlband an den Polen eines zweiten Magneten oder durch eine Drahtspule vorbei- oder hindurchbewegt; sowohl in der Spule als auch im zweiten Magnet ent-

stehen dann Wechselströme, die den aufgedruckten Tönen genau entsprechen. Mittels geeigneter Verstärker können die Ströme verstärkt und Lautsprechern zugeführt werden. Diese Gruppe ist heute durch zwei Verfahren vertreten: das „Multitone“, das von dem deutschen Physiker Dr. Kurt Stille ausgearbeitet wurde und von dem englischen Industriellen Ludwig Blattner praktisch verwertet werden soll (Blattnerphone), und das „Moviephone“-System der Sound Pictures Corp., New York. Bisher hat sich das Stahlbandverfahren hauptsächlich in der Sprechmaschinentechnik für Diktiermaschinen usw. eingeführt, wogegen die Versuche, es dem Tonfilm nutzbar zu machen, noch nicht abgeschlossen sind.

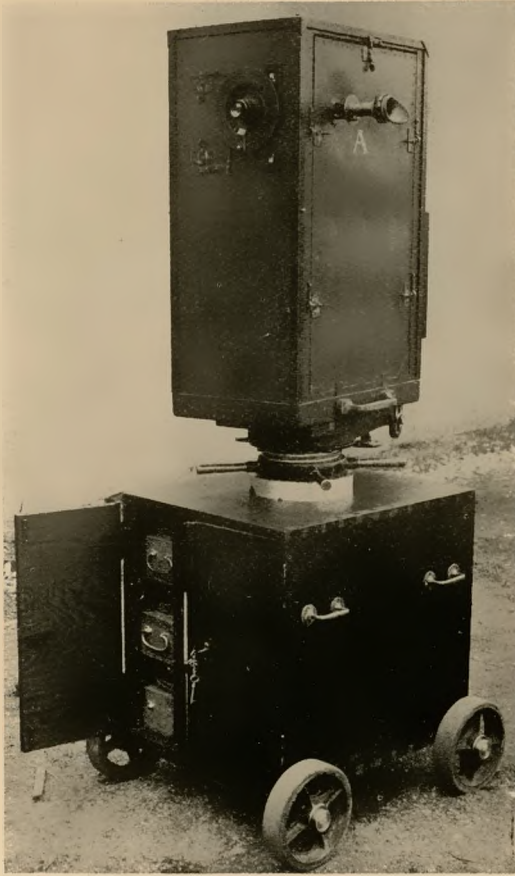
In der Praxis herrschen gegenwärtig das Nadelton- und das Lichtton-Verfahren. Was die Nadelton-Filme angeht, so sind bis jetzt nur solche als praktisch brauchbar befunden worden, die sich der Schallplatte bedienen. Die Verwendung der Schallplatte kann entweder in der Weise erfolgen, daß man sie lediglich zur Illustration eines in der Vorführung befindlichen Films nimmt, ohne mit dem Bildstreifen organisch verbunden zu sein, um auf diese Weise das lebende Kino-Orchester aus Ersparnisgründen zu ersetzen. Diese Hand-



#### Tonfilmaufnahme

Rechts auf dem Ständer das Mikrophon. In der Mitte die Aufnahmekamera in der schalldichten Kabine

habung hat im eigentlichen Sinne natürlich mit dem Tonfilm nichts zu tun — sie ist letzten Endes nichts anderes als Grammophonkonzert zu einer Filmvorführung bzw. unsynchrone Begleitmusik. Oder aber man verbindet die Schallplatte zwangsläufig mit dem Bildstreifen, um auf diese Weise eine synchrone akustische Darbietung zu erhalten, die sich nicht nur auf das rein Orchesterale beschränkt, sondern auch Geräusche, Sprech- und Gesang-Einlagen, wie das Laufbild sie andeutet, umfaßt. Sowohl bei der Aufnahme als auch bei der Vorführung des Films stimmen Optik und Akustik vollkommen mit-



Tonfilm-Aufnahmegerät

einander überein, so daß also die Darbietungen synchron sind. Das bekannteste Verfahren dieser Art ist das Vitaphone-System der Western Electric, mit welchem Warner Brothers ihre Al Jolson-Filme herausbrachten. Al Jolson, dieser stimmlich und darstellerisch gottbegnadete Künstler, ist gewissermaßen der Schrittmacher des Tonfilms gewesen, denn seine geradezu grandiosen Erfolge haben den Anlaß gegeben, den Tonfilm populär zu machen, so daß sich die amerikanische Filmindustrie fast völlig vom stummen Film abwandte. — Nach dem gleichen Schallplatten-Verfahren werden auch die Filme der großen amerikanischen Produktionsfirmen First National und United Artists hergestellt.

Bei weitem komplizierter ist das Lichtton-Verfahren, das aber trotzdem von den meisten führenden Filmkonzernen ausgenommen

worden ist. Das bekannteste System dieser Gruppe ist das Movietone-Verfahren, dessen sich die bedeutenden amerikanischen Filmgesellschaften Fox, Paramount, Metro-Goldwyn-Mayor, Universal und United Artists bedienen. Ein ihm technisch nahe verwandtes Lichtton-System stellt das K. C. M. Photophone-Verfahren dar (General Electric-Konzern), für welches sich die Firmen Pathé, F. B. D., B. D. C., British International Pictures u. a. m. entschieden. Der General Electric-Konzern arbeitet mit der deutschen K. C. G. zusammen und ist hierdurch mit der deutschen Tobis-Klangfilm-Gesellschaft eng verbunden.

Das Lichtton-Verfahren, das auch auf dem Gebiete des deutschen Tonfilms die Führung übernommen hat, gestattet die gleichzeitige Aufnahme von Bild und Schall, wodurch sowohl das Sichtbare als auch das Hörbare auf ein und denselben Rohfilmstreifen photographiert wird. Die Aufnahme des Visuellen erfolgt in derselben Weise wie beim stummen Film. Das Neue hierbei ist das gleichzeitige Aufnehmen der Laute. Wie beim Radio werden die Schallschwingungen mittels Mikrophon zunächst in elektrische Schwingungen umgesetzt. Diese gehen durch einen Röhrenverstärker, der wiederum mit Hilfe einer Ultrafrequenzlampe eine Umsetzung in Lichtschwingungen bewirkt. Letztere lassen sich photographieren, indem man sie durch ein besonderes Beleuchtungssystem auf ein außerordentlich lichtempfindliches Rohfilmmaterial

projiziert. Auf diesem zeichnen sich die ursprünglichen Schallwellen als bald hellere, bald dunklere Flecken ab. Bei der Vorführung des entwickelten und kopierten Films geschieht die Wiederumwandlung der Lichtschwankungen in Schallschwingungen in umgekehrter Weise. Die Lampe des Vorführapparates beleuchtet den Filmstreifen und erzeugt hinter den Flecken, je nach Stärke derselben, bestimmte Schwankungen der Helligkeit. In der Photozelle setzen sich die Lichtschwankungen dann wieder in elektrische Schwingungen um, die der Lautsprecher nach erfolgter Verstärkung als Laute wiedergibt. Durch die Zwangsläufigkeit der Aufnahmevorrichtung für Bild und Schall ergibt sich bei der Vorführung des Films ein absoluter Gleichlauf.

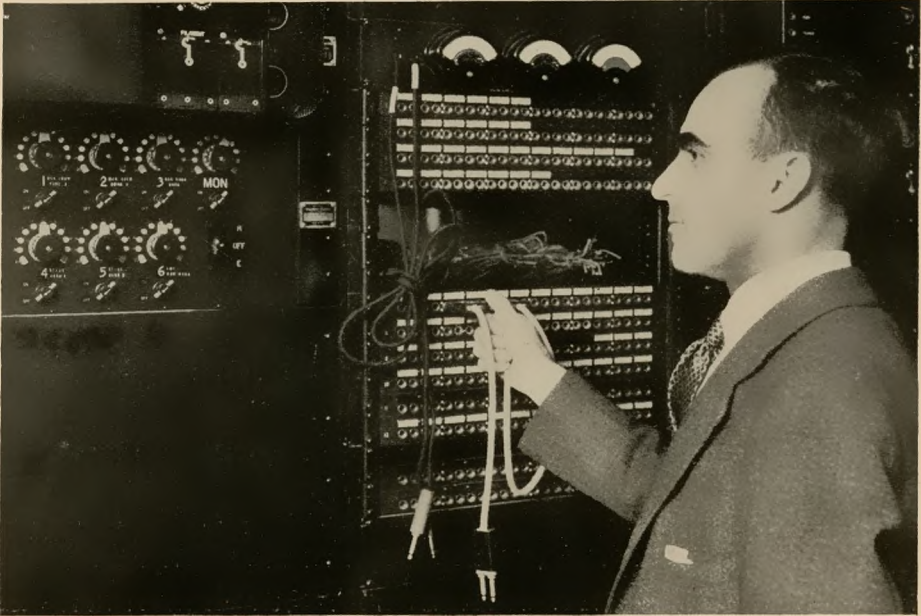
Tonfilm, Sprechfilm und Hörfilm, oder wie die ähnlichen Bezeichnungen sonst noch heißen mögen, stellen somit eine innere Verbindung von Bild und Laut, Optik und Akustik dar. Wir nehmen hierbei das, was auf der weißen Wand der Lichtspieltheater vorgeht, nicht mehr, wie bisher, nur mit den Augen, sondern zugleich auch mit dem Gehör auf. Das Sichtbare ist also gleichzeitig hörbar geworden.

Drei Arten von Darbietungen muß man auf der tönenden Leinwand unterscheiden. Die erste ist der Geräuschfilm, oder besser gesagt der Film mit Geräuschbeigaben, den wir in dem amerikanischen Fliegerfilm „Wings“ („Schwingen“) kennen lernten.

Propellerjurren, Maschinengewehrknattern, Einschlagen von Granaten und Heulen abstürzender Flugzeuge wurden bei den Aufnahmen des Geschehens eingefangen und bei der Vorführung recht naturgetreu wiedergegeben. Bislang geschah dieses beim stummen Film in der Weise, daß man diese Geräusche im Orchester erzeugte. Kam der Musiker allerdings mit seinem Paukenschlag auch nur einige Takte zu spät, dann war es schon um die Wirkung geschehen und dem Publikum ging alle Stimmung verloren. Der Geräuschfilm beschränkt sich lediglich darauf, was sein Name ja schon sagt, das aufzunehmen und wiederzugeben, was der Untermalung des Vorgangs in sinngemäßer Form dienlich ist. — Die zweite Art ist der Tonfilm, den man, genauer bezeichnet, Gesang- oder Musikfilm nennen müßte. Er tritt vornehmlich dort in Erscheinung, wo es in erster Linie darauf ankommt, Gesang und musikalische Darbietungen eines Geigen-Virtuosen oder eines Orchesters aus dem Rahmen der übrigen Handlung besonders hervortreten zu lassen. Die bedeutendsten Tonfilme dieser Art schuf Amerika („Der Jazzsänger“ und „Der singende Narr“ mit dem eingangs bereits erwähnten Tonfilmstar Al Jolson), wogegen die deutsche Produktion noch nichts Nennenswertes herausgebracht hat. Der Grund hierfür ist auf zwei verschiedenen Gebieten zu suchen. Einmal hat Amerika einen Vorsprung von mindestens drei Jahren, so daß hier



In der Kabine des „Mixers“, der alles, was das Mikrophon aufnimmt, überprüft und die Lautstärken regelt



Vorrichtung zur Regelung der Lautstärken bei der Herstellung von Tonfilm-Sprechplatten

praktische Erfahrungen vorliegen, die die deutschen Produzenten noch nicht besitzen. Auf der anderen Seite aber gestatten die ungleich größeren Mittel den Kinobesitzern drüben, ihre Theater mit Tonfilm-Vorführungsapparaten auszurüsten, deren Kosten gewaltig hoch sind. Wenn man hört, daß eine amerikanische Apparatur auf 100 000 und eine deutsche auf 30 000 Mark zu stehen kommt (die amerikanische ist natürlich qualitativ vollkommener), dann wird man es begreiflich finden, daß nur wenige deutsche Kinobesitzer in der Lage sind, die Kosten einer solchen Einrichtung zu tragen. Der Absatz deutscher Tonfilme ist somit im Inlande verhältnismäßig sehr stark begrenzt, und für den Export kommen sie so gut wie gar nicht in Frage, weil sich die Verbreitung nur auf die deutschsprechenden Länder erstrecken kann. — Zum Schluß wäre dann noch der ausgeprochen reine Sprechfilm anzuführen, in welchem die Dialoge der handelnden Personen hörbar sind und nicht, wie im stummen Film, in gedruckten Texten zwischen den Bildern erscheinen. — Eine genaue Trennung läßt sich bei diesen drei Arten nicht durchführen, denn in der Praxis wird stets der gemischte Film, der Geräusche, Gesang Musik und Dialoge miteinander verbindet, vorherrschen.

Was nun die Darbietungen selbst angeht,

so sind dieselben von einer Vollkommenheit noch weit entfernt. In technischer Hinsicht bedarf der Tonfilm insofern noch sehr der Verbesserung, als die Wiedergabe der Laute und besonders der Sprechlaute verfeinert werden muß, damit die Mängelungen der menschlichen Stimmen einwandfrei herauskommen. Auch alle die Laute begleitenden Nebengeräusche, die das Vorhandensein einer Sprechapparatur verraten, müssen vermieden werden, weil die Illusion des Zuschauers hierdurch ganz empfindlich gestört wird. Zu wünschen ist ferner, daß neben dem technischen Wunder des photographierbaren Tons auch dem Gedanklichen eine tiefere Bedeutung beigegeben wird, als es bislang der Fall war. Will der Film seine Aufgaben erfüllen, eine neue Gattung Kunst zu schaffen, um auf dem Gebiete der neuzeitlichen Unterhaltungsmittel eine führende Stellung einzunehmen, so muß auch das inhaltlich künstlerisch Wertvolle mit der Weiterentwicklung der Technik zumindest gleichen Schritt halten.

Ich hatte letzthin Gelegenheit, in Amerika der Aufführung einer größeren Anzahl Tonfilme beizuwohnen. Die hierbei empfangenen Eindrücke können dahingehend zusammengefaßt werden, daß der gemischte Film, der sich aus Geräuschwiedergaben, ge-



Der Aufnahme-Ingenieur prüft die Tonplatte während der Aufnahme

sanglichen und musikalischen Darbietungen sowie kurzen Dialogen zusammensetzt, die größten Ausichten zu bieten scheint, wogegen der reine Dialogfilm durchweg stark enttäuscht. Es ist geradezu eine Nervenfolter, eine Stunde lang Sprechenden Schatten zuzuhören, denn es fehlt ihnen, im Gegensatz zum Theater, das Fluidum, das vom Bühnendarsteller ausgeht. Dieser Mangel läßt das Unwirkliche so stark hervortreten, daß von einem künstlerischen Genuß keine Rede sein kann. Nun mag ja ein großer Teil dieser Enttäuschungen auch daran liegen, daß wir bislang nur den stummen Film kannten, an den wir uns eben gewöhnt haben, und daß wir erst lernen müssen, die neuen Eindrücke in uns aufzunehmen und zu „verdauen“. Trotzdem aber dürfte nicht daran zu zweifeln sein, daß der tönende Film den stummen Film nie und nimmer verdrängen kann. Es gibt eben Dinge die nicht durch Bild und Wort zugleich oder nur durch Worte ausgedrückt werden können. Die Stärke des Films liegt zum großen Teil in seiner Beschränkung, in der ihm eigenen Macht, nur zu einem Sinn zu sprechen, denn sein ureigenstes Mittel ist die Bilderprache, die Photographie, das beredte Schweigen, mit dem sich die stärksten künstlerischen Wirkungen erzielen lassen. Die Kamera zeichnet Gedanken und keine Worte auf. Das stumme Spiel ist in der Lage, jedermann, welche Sprache er auch spricht, eine dramatische Begebenheit zu erzählen; die Grundlage einer jeden Filmkunst ist die dramatische

Bilderfolge — das vermochten bislang vor allem die Chaplin-Filme und dann auch die Russen-Filme zu beweisen. Seelische Empfindungen sind ohne Sprache; die Kamera vermag sie uns als eine Art visuelle Musik zu vermitteln. Gesprochene Worte müssen in solchen Fällen banal wirken. Und sie tun es auch, wo der Sprechfilm heute in den meisten Fällen noch eine Kunst imitiert, die auf eine Jahrtausende alte Pflege und Kultur zurückblickt — die Sprechbühne, die er durch rein mechanische Nachahmungsmethoden niemals erreichen kann. Mag man auch in Amerika, das keine Theaterkultur besitzt, von den „Talkies“, den Sprechfilmen, restlos begeistert sein, in Deutschland, wo fast jede kleine Stadt eine Bühne besitzt, wird man sich jedenfalls Schauspiele, Opern und Operetten lieber im Theater als im Kino ansehen.

Es gibt noch so unendlich viele Schwierigkeiten technischer, stofflicher und darstellerischer Art, die man erst so recht gewahrt wird, wenn man in einem der Tonfilmateliers Gelegenheit findet, einer Tonfilm-Aufnahme beizuwohnen. Die wenigsten Darsteller haben neben den schauspielerischen Fähigkeiten und dem gut photographierbaren Gesicht das Organ, welches den Anforderungen des Mikrophons gerecht wird. In den meisten Fällen kommen die Stimmen mit vielen Mängeln behaftet zur Wiedergabe, obwohl der „Mixer“, der mittels einer Abhörvorrichtung alles Gesprochene überprüft, sein Möglichstes tut, die fehlerhaften Laute zu ver-

bessern. Auch auf dem Tonfilmstreifen oder den Platten selbst ist es möglich, Sprechfehler zu retouchieren, doch alle diese Methoden sind eben nur rein mechanische Hilfsmittel, die sich von Natur aus darauf beschränken müssen, in technischer Hinsicht eine gewisse Vollkommenheit anzustreben, wogegen das darstellerische Manko natürlich bestehen bleibt.

Aber selbst dann, wenn alle diese Schwierigkeiten einmal überwunden sind, wäre ein Idealzustand rein äußerlich immer noch nicht erreicht. Um vom Schattenpiel der Schwarz-Weißkunst zur Filmbühne zu gelangen,

müßten die aufgenommenen Personen des beweglichen und tönenden Spiels absolut plastisch und in natürlichen Farben erscheinen. Auch nach dieser Richtung hin werden dauernd neue Versuche angestellt, die zum Teil bereits recht brauchbare Resultate gezeitigt haben.

Alles in allem kann man nur sagen, daß sich der Tonfilm noch in den Anfangsstadien seiner Entwicklung befindet, so daß es sehr schwer ist, sich heute ein Urteil zu bilden, ob er in künstlerischer Hinsicht die Zukunft hat, die viele von ihm erwarten.



Mary Brian bei einer Tonfilmaufnahme.  
Über ihr das Mikrophon

# Heimat

Don Erika Schulz-Röbbelen

Diese fremde Länder lagen zwischen meiner Heimat und mir — aber es blieb immer um sie der unaussprechliche Duft des Waldes und die Poesie ihrer altmodischen Gärten, die verstoßen nach Rosen dufteten.

Es blieb in ihrem Wesen das Verträumte der schlesischen Kleinstädte, das an ihrem alten Gemäuer haftet, in Efeu eingehegt, von grauem und grünem Getümm überragt, mit holprigem Pflaster und leise gesenkten Giebeln, die — alle miteinander verschwägert — alte und neue Biedermeiergeschichten wissen.

Es blieb der geheimnisvolle Reiz ihrer sieben Waldteiche. Ein Reiz, erhöht durch die alte „Einsiedelei“, ein waldborborgenes Kapellchen, von breitem Wasser und Schilf umgeben, unzugänglich und abgeschlossen. Hier mag sich eine weltabgewandte Seele der Nachfolge des heiligen Franz von Assisi ergeben, sich Gott und der Natur gänzlich überliefert haben; verschwifert mit Singvögeln, Eichhörnchen und blauen Wasserlibellen und anspruchslos wie sie.

Über die grünen Wiesen, zwischen weißem Schierling, stolzieren Pfauen mit leuchtend blauen Hälsen, Krönlein und silberner Schleppe. Dann und wann breiten sie in einer tiefen Reverenz die ganze Pracht ihres strahlenden Gefieders aus, zum Gruß an den Bruder Einsiedel, der irgendwo unter den hohen Bäumen schläft.

In welcher Richtung man das Städtchen auch verlassen mag, überall grenzen Wälder den Horizont ab und grüßen blau und lockend herüber. Wälder, die noch grüne Wildnis haben, Farnen, rotbraune Wasser, Beerenkraut und Brombeerdickicht, Hügel, bedeckt von goldbraunem Buchenlaub, und tiefe Gründe, in denen sich Wild verbirgt.

Diese früher königlichen Forsten besitzen wahrhaft königliche Waldriesen. Mächtige Eichen, ragende Tannen und Fichten, wundervolle Buchen und Birken bunt durcheinander. Immer sind sie erfüllt von der Musik ihres eigenen Rauschens, vom sanften Wind bis zum Sturm. Tagelang kann man diese Wälder durchwandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Sie hüten die Wildnis und ihre Geheimnisse, von der Namen erzählen, wie „Bärwinkel“ und „Hirschwinkel“, „Raubschloß“, „Höllengrund“ und „Tiefer Grund“.

Sie wissen, wo die Geschichte aufhört und die Sage beginnt, die diese Waldwinkel umspinnt wie Sommerfäden die rote Heide.

Von der Höhe des Blochhauses blickt man weit über ein brausendes Wipfelmeer. Wo der Wald sich lichtet, ragen schmale, lange Schloten auf; Wahrzeichen dieser Gegend, der Gegend der Leinenweberei und der Glashütten.

Umrahmt und eingebettet in tiefen, dichten Wald.

Wem rauschen nicht nachts die Wälder der Heimat in seinen Traum? Wer ahnt nicht zuweilen den Duft ihrer Gärten, den Heuduft, der über die Wiesen kam, den Duft der Rosen, der den Märchen verschwifert ist, von damals her, als die Heimchen sangen und der Mann im Mond durch das Holundergesträuch über den Gartenzaun blickte?

Es war nur ein kleiner Garten, jener alte Burggarten, der unsere Kindheit einhegte. Hohe Mauern umschlossen ihn und die alte Burg, um die so hell die Morgenvögel zwitscherten und nachts die Schatten der Nachtvögel gespenstisch huschten. Wir aber erträumten uns hinter diesen Mauern alle Herrlichkeit und alles Glück der Welt.

Das aber ist das Wunder: in seinem Herzen die ganze Welt fassen zu können und mit ihren Schätzen beladen einst zurückzukehren; denn alles ist unser, was unser Herz erfaßt.

Der kleine Garten, aus dem wir uns einst heraussehnten — in ihn sehnen wir uns wieder hinein!

Wir wissen, daß nirgends die Rosen üppiger blühten und der Wein herrlicher wuchs und nirgends soviel Ruhe und sonniger Frieden war.

Und wenn uns die Wirklichkeit keine Rückkehr zu ihm gönnt?

In der Erinnerung bleibt er unser.

Die Heimat, ihre Eigenart und das, was sie uns gab und war, lernen wir erst verstehen, wenn sich die Weite dazwischen legt — draußen in der Welt.



Durchblick durchs Weilertor

## Schwäbisch Hall

Von G. S. Urf

Die württembergische Stadt Hall ist ohne Zweifel eine der allerschönsten unterden zahlreichen schönen Städten Süddeutschlands. Doch ist sie, namentlich im Norden des Reiches, noch viel zu wenig bekannt. Viele sind wohl auf der Bahnstrecke Nürnberg—Karlsruhe daran vorübergefahren. Manche haben wohl auch einen bewundernden Blick auf das schöne Stadtbild geworfen, aber nur verhältnismäßig wenige entschließen sich dazu, tiefer in die Schönheiten, die sich hier bieten, einzudringen. Man muß die engen Gassen durchwandert und dann zu der riesigen Michaelskirche hinaufgeschaut haben, um zu erkennen, welche Stimmungswerte die Baumeister früherer Jahrhunderte in ihre Schöpfungen zu legen verstanden.

Das hervorragendste Bauwerk der Stadt

ist entschieden die Michaelskirche. Sie beherrscht das ganze Stadtbild. Romanischer und gotischer Baustil reichen sich hier die Hände. Während der Turm in seinem unteren Teil noch dem Rundbogenstil angehört, ist das Schiff ein Erzeugniß der reinsten, edelsten Gotik. Gewaltig wie das Äußere sind auch die Raumverhältnisse im Inneren. Reich ausgestattet mit Kunstwerken ist namentlich der Chor mit seinem zierlichen Netzgewölbe. Edelste Werke der Bildhauerkunst in Holz und Stein wie auch Werke der Malerei machen die Michaelskirche zu einer weihvollen Stätte der Gottesverehrung, wie es nur wenige gibt in deutschen Landen.

Zu Füßen der Kirche, auf der anderen Seite des nicht sehr großen Marktplatzes, liegt das Rathhaus, eine edle Schöpfung aus



Häusergruppe am Rocher

dem Zeitalter des Barock. Während dort drüben am Gotteshause alles feierlicher Ernst ist, herrscht hier die Heiterkeit und Anmut. Schon die Balustrade, die eine kleine, dem Rathause vorgelagerte Terrasse von der Umgebung abschließt, zeigt die leicht geschwungene Linie, die am ganzen Bau immer wieder hervortritt. Das hohe Mittelportal ist durch ein kunstvolles schmiedeeisernes Gitter verschlossen. Den Zutritt gestatten für gewöhnlich zwei Seiteneingänge. Eine breite Steintreppe, deren Balustrade mit schönen Urnen verziert ist, führt aus der Eingangshalle im Erdgeschoß zu den im ersten Obergeschoß liegenden Brunträumen. Sie umfassen drei Säle, den größten in der Mitte, zwei gleich lange, aber schmalere an den Seiten. Eine besondere Zierde dieser Gemächer bilden die Wand- und Deckengemälde von Livio Retti, einem Italiener aus der venezianischen Schule. Er lebte und wirkte hauptsächlich als Hofmaler des Herzogs von Württemberg in Ludwigsburg. Auch die in Gold und Weiß gehaltenen Stuckverzierungen an Decken und Wänden sind sehr beachtenswert. Mancher anderer Künstler und geschickter Handwerker hat dem Rathausbau seine Kraft zur Verfügung gestellt. Das Wunderbarste an dem ganzen Bau ist aber doch, daß er in höchster Notzeit aus eigener Kraft des Bürgertums ohne fremde Hilfe geschaffen worden ist.

Das größte Unglück, das die Stadt Hall in der langen Zeit ihres Bestehens je betroffen hat, das war eine furchtbare Feuerbrunst, die am 31. Juli 1728 ausbrach und in kaum mehr als einem Tage 400 Häuser, darunter viele öffentliche Gebäude, in Asche legte. Fast die ganze Stadt war ein Trümmerhaufen, nur einige Teile der Vorstädte waren stehen geblieben. Auch die Michaelkirche blieb verschont. Dreiviertel der Bevölkerung war obdachlos. Damals trat der herzoglich württembergische Hof an die Stadt mit dem Anerbieten heran, ihr eine beträchtliche Geldsumme vorzuschießen, damit der Wiederaufbau keine Verzögerung erleide. Der Rat der Stadt lehnte diese Hilfe ab, denn er befürchtete mit Recht, daß die Beileihung einen guten Vorwand bieten könnte, um den Herzögen ein Hoheitsrecht über die freie Reichsstadt einzuräumen. Unter Leitung eines tüchtigen Baumeisters wurde alsbald mit dem Wiederaufbau begonnen. Schon im Jahre 1730 konnte der Rat den Neubau eines Rathauses beschließen. Am 18. Juni 1735 wurde das neue Rathaus feierlich eingeweiht, und schon ein Jahr später, im Juni 1736, waren sämtliche Baurechnungen in einem für damalige Verhältnisse recht hohen Betrage (55 000 Gulden) bezahlt. Auch die Privatgebäude waren um diese Zeit fast vollständig wiederhergestellt. So erwies sich



Das Rathaus

der Brand in der Tat als ein Glück. Die engen Gassen der alten Stadt mit ihren hochgiebeligen, in den Obergeschossen fast zusammenstoßenden Häusern waren verschwunden, eine den gesundheitlichen wie auch den Verkehrsverhältnissen viel besser gerechtere neue Stadt war an ihre Stelle getreten. So wie die Stadt damals gebaut wurde, so zeigt sie sich in der Hauptsache noch heute.

Zu beiden Seiten des Rathauses und auch sonst um den Marktplatz herum stehen schöne aus Stein erbaute Patrizierhäuser. Zum Teil haben sie den großen Brand überdauert. So das schöne Renaissance-Doppelhaus, das unter dem Namen Widmannsches Haus bekannt ist. Es stammt, wie eine Inschrift besagt, aus dem Jahre 1561 und ist im Äußeren wie auch im Inneren stilgerecht durchgeführt. Geschichtlich bemerkenswert ist das aus dem 16. Jahrhundert stammende Büschlersche Haus, in dem in den Jahren 1541 und 1546 Kaiser Karl V. als Gast des Stadtmeisters Büschler weilte. Hier in diesem Hause mußte Landgraf Philipp von Hessen den Kaiser durch einen Fußfall um Verzeihung bitten wegen seiner Teilnahme am schmalkaldischen Bunde. Entgegen seinem Versprechen, den gedemütigten Fürsten gleich nach seiner Unterwerfung wieder frei zu geben, hielt der Kaiser ihn hier vom

8. Juli bis zum 1. September 1548 gefangen. Der Hessenfürst war den ärgsten Beschimpfungen und Belästigungen von seiten der spanischen Solbateska ausgesetzt und wäre wahrscheinlich noch länger in Haft behalten worden, wenn nicht Kurfürst Moriz von Sachsen durch seinen schlau durchgeführten Überfall den Kaiser zur Herausgabe seines Gefangenen, des Kurfürsten Schwiegervaters, gezwungen hätte.

Ein Kunstwerk eigenster Art birgt noch die Nordwestecke des Marktplatzes: den Fischbrunnen mit dem darüberstehenden Pranger. Der Brunnen, aus dem 15. Jahrhundert stammend, ist ein wahres Meisterwerk der Gotik. Schöne in Stein gehauene Reliefs umrahmen die Brunnenröhren, die ihr kristallklares Wasser in ein weites, eisernes Becken ergießen, aus dem es dann ein riesiger Fischstrahlen in perlendem Strahl wieder emporwirft. Zu dem allen paßt die gotische Fiale des Prangers so gut, daß unwillkürlich unsere Gedanken zurückschweifen in die düsteren Zeiten des Mittelalters, da die Bürgerstöchter in ihren langen, hochgeschürzten Gewändern an den Brunnen kamen, um Wasser zu schöpfen und wohl einen verächtlichen oder auch mitleidigen Blick auf den armen Schelm warfen, der dort oben, in Halseisen und Handschellen an die Säule geschmiebet, dem Gespött der Stadt preisgegeben war.



Der Schweinemarkt

Im ganzen genommen ist der Haller Marktplatz einer der allerschönsten und stimmungsvollsten, die es in Deutschland gibt. Auf der einen Seite die wichtige Masse der Kirche, auf der anderen das zierliche, heitere Rathaus, dem sich die schönen Patrizierhäuser zur Seite stellen. Dort der Tempel der Gottsucher, hier die Verkörperung des Bürgerstolzes. Seinen höchsten Zauber entfaltet der Marktplatz in einer stillen Mondnacht. Da liegen die langen Schatten der Kirche im silbernen Licht, die Rathausfenster blinken, die vielen Säulchen und gewundenen Kanten scheinen Leben zu bekommen, scharf heben sich die schwarzen Konturen des Rathaußtürmchens von dem matt schimmernden Himmel, und die goldne Sonne, die die Bekrönung bildet, leuchtet im hellen Glanz.

Der Hauptverkehr in der Stadt zieht am Marktplatz vorbei oder berührt nur die Nordwestecke. Er kommt von der Hentersbrücke die Neue Straße herauf und wendet sich dann nach der Welbinger Gasse, die sich jetzt Heilbronner Straße nennt. So wahrt der Platz meist seine vornehme Ruhe. Nur zur Festzeit, namentlich um Pfingsten, tritt er aus dieser Ruhe heraus. Da werden auf ihm die Festspiele abgehalten, die in dem Tanz der Salzfieder ihren Höhepunkt finden. Dann strömen die Fremden zu vielen Tausenden

herzu, und man muß sich wundern, daß der scheinbar doch gar nicht so große Platz eine solche Menschenmenge fassen kann.

Die Neue Straße führt uns vom Marktplatz hinunter zum Kocher. Aber die Hentersbrücke gelangt man ins „Jenseits“, den Stadtteil am linken Flußufer. Man nennt ihn wohl auch die Weilervorstadt. Es ist aber nicht etwa eine neue Siedlung, sondern ein uralter Bestandteil der Stadt, der auch in die Stadtbefestigung mit einbezogen war. Den wichtigsten Zugang bildet das Weilertor, das noch ganz in der alten Form erhalten ist. Nur der Graben ist eingeebnet, und die Zugbrücke ist verschwunden. In dem Weiler steht ein wundervolles, altes Kirchlein mit fein gearbeitetem gotischen Spitzturm. Es ist die Johanniterkirche.

Von einem Pfarrer an dieser Kirche, namens Wickenbach, geht eine uralte Mär, die man sich noch heute erzählt. Der Pfarrer hatte einst eine weinsrohe Gesellschaft um sich versammelt. War der Wein, den er seinen Gästen vorsetzte, besonders gut, oder war der Durst der Gäste wider Erwarten groß, jedenfalls ging der Weinvorrat zur Neige, aber zum Heimgehen zeigten die Gäste noch keine Lust. Woher aber neuen Stoff nehmen? Im Weiler war nichts zu haben, und über die Brücke konnte man nicht, denn das Brücken-



Portal alter Patrizierhäuser

tor war längst geschlossen. Der Pfarrer wußte sich zu helfen. Er zündete einen Strohwisch an und hielt ihn zum Dach hinaus. Als der Türmer auf St. Michael das Feuer sah, schlug er eiligst Lärm, und die Bürger rückten aus zum Löschfen. Als man ihnen nun das Brückentor öffnete, um sie hinauszulassen, da schlüpfte jemand mit einer großen Weinfanne durch das Tor hinein, ließ sie sich in einer Wirtschaft füllen und kam auch glücklich wieder heraus. Den fröhlichen Zechern war geholfen. Der lustige Pfarrer Widenbach starb im Jahre 1424.

Wenn wir von der Hentersbrücke aus am linken Ufer des Kocher weiter hinaufgehen, die Mauerstraße entlang, so enthüllen sich uns hoch malerische Bilder nach allen Seiten. Dicht neben uns der stattliche Fluß, oft von Ruderbooten belebt. Auf dem jenseitigen Ufer baut sich die Stadt an dem Berghang empor. Viele spitze Giebel lugen aus den Häuserreihen hervor, oft sind sie in Holzfachwerk ausgeführt und bunt bemalt. So ist es fast, als wollten sie uns zurufen: „Schau her auf mich. Ich bin auch noch da!“ Alles überragt der hohe Turm der Michaelskirche und der stattliche „Neubau“, eine Zehent-scheuer und Waffenhalle aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Zur Rechten dringt

unser Blick in so manche alte Gasse, in der die Häuser so eng und regellos beieinander stehen, daß es scheinbar Mühe macht, sich zwischen ihnen hindurchzuwinden. Die Neuzeit hat hier Freilegungen vorgenommen und breitere Straßenzüge geschaffen, aber des Schönen bleibt doch noch genug.

Im Weiterschreiten lockt uns ein alter Wehrturm mit engem, gewölbtem Tor auf eine gedeckte Holzbrücke, den „Roten Steg“. Einige Schritte weiter, am Solbad vorbei, führt ein zweiter Steg über einen Nebenarm des Kocher auf einen großen, freien Platz, den Halplatz. Etwa in der Mitte dieses Platzes, nicht allzuweit vom Flußufer entfernt, bemerken wir eine Brunnenmauer. So wenig eindrucksvoll sich dieser Brunnen auch heute darstellt, so ist er für die Geschichte der Stadt Hall doch von der größten Bedeutung gewesen. Ihm ist die Gründung der Stadt gerade an dieser Stelle zu verdanken. Jahrhunderte hindurch hat er der Bevölkerung Wohlstand und Reichtum gebracht. Es ist der alte Halbrunnen, die Salzquelle, aus der man das kostbare Salz bereitete. Bis zum großen Brande im Jahre 1728 standen auf dem jetzt ziemlich öden Platze 43 Sudhäuser, in denen 111 Pfannen untergebracht waren. Hier schöpften die fleißigen Sieders knechte



Der Josefturm

das langsam auskristallisierende Salz von der verdampfenden Flüssigkeit. Noch im Jahre 1770 berechnete sich der Jahresertrag auf fast 120 000 Gulden. Dieser Ertrag kam nicht nur den Siedern selbst, sondern der ganzen Stadt zugute. Kein Wunder, daß man den Siedern die höchste Achtung zollte. Ein Zeichen des Dankes der Stadt war das schon oben erwähnte Siedersfest.

Am Feiertage Peter und Paul (29. Juni) schenkte der Rat der Stadt Hall dem Siedershof einen 80 Pfund schweren Kuchen, der unter Einhaltung ganz bestimmter Förmlichkeiten öffentlich verzehrt wurde. Natürlich blieb es nicht bei dem Kuchen allein, sondern es entwickelte sich eine große Schmauserei, bei der auch die „Hosjungfern“, die jungen Mädchen, nicht fehlen durften. Dieser Festbrauch ist geblieben bis heute, obgleich die

Salzbereitung aus der Solquelle als unwirtschaftlich längst aufgegeben ist. Bei diesem Feste tragen die Sieder mit ihren Mädchen noch genau die alte Tracht, auch die alten Melodien der Pfeifer werden noch gespielt. Als Festtag gilt heute der erste und der zweite Pfingsttag. Es versteht sich von selbst, daß solch ein Fest eine Menge von Fremden in die schöne Stadt lockt. Dann wogen die Menschen in den sonst so stillen Straßen. Aber mag die Menge der Fremden auch nach vielen Tausenden zählen, sie findet immer freundliche Aufnahme. Das ist wohl das schönste Lob, das man den Bewohnern der alten Halstadt spenden kann, daß sie den Besuchern einen freundlichen Willkomm bieten und daß sie alles daran setzen, um ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten.

# Ein Eisenwelf

Geschichte eines Schäferhundes von Ewend Fleuron

Seine Mutter war der Hund des Schmiedes — und keines andern. Sie hing an diesem schweren, breitschultrigen Manne mit der Innigkeit und Treue des echten Hundegemüts. Wenn der Meister aus der Schmiede kam, war sie immer zur Stelle und setzte die Vorderläufe auf sein Schurzfell; sie wollte stets gehätschelt und gestreichelt sein.

Der Oberarm des Schmieds war wie ein Schenkel, und sein Unterarm sprengte beim Anschwellen den Hemdärmelbund. Wenn die Mutter sich auf die Hinterläufe stellte, die Vorderpfoten auf seine Brust legte und er seinen bissigen Schäferhund in die Arme schloß und den Kopf des Tieres zwischen seinen gewaltigen Laxen rollte, dann erkannte sie ihren Herrn. All das Bissige und Unzuverlässige verschwand. Sie wurde Hund — Hund mit allen Eigenschaften und Neigungen des Hundes.

Die Schmiede lag mitten im Dorf, dicht am Teich mit all den Hühnern und Enten. Kikeriki und Kaprap erfüllten die Luft, wenn der große Umboß zu singen anfing. Der junge Flax war natürlich hinter all dem herumwimmelnden Federvieh her; aber der Meister brachte ihm nach und nach Respekt bei: der Welf fürchtete nichts mehr in der Welt als den langen Spannriemen des Schmieds. Lämmern gegenüber blieb Flax lange eine Weisel; aber der Riemen, der harte Schläge austeilte, tat schließlich doch auch hier seine Wirkung. Nur die weißen Lämmner übten nach wie vor ihren Zauberreiz auf den jungen Phantasten aus; es war etwas Tiefes in seiner Natur, das ihn zu ihnen hinzog; sie beißen durfte er nicht, gut; so begnügte er sich damit, ein bißchen mit ihnen zu „spielen“! Der brave Schmied war ein ganz guter Geschäftsmann. Alle möglichen Agenturenshilder waren an seinem Tor angebracht, und er hatte alte Wagen und Automobile genug stehen, die er verkaufte oder gegen noch ältere eintauschte. Wenn Frig Junge bekommen sollte, sorgte er daher immer dafür, daß der Vater ein raschechter Schäferhund war. Die Welfen fanden in der Regel guten Absatz — von dem letzten Wurf war nur noch der kleine „Dammbeißer“ übrig.

Ein drolliger Bursche von trübgelber Farbe, schlapp und schlottrig, mit hängenden Ohren und einer unverhältnismäßig langen Rute, die im Lauf wie ein breites Band in der Luft stand. In seinen Beinen war immer Trippel-

walzertakt. Setzte er sich, so saß er wie auf einem kochenden Kessel und hob in einem Fort die Pfoten. Er konnte nicht still sein.

Ein anderes Vergnügen, als sich in weiße Lämmner zu vergaffen, hatte Flax so recht nicht. Seine Mutter machte sich nichts aus Gesellschaft und verprügelte alle Hunde, die in die Nähe der Schmiede kamen; die vielen Hufstreifen, die beim Beschlagen der Pferde abfielen, waren ein Vederbissen für Hunde und lockten die Köter aus der ganzen Umgegend herbei — so hatte sie sich immer mit einem ganzen Schwarm herumzuschlagen.

An einem Wintertag hielt der Gemeinderat Submision beim Schmied ab, und eins der Mitglieder erschien mit einem großen, grauen Spiz.

Die Submision betraf eine Kloakenleitung, und der Schmied mußte den Unterschied zwischen den Röhren, die er legen wollte, und denjenigen, die vom Konkurrenten angeboten wurden, erklären. Er machte das auf populäre Art:

„Sehn Sie, meine Röhren,“ brummte er mit seinem tiefen Baß, „können zum Beispiel eine Kuh tragen, Per Nilens nur ein Schwein!“

Er wurde von einem fürchterlichen Hundespektakel übertönt: Frig fährt auf den Spiz los, packt ihn an der Kehle und wirft ihn um. Der Überfallene kommt wieder auf die Beine und ist genau so übermütig und unzugänglich wie vorher. Er bekommt eine neue Tracht Senge, ja wird sogar von der Schmiede am Dorfteich entlang geschleppt und von der Mutter und Flax förmlich im Schnee begraben.

Der Meister weidete sich an dem Anblick:

„Da wird gedroschen!“

Als er sich dann aber herumwandte und dem Besitzer des besiegten Teils die Versöhnungshand bot, glomm im Blick des Schmiedehunds ein lauernder, mißtrauischer Ausdruck auf. Frig fühlte instinktiven Haß gegen den, der mit einem Druck dieser großen Zangen bedacht wurde, die ihre Ohren so angenehm bearbeiteten. Und sobald sich Gelegenheit dazu bot, zupfte sie denn auch den Hofbesitzer etwas von hinten.

„Na, was soll das!“ brüllte der Schmied, und die Kohleaugen unter seinen dichten, behaarten Brauen blickten drohend auf. Da machten Frig und Flax, daß sie fort kamen.

Sie war so grenzenlos eifersüchtig. Der Schmiedegaul, den der Meister seit zwanzig

Zahren hatte, und der jetzt recht gebrechlich war, bekam das zu spüren. In dem kleinen Stall stand das Pferd in dem einen Verschlag, und Frig und der Welf bewohnten die andere Box. Wenn der Meister mit dem Vorkammerriegel auf den Stalltürpfosten klopfte und „Na, herein mit euch, und legt euch!“ sagte — ja, dann mußten sie hinein. Wenn aber das Pferd gefüttert und gestriegelt wurde, dann fuhr Frig jäh auf . . . sie merkte am Wiehern, daß der Gaul froh über die gute Behandlung war — und dann fing sie an zu bellen und gegen das Maul der Diefse anzusppringen. Die mußte die Böse spielen und die Ohren zurücklegen.

Ja, Frigs Eifersucht ging so weit, daß sie jetzt, wo ihr Welf groß geworden war und sie merkte, daß er zu oft vorgezogen wurde, auch ihn gerabezu hassen konnte.

Eines Tages spielte Flax mit seiner Mutter. Er biß sie in die Ohren und zerrte sie am Halsfell; die Augen funkelten fast feuerrot vor Wonne und Klugheit. Aber Frig fuhr erbozt auf den Welf los — der versteckte sich unterm Schurzfell des Meisters. Er kroch zwischen seine Beine, setzte sich auf die Rute und bat um Nachsicht, den Alten mit den Vorderläufen tätchelnd. Der Meister jagte Frig weg und begann, den erschrocknen Welf zu streicheln und zu lieblosen. In Flax Augen stand ein Bitten um Schonung.

„Du bist übel dran!“ Und der Graubart rieb die Hornsinger striegelnd an Flax' Flanken entlang, er preßte ihn richtig an sich. Dann stand er ein Weilchen und schaute in die Luft hinaus, wobei sein gewaltiger Körper tiefe Grunzlaute ausstieß.

„Die Gesellen ziehen am einen Ende,“ brummte er plötzlich, seine Hundesorgen ganz vergessend, „und die Steuerbehörde am andern. Wenn man nicht längst mitten durchgerissen ist, so liegt das daran, daß man so starke Hosen an hat!“

Drinne von der Schmiedewohnung her wurde hart an die Wand geklopft. Das war Mutters Gong. Das Frühstück wartete.

Als der Meister aber seinen ersten Schnaps hinuntergoß, hörte er vom Hofe herzerreißendes Geheul. Er fuhr hinaus und sah, wie die unnatürliche Mutter, aus bloßer Eifersucht darüber, daß der Welf gestreichelt worden war, beinahe ihr eignes Kind totbiß.

Der Spannriemen wurde hervorgeholt, und Frig bekam, was sie verdiente . . .

Da schenkte der Meister den Welf seinem ersten Gesellen.

\* \* \*

Nach Feierabend wurde Flax wie ein Spannferkel in einen Sack gesteckt und auf den Nacken genommen. Der Geselle stieg auf sein Rad und strampelte mit ihm los. Flax war es gar nicht wohl zumute in dem dunklen Quartier, dاری er kaum Luft kriegen, geschweige denn bellen konnte; drum begann er, fürchterlich zu rumoren und umherzuzukriechen.

„Laß das sein, zum Henker, Hund . . . Meinst du, mein Rücken wäre eine Trabrennbahn?“

Nun fing der Bursche im Sack an zu krazen und zu beißen, kurz darauf steckte er winselnd den Kopf heraus — mit voller Musik ging es über die Landstraße hin.

Der Geselle wohnte in einem Häuschen auf dem Felde weit draußen, wo der Himmel hoch und viel freier Platz war. Flax wurde in die Stube getragen und aus dem Sack auf den Fußboden geschüttet . . .

„So einer!“ sagte die lange, hagre Gesellenfrau, die dem Ankömmling von vorn herein wenig grün war.

„Ach was!“ sagte der Mann. „Der kann doch allein fressen und trinken.“

So begann das Leben beim ersten Gesellen — und hier, wo Flax den Zahn seiner grimmigen Mutter und den Riemen seines gestrengen Pflegevaters nicht zu fürchten brauchte, sollte er bald zeigen, daß er Hund war, um etwas auszurichten.

Beim ersten Gesellen waren ein paar Mädelchen, die waren sofort entzückt von ihm. Sie steckten ihn in ihren großen, vom Vater erbauten Puppenwagen und fuhren ihn umher; da lag er so nett und schlief. Aber es dauerte nicht lange, so konnte er ja unter keinen Umständen länger da bleiben. Und paßte es ihm nicht, so zeigte er, daß er auch nicht da sein wollte. Er hatte eine eigentümliche, in die Augen fallende Art, wild dreinzubliden. Man sah es sofort, wenn er im Begriff war, zornig zu werden.

Eines Tages nahm er die Puppe und riß sie in Fetzen.

Die Frau schloß ihn daraufhin in die Waschküche ein und setzte den Haken vor. Als der Mann nach Hause kam und hineinging, um dem Hunde ein paar gehörige Fußtritte zu geben, wie er sie schon in nicht geringer Menge bekommen hatte, schoß Flax auf ihn zu. Er richtete sich auf den Hinterläufen auf und setzte die Vorderpfoten gegen den Bauch des Gesellen. Dieser mußte das Tier anders behandeln, um es wieder zu versöhnen.

Aber dann wedelte Flax auch äußerst einladend und machte Anläufe zu Sprüngen

als Aufforderung zum Spiel. Wenn er nur ins Freie kommen durfte! Seine Rute konnte hier drinnen unmöglich still sein, die bewegte sich in einem fort, und währenddessen wackelte sein Hinterleib hin und her. So lang und gewichtig war jetzt die Rute.

Den ganzen Tag tummelte er sich nun auf dem kleinen Platz vor dem Hause, draußen auf dem Wege oder auf den Feldern, wohin auch viele andre Hunde kamen. Ein Ereignis war es, sie zu riechen, ein Erlebnis, mit ihnen zu spielen! Einige Ältere und Verdrießliche wollten nicht, bisßen vielmehr. Holla, dazu hatte man die Zähne — das machte Vergnügen! Zu richtigen Schlägereien kam es jedoch noch nicht. Man fand ihn zu welsenhaft und allmählich unbequem und hielt sich in der Entfernung. Dann suchte er die biedereren Nachbarn auf, kam ungelogen und kriegte das zu spüren. Die Leute rings in den Häufen und auf den Höfen ergriffen Partei und halfen ihren Rößern dabei, ihn wegzujagen.

Da zeigte er ein paarmal, wie leicht er die Zähne gebrauchte, und daß er sich nicht hunzen ließ.

An einem naßkalten Frühjahrstage kam die Tochter des Pastors auf dem Wege vorbei; sie hatte ihren Pelz um. Flax schnupperte an den im Winde flatternden Mantelzipfeln; all die Lammwolle kam ihm so spaßig vor. Sie kitzelte ihn um die Nase, und er wollte mitspielen.

„Pfui, du Strick!“ Er bekam bloß einen kleinen Klaps mit dem Schirm. Aber dergleichen kränkte seinen Selbstbehauptungsdrang auf der Stelle. Er fuhr auf den Regenschirm los. Als der mürbe Stoff sich als williges Material für seine Zähne erwies, steigerte seine Wildheit sich, und das Heulen und die Angstschreie des Mädchens erfüllten ihn mit Mut. Seine lange Hausmutter stürmte mit dem Besen heraus und schlug wacker nach ihm; aber der Besen traf einen Stein, und der Stiel ging entzwei.

Das Resultat war: mehrere Tage Haft in der Waschküche — und eine scharfe Zurechtweisung des Pfarrers. Weitere Maßnahmen wünschte dieser jedoch nicht.

Der Waschküchentür bekam seine Haft nicht gerade allzu gut, sie wurde in Splitter gerissen. Flax kam ins Freie und unterhielt sich wieder aufs beste.

Er begann umherzustrreifen, war halbe Tage fort — und erzog sich selbst. Immer häufiger hatte er Kämpfe zu bestehen, er bekam neue Fußtritte und mußte viele harte Worte hören — beides schüttelte er von sich ab.

\* \* \*

Und doch war er erst in den letzten Stadien des Welsenalters, ein großer, schlapper Lummel — ein Stierkalb ohne Hörner, wie ihn der Schmiedegezell nannte. Seine Behänge hatten sich aufgerichtet, und sein früher so wurstartiger Leib war flach und lang geworden, hatte einen langen Hals angefügt und eine noch längere Rute. Am Ende der letzteren saß eine weiße Haarpitze, am Halse ein amüsanter kleiner Schlenkerkopf, der bei weitem noch nicht ausgewachsen war. Aber er versprach, so zu werden, wie die Masse es verlangte: mit großer, spitzer Schnauze, breiter, hoher Stirn und Augen von tiefer Mahagonifärbung. Seine Haare umsprühten in Büscheln und Bütteln den Leib. Er sah immer unordentlich und verwildert aus; wirt und unbändig wuchsen die Haare, wie Gestrüpp.

Beim Schmiedegezelln war er umgetauft worden, man hatte ihn „Hübisch“ genannt. Ja, ein hübscher Kerl war er, aber reichlich ungezogen.

Und er wurde immer frecher. Eines Tages riß er einem Jungen den Hosenboden entzwei.

Aber nur die wenigsten nahmen ihn ernst. So ein Dummlack von Welf! Man brauchte sich nur die Augen anzusehen. . . Das Ganze war ja bloß Uff und Spaß!

In die tiefen braunen Augen war ein klein wenig Rot geträufelt. War er munter und vergnügt, schlug er mit der Rute und spitzte er die Ohren, dann waren die Seher so braun und blank wie eine frischgeöffnete Kastanie, Wärme und Sonnenglut strahlten von ihnen aus. Aber ging das Leben nicht nach seinem Wunsche und fuhr Bosheit in ihn, so bekam das Rote die Oberhand; dann glänzten die Augen garstig und warnend. . . Feuer blickte darin auf, denn nun war Feuer in ihm. Seine Ohren legten sich zurück wie bei einem bissigen Pferde. Er bekam ein Wolfsgezicht. . . und niemand wagte es, ihn zu streicheln.

Er wußte nur nicht, daß etwas Böses daran sein konnte, zuzuschnappen. Herrgott, er fühlte nicht, daß es wehtat! Er hatte ja diese prachtvollen Zähne, die kräftigen Kiefer, das ganze Maulwerk war in Ordnung — und ihm doch wohl zum Gebrauch gegeben!

Wenn jemand kam und drohend dreinsah, Schimpfworte gegen ihn ausstieß und nicht erraten konnte, daß er verlangte, daß man ihm die Hochachtung erwies, die seinem Selbstbehauptungsdrang entsprach — nun ja, dann mußte er eben zuschnappen!

Beugnen wollte er's nicht: in ihm war ein starker Kiesel danach, das schöne Werkzeug

gebrauchen zu dürfen, das der Schöpfer in seiner Frage angebracht hatte. Aber er tat es ja weder gegenüber Bäumen noch Sträuchern, auch nicht gegenüber Hühnern, Lämmern oder Schafen. Meistens geschah es, wenn dieses Wesen in Hosenbeinen und Kleibern, das für ihn „Fußtritt“ und „Geschwäh“ war, es unterließ, ihm die ihm gebührende Höflichkeit zu erweisen. Jawohl, dann tat er seine Schuldbigkeit, dann biß er!

Außer dem zermalmanden Zahnwerk hatte der liebe Gott ihm einen erstklassigen Geruchssinn gegeben, der gerade die Aufgabe hatte, ihm beizeiten anzuzeigen, wenn er auf seinem Posten sein sollte. Da kam ja oft dieser oder jener, dessen Geruch ihm nicht paßte. Die Damen der Umgegend . . . vorzugsweise die, die stark parfümiert und besonders aufgedonnert waren, reizten seine Riechnerven. Ihre Fährte war ihm verträchtig, der Duft ihrer starken, wilden Essenzen wirkte scharf erregend auf ihn — er biß darauf wie auf Raubtiere.

In einem „Fußtritt“ sah er keinen Gott. Das ganze Gebilde eines Fußtritts kam ihm etwas anders vor als das seiner Hundekameraden — und doch gab es gewisse Übereinstimmungen.

Die Augen konnten vor Zorn blißen und die Stimmen donnern; er las schnell daraus ab, wenn Haß und Rachsucht dem Fußtritt in den Körper fuhrten. Leuchteten dagegen die Augen gütig und klang die Stimme weich, dann floß auch der „Fußtritt“ vor Bravheit über. Es war deutlich zu sehen und zu hören, ob er schlagen oder streicheln wollte.

Der Fußtritt gebrauchte Stimme und Taste, wo er selbst die Zähne anwandte — das war der wesentlichste Unterschied zwischen Mensch und Hund.

Aber ganz schlimm wurde die Sache, wenn sie gegen ihn gingen. Sie hörten ja, daß er sie durch Knurren warnte; und doch überhörten sie seinen Protest, kränkten sein Reich, hoben den Arm, schwenkten den Stock, oder setzten den Stiefel in Bewegung. Wie, durstete er denn nicht hier sein?

Er lebte zwar in der Welt und kannte ihre Gesetze; die wohnten in seiner Brust, und man konnte sich unmöglich darin ireden. So ein zerrissenes Hosenbein, das wunderschönes warmes, weißes Schenkeiflesh sehen ließ, war doch zum Hineinbeißen da. Es wäre verrückt, ihm eine andere Erklärung geben zu wollen.

Das versuchte auch niemand — vorläufig. Man wick ihm aus; man ließ ihn in seinen Lastern beharren. Hier fraß er ein Paar

Stiefel, dort ein Spanferkel. Käber und junge Kinder waren ihm allmählich auch nicht mehr heilig — und eines Tages bemächtigte er sich des halben Hinterteils eines Käsehändlers.

Hier beim ersten Gesellen entwickelte er sich, aber nicht zu seinem Vorteil. Aus seiner starken, robusten Natur heraus erstand ein wilder, unbändiger Bursche, ungeschlachtet in seinem Wesen und bissig, sobald er seine Persönlichkeit gekränkt glaubte. Er kannte nur eine Methode, sich Platz zu verschaffen: Macht, Gewalt.

Viele Hunde beißen, die meisten aber nur dann, wenn sie Gelegenheit dazu haben, ohne ihre eigne Haut dabei zu Markte zu tragen. Er war sich seiner Gewalt voll bewußt, hatte den Mut zum Biß. Derb ging er ins Zeug, und er kündigte seine Absicht durch blißende Augen und zorniges Geknurr vorher an. Überall in der Nähe begann man, den Raubhund zu fürchten.

Beim Schmiedegesellen waren zwei gute Mäuselapen, und die alte Kaze war es nicht gewohnt, vor einem Hunde auszuweichen. Sie pflegte hinter jedes der Hundeoehren eine ihrer Pfoten zu setzen und loszuzerren, worauf ein Schmerzgeheul die Schnauze verschloß; zu beißen vergaß sie. Diese Kaze erprobte ihre unfehlbare Taktik auch an Flag.

Lange war es gut gegangen; aber jetzt waren seine steifen, behaarten Spitzohren, die voll aufgerichtet standen, nicht mehr so sensibel — und einmal frühmorgens, in einem unbewachten Augenblick, faßte eine Zahnschere die Kaze um den Leib; sie fühlte Atemnot, und ihre Hinterpfoten traten schon in Funktion — da schwebte sie plötzlich hoch in der Luft. Eine Kraft, der sie erlag, schleuderte sie immer höher empor. Ihre Rute schwang hin und her. Sie erreichte den Höhepunkt und fiel mit reißender Geschwindigkeit hinab. Von der Luftreise betäubt, endigte sie im Rachen des Hundes. Nur ein Miau brachte sie noch hervor, dann starb sie.

Die Schmiedefrau war nicht so langmütig wie der Pfarrer oder der Käsemann — und der Hausfrieber hatte von diesem Tage an ein Loch.

Der Meistergeselle fertigte nun einen Maulkorb für Flag an, der solidesten einen, die je von Menschenhänden hergestellt wurden. Der Korb ging dem Hunde über den ganzen Kopf und war aus starkem Eisen. Flag konnte nicht mehr beißen, nur stoßen.

Eines Morgens war er hinter dem Kater her. Dank seiner Arbeit war das Öbland im übrigen leer von Kafen. Er machte

ihnen mit einem Wuppdich den Garauß, bevor sie ihn auch nur mit einer Pfote anrühren konnten.

Er ließ nicht ab von dem Kater, vergaß den Bahnkäfig, den er für einen Nasenschützer hielt, und hieb zu wie zum Biß. Der Kater rollte bei jedem Stoß auf die Seite, richtete sich auf und rollte wieder hin — bis er schließlich in den Fluß hinausrollte und ertrank.

Es legte sich eine Schwere und eine wunderliche Verbrossenheit auf die Menschen; sie gingen alle mit sauern Mienen in den strengen Gesichtern umher. Es war, als wären sie des Daseins überdrüssig. Er mochte so viel springen und wedeln, wie er wollte, immer schwerer wurde es ihm, sie aus ihrer mürrischen Laune aufzurütteln. In einemfort hatten sie es auf ihn abgesehen; sie drohten, schalten und warnten. Die Luft war voll Gezänk und Gedrumm, und sooft man Gelegenheit dazu hatte, gab man ihm einen Fußtritt von hinten.

Und das Leben war doch so herrlich, fand Flax. Wie er sich tummeln konnte! An den Nasenschützer gewöhnte er sich; und er lernte trotz diesem Ding schnell, die Leute davon abzuhalten, ihm auf die Behen zu treten. Seine Zähne entdeckten bloß immer mehr und mehr kleine Öffnungen zwischen den Gitterstangen, durch die sie etwas erfassen konnten.

Hei, da jagte er auf seinen Schlingerpfoten hinter einem Radfahrer her! Der Radler stürzte um, riß sich die Hosen vom Knie bis zum Stiefel auf, ohne sich bei seinem Fall sonst eine Verletzung zuzuziehen. Er stürmte in die Schmiede, um den Gesellen zu erweisen und Schabenersatz zu fordern.

„Was verlangen Sie?“ fragte der Meister, der ihn empfing. Der Radfahrer war nicht nur ein guter Kunde, sondern auch der Besitzer des grauen Spießes — also hatte er guten Grund, Rache zu nehmen.

„Ach, wir können wohl unsre Guthaben gerade gegeneinander verrechnen!“

Der Meister nickte. Er fand, daß er doch eine gewisse Pflicht hatte, für den entarteten Sohn einzutreten.

So quittierte Flax die Rechnung.

Aber am Abend, als der erste Geselle nach Hause kam, wurde Flax gerufen, und sein neues Bäterchen sagte mit sonderbar tiefer, angenommener Stimme zu ihm:

„Soll dich vom Alten grüßen und dir sagen, daß, wenn du so weiter machst . . .“ er verlegte seine Stimme ganz in den Bauch hinab, „dann würd’st du erschossen.“

Aber man hatte das Biest nun satt.

Und als ein Großbauer von jenseits des Baches auf dem Heimweg beim ersten Gesellen vorsprach, um zu fragen, ob er morgen seine Pferde beschlagen lassen könne, bot der Geselle ihm Flax an.

Dem Hofbesitzer waren die Meriten unseres Flax unbekannt. Aber es war ja ein Rassehund, wenn er vom Schmiedehund stammte. Und da der Mann damals gerade keinen Hund hatte, schlug er ein. Mit seinem schweren Maulkorb versehen, wurde Flax sofort auf den Wagen gehoben und an den Hinterläufen gebunden.

„Ja, anfangs wirst du ein bißchen auf ihn achtgeben müssen,“ sagte der Geselle, als der Bauer losfuhr. . . „Er ist ein recht scharfer Krieger vor dem Herrn!“

## Beglänzter Strom

Von Kurt Erich Meurer

Hier wie dort in Bruderhelle,  
wenn der Wellen Heimweh weint,  
singt ein Lichtgruß: Ziel und Quelle  
sind im Ewigen vereint.

Was sind alle Erdenmaße?  
Was ist nahe? Was ist weit?  
Auf des Herrgotts Wanderstraße  
liegt kein Schatten einer Zeit.

# Alter und Jugend

Von Ottomar Enking

In vollendeter Harmonie erleben Faust und Helena ihre seelische Vermählung. Es gibt keine Worte, die tiefer und bedeutender das Zueinanderaufgehen zweier Menschen schildern, als jenes kurze Zwiegespräch der beiden. Helena beginnt:

Ich fühle mich so fern und doch so nah,  
Und sage nur zu gern: Da bin ich! Da!

Und Faust nimmt die Rede auf:

Ich atme kaum, mir zittert, stockt das Wort;  
Es ist ein Traum, verschwunden Tag und  
Drt.

Wieder spricht Helena:

Ich scheine mir verlobt und doch so neu,  
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Faust endet:

Durchgrüble nicht das einzigste Geschick!  
Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augen-  
blick.

Und das Kind, das diesem Bunde entspringt? Wird es nicht nach dem Herzen der Mutter geartet sein, die ihr Fühlen und Hoffen also ausdrückt:

Liebe, menschlich zu beglücken,  
Nähert sie ein edles Zwei;  
Doch zu göttlichem Entzücken  
Bildet sie ein köstlich Drei.

Aber das Hoffen täuscht die Eltern. Euphorion, statt seinen eigenen Rhythmus mit dem seiner Erzeuger verschmelzen zu lassen, strebt unbändig und immer unbändiger von ihnen hinweg. Raum, in schnellster Entwicklung, zum Jüngling erblüht, faßt ihn die Begierde, zu allen Rufen hinaufzubringen, er verschmäht die Pflege derer, die sich um ihn sorgen, selbst ihre Zärtlichkeit lehnt er ab, sie sollen ihn nicht an den Händen halten, sollen ihm nicht seine Locken streicheln, sein Körper gehört ihm, er will frei sein von aller äußerlichen Anhänglichkeit, von all und jedem leiblichen Zusammenhänge mit anderen, und wären es die Geliebtesten auf Erden und die, für die er Dankbarkeit im Herzen hegen müßte; er zürnt ihnen sogar, weil sie ihm das Leben angenehm gestalten möchten, das leicht Errungene widert ihn an, ergötzen kann ihn nur das Erzwungene. Und so beginnt er seinen Emporstieg, der zum Fluge werden soll; er muß immer höher steigen, immer weiter schauen, der Friede in den Gefilden unter ihm dünkt ihn ein unnützer Traum, sein Lösungswort ist der Krieg, und er genießt im voraus seinen Sieg. Alle Hindernisse sind für ihn nur dazu da, um überwunden zu werden, er hält sich schon für

einen Mann mit eherner Brust. Nichts Kindliches mag er in sich hegen, es scheint ihm, daß er Waffen trägt, um sich den Starcken, Freien und Kühnen zuzugesellen, und schon sein Entschluß, nicht am Vergangenen zu haften, gilt ihm als eine Tat, als der erste Schritt auf der Bahn zum Ruhme.

Vergebens der elterliche Schmerzensruf:

„Sind denn wir gar nichts dir? Ist der holbe Bund ein Traum?“ — Euphorion entfaltet ein Flügelpaar, erleidet jedoch das Itarus-Schicksal, und seinen Sturz begreifen wir aus der Weisheit des Dichters heraus symbolisch: irrten Vater und Mutter sich, indem sie dachten, daß kraft ihrer Liebe aus Dreien Eins werden könne, so war es doch auch nur ein Wahn, wenn das Kind glaubte, ihrer entraten zu müssen, um das Höchste zu erreichen. Es ist erschütternd, wie das hingefunkene Wesen die Mutter anfleht: „Daß mich nicht allein in dem dunklen Reiche meiner betrogenen Erwartungen.“ — Zuletzt erkennen wir also doch eine Rückkehr des noch so selbstvertrauend ins Neue strebenden Menschen zu seinem Ursprung. Freilich ist dann kein Hüpfen und Springen mehr möglich, tiefe Schatten lasten auf der Seele, die sich unbegrenzt Licht und Macht erobern wollte; die Erinnerung an die Kindheit und die Sehnsucht nach ihr sind gerade für den Idealbegeisterter wehvoll.

So wird uns Euphorion zum Typus der Jugend überhaupt, denn es hat noch kein junges Geschlecht gegeben, dem sein Stolz es erlaubte, sich lebiglich als Nachkommenschaft zu fühlen. — „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf!“ spricht der köstliche Hochmut, der vom älteren Geschlechte nichts wissen will und für sich selber die reine Originalität in Anspruch nimmt. Auch der Hinweis darauf, daß es schon immer so gewesen ist, daß seit unvordenklichen Zeiten die Werdenben mit Verachtung auf die Gewordenen herabgeschaut haben, nützt nichts; jede Jugend sieht in sich den Beginn der einzig wichtigen Zeitepoche; alles Vorherige wird verneint; die Geschichte ist nur ein Ballast, der den Aufschwung, den Flug ins Unerhörte behindert.

Muß das Alter der Jugend deshalb zürnen? Kann es solchen Unmut anders aufbringen als dadurch, daß es vergiftet, wie auch in ihm einst der Widerwille gegen das Hergebrachte, gegen die Disziplin, gegen das sachte Vorwärtsschreiten auf geebnetem Wege geglüht

oder wenigstens geglimmt hat? Ist das Alter gerecht in dem Verlangen, die Jugend solle nun auf einmal ganz anders sein, als es selbst war, solle nicht wagen, Liebe mit Unliebe zu vergelten, Treue mit Undank? Diese Liebe, diese Treue, so wohlgemeint sie sind, beruhen doch zum größten Teil auf dem Egoismus des älteren Geschlechtes, das sich bewußt ist, Wertvolles geschaffen zu haben, und es deshalb erhalten und mit dauernder Ehrfurcht betrachtet sehen möchte. Aber es könnten die späteren Geschlechter selbst beim besten Willen nicht alles in sich aufnehmen, was die früheren erarbeitet haben; es würde sich im Geiste der Jugend ein ungeheurer Wust anhäufen, wenn sie nicht von vornherein entschlossen wäre, mit dem Überlieferten reinen Eisch zu machen und selbst aufzubauen, womit sie die Tafel des Lebens besetzt zu sehen wünscht. — Von einem jungen, der Goldschmiedekunst beschlissenen Menschen weiß ich, daß er sich in einer Schatzkammer sehr gelangweilt hat; es trieb ihn, nach eigenen Ideen Geräte und allerhand Prunkhaftes herzustellen, und wenn er etwas von all dem Gligenden und Bligenden um ihn herum begehrte, so war es nur das Material, waren es nur die Metalle und die Steine, woraus es bestand: die hätte er gern in eigener Hand gehabt, um sie nach seinen Ideen zu formen, wie es der Gegenwart entspräche. — Versteht man dies Drängen nicht, im besten Sinne des Wortes ein Anfänger zu sein? Will man sich da über Pietätlosigkeit empören? Das ist leicht und einfach, aber unfruchtbar für beide Teile, die sich als naturgewollte Widersacher gegenüberstehen. Das Alter hat vor der Jugend nur die Jahrestringe voraus; die sind allerdings kostbar, und wer nicht nur dahinvegetiert, sondern diese Erweiterung seines Ichs durch die Erfahrungen mit Bewußtsein aufnimmt, der wird sich im Vergleich zur Jugend immerhin als reich betrachten; das Gefühl einer inneren Verarmung infolge des Absinkens der Lebenskräfte vermag nur da Platz zu greifen, wo das Dahinschwindende nicht durch ein um so größeres geistiges Wachstum ersetzt wird. Hat der alternde Mensch die Überzeugung gewonnen, daß das Verzichten auf alles Mögliche, womit seine Jugend geziert war, kein Entbehren zu sein braucht, sondern daß an die Stelle dürstender Leidenschaftlichkeit weises Genießen von Gütern tritt, die nicht von Wallungen, Regungen und Stimmungen abhängig sind, so vermag er auch im jugendlichen Gebrause die Notwendigkeit zu erschauen, so wird er sich des heiligen Chaos freuen.

Es ist gewiß keine Kleinigkeit, namentlich für den, der behaupten darf, daß er sich durch sein Wirken auf irgend einem Gebiete selbst Verdienste um das Pfadbereiten für die Jugend erworben hat, — es geht sicherlich nicht ohne Wehmut ab, zum Standpunkte geklärten Urteils durchzudringen, aber diese Ruhe ist Bedingung, wofern zwischen Alter und Jugend überhaupt noch ein Band geknüpft bleiben soll. Zart, sehr zart ist der Faden, dennoch fehlt es ihm nicht an Festigkeit; die ältere Generation soll ihn sich nur abrollen lassen, soweit die jüngere es verlangt; einer derartigen Nachgiebigkeit braucht sich niemand zu schämen, der einst selbst dem Banner der Vergangenheit entrinnen wollte.

Wir sind darüber hinaus, die Jugend so zu erziehen, daß sie sich im Verhältnis zum Alter als minderwertig empfindet. Hieß es zu Anfang dieses Jahrhunderts, daß die Zeit des Kindes angebrochen sei, so hat sich die Anerkennung der Jugend im allgemeinen von Jahr zu Jahr vermehrt; unablässig suchen wir danach, sie zu verstehen, und das können wir am besten, indem wir ihre Handlungsweise und ihre Bedürfnisse anerkennen. Wer sich grollend von ihr fernhält, der entsagt damit einem wesentlichen Stücke möglichen Lebensinhaltes; übrigens kümmert sich die Jugend auch nicht um ihn, ihr Zug rauscht an dem Abseitigen vorüber, sie ruft ihn nicht um Hilfe an. Ebensonenig liebt sie es, wenn ihr das, was das ältere Geschlecht Hilfe nennt, aufgedrängt wird; sie wehrt sich sogar heftig dagegen, man kommt mit Gönnerum und ewiger Besorgtheit gar nicht an sie heran, es ist nichts verkehrter, als sich ihr zu empfehlen, als sich ihr gar als Retter aufzuspielen, sie ist in der Hinsicht von der äußersten Empfindsamkeit. Alle Nachläufer verachtet sie. Es ist auch zwecklos, wenn sich das Alter um der Jugend willen ins Jugendlüche zurücksteigert; dabei kommt nichts als ein kramphafter Gebaren heraus, für das die echte Jugend nur ein Lächeln hat. Wie aber soll denn überhaupt ein Zusammenhang zwischen den beiden Generationen aufrecht erhalten werden? Nun, ich erinnere an das Beispiel von dem jungen Goldschmied. Er verwarf in seinem kühnen Persönlichkeitstroche die frühere Gestaltung des Materials, aber den Stoff, der dazu gebient hatte, ließ er gelten, wünschte ihn sich in seine eigene Werkstatt, um ihn nach seinem Sinne zu behandeln. Und da kommen wir auf das Beharrende im Wechsel.

Die Materie, — sei es die mit den Sinnen wahrnehmbare, sei es die rein geistige —

ist unvergänglich, immer dieselbe und immer vom selben Reiz. Unwillkürlich erweisen sich die Jugendlichen, mögen sie auch sonst dem Historischen noch so wenig Zuneigung schenken, als geschichtlich denkend, allerdings aus dem Gesetze des Gegensatzes heraus; denn sie wollen aus dem, was nun einmal an Lebensstoff vorhanden ist, ganz etwas anderes zustande bringen als die Vorväter; das schlichte Nichts aber, das ja überhaupt nicht erahnbar ist, würde ihnen denn doch keine Gelegenheit geben, ihre Freude am Widerspruch zu betätigen, sondern das ist nur möglich, wenn sie sich mit denselben Fragen auseinandersetzen, um deren Lösung die vorangegangenen Geschlechter gerungen haben. Was soll, was darf ich glauben? Was ist gut und böse? Wie stelle ich mich meinen Mitmenschen gegenüber? Soll ich sie lieben oder nur als Geschöpfe betrachten, die meiner Eigenliebe zu dienen haben? Darf ich Mitleid hegen mit den Schwachen? Oder Schwäche ich mich durch Mitgefühl? Bin ich selber stark oder schwach? Bin ich imstande, mich zu denen emporzubilden, die berufen sind, den Übermenschen zu zeugen? Ist die Natur eine freundliche oder feindliche Gewalt? Kann ich der Phantasia gehorchen, oder muß ich mich ganz nach den Tatsachen richten? Kann mir die Kunst etwas bedeuten? Und was?

Im allgemeinen werden wir als Jugendliche die bezeichnen, deren Entwicklungsjahre hinter dem Kriege liegen. Auf ihrer Frühzeit liegt der Schatten jenes Unglücks, das ihnen vielleicht den Vater und die Brüder entriß, das die Züge der Mutter mit Kummer durchfurchte, das ihren Spieltrieb einschränkte und sie kleine Dinge, die sie ihrer Natur nach gar nicht geachtet hätten, sorgfältig und sparsam zu behandeln lehrte. Und die Folgen des Weltkampfes, der ihren Eltern alles genommen hat, sind das tägliche Gespräch; sie hören wohl manches von einem Wiederaufbau des Vaterlandes, aber nur zaghaft kommt das Wort aus dem Munde der Älteren, die meisten glauben nicht recht daran, daß es

besser werde, wenigstens für sich selber haben sie keine Hoffnung. So kann es ja gar nicht anders sein, als daß sich ein Pessimismus in den Geist der Jugend einnistet, und doch will sie so gerne optimistisch sein. Es ist inbesseren auch nicht verkehrt, einige von denen, die im Schützengaben gelegen haben, noch mit zu den Jugendlichen zu rechnen. Sie holen die Jahre, die für sie wohl schweres Erlebnis, in geistiger Hinsicht aber verlorene waren, jetzt erst nach und stehen so mit den noch Jüngeren auf der gleichen Ebene.

Der Mensch früherer Perioden deutet uns leicht weniger mit Mühlsal belastet, als er sich selber mit Recht vorgekommen ist; aber das ist sicher: die Beziehungen des Lebens haben eine Vielfältigkeit erlangt, wie die Vergangenheit sie nicht kannte, und so problemerefüllt wie die Gegenwart war, so weit wir es denn beurteilen können, noch keine Menschheitsepoche. In diese Wirrnis von allen möglichen Zweifeln sehen sich nun die Jugendlichen hineingestellt; durch dieses Gestrüpp sollen sie sich durchschlagen und wissen nicht, welche Richtung sie zu einem befriedigenden Ziele führt. Da ist es denn kein Wunder, wenn ein Teil von ihnen in Trostlosigkeit versinkt und wenn ein anderer mit Grimm derer gedenkt, die durch ihren Eigennutz das Behagen von der Erde verschleucht haben; geistig unfruchtbar bleiben beide Kategorien, denn nur der positiv Veranlagte ist schöpferisch, und glücklicherweise fehlt es unserm Volke auch nicht an einer Jugend, die gesund genug ist, um sich zu sagen, daß alle Nöte überwunden werden müssen. Auf ihr beruht unsere Hoffnung für die Zukunft, und darum ist es unsere unversäumbare Pflicht, ihr Gehör zu leihen, wenn sie ihr Fühlen und Wollen, sei es künstlerisch, sei es auf andere Weise, ausspricht.

Verständnis des einen für den andern ist der Beweis reinen Menschentums, und hierin, also im Höchsten, was wir überhaupt erreichen können, finden sich Alter und Jugend zur vollen Einheit zusammen!

## Abendlied / Emil Schibli

Über allen Wäldern steht nun der Abend-  
schein.  
Müde schläft ein leiser Wind in den  
Wipfeln ein.  
Weiße Wolken ziehen fern in den Himmel  
fort,  
und ein Erdensichtlein blinkt da und hier  
und dort,

Meine Seele hat sich ganz stille aufge-  
tan,  
diesen süßen Frieden nun dürstend zu  
empfangen.

Über allen Wäldern steht goldene Sterne-  
pracht,  
und wir wünschen, Gott und ich, leis uns  
gute Nacht.



## Minna von Barnhelm

Nach einer Zeichnung von Alois Kolb

Aus dem Kalender „Kunst und Leben“, Verlag Fris Seyber, Berlin-Behrendorf



# Der bunte Bogen

## Anekdoten und Kurzgeschichten

### Der Philosoph

Schopenhauer war den Freuden der Tafel keineswegs abhold; vor allem wußte er einen guten Tropfen zu schätzen. Eines Tages war er beim Frankfurter Rothschild zu Gaste. Vor seinem Bedede stand eine Batterie Gläser in allen Größen. Als nach der Suppe der Diener mit der Weinflasche kam, um einzugießen, schob der Philosoph ihm rasch ein kleines Dessertglas hin.

Der Bediente flüsterte ihm zu:

„Bitte, das große Glas, das kleine ist für die feinen Dessertweine.“

„Gießen Sie nur ruhig ein,“ erwiderte Schopenhauer, „das große Glas brauche ich, wenn die feinen Dessertweine kommen.“

### Mißverständnis

Als der Bildhauer Christian Tied im Jahre 1846 seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, wurde ein großes Festmahl veranstaltet, an dem Berlins Gesellschaft regen Anteil nahm. Man hielt viele schöne Reden und trank viel guten Wein, und durch beides fühlte sich ein verbienter alter General angeregt, dem verehrten Meister auch ein Wort der Huldigung zu widmen. Er gedachte es ebenso kurz wie schlagend zu machen, klopfte an das Glas und trank es Tied mit dem einen Worte zu: „Oranien!“ Dann setzte er sich befriedigt nieder.

Alles blieb still, und es dauerte lange, bis man hinter das rätselvolle Wort kam: Der

General hatte den Bildhauer Tied mit seinem Bruder, dem Dichter Ludwig Tied, verwechselt, diesen mit dem Dichter Tiedge und hatte mit „Oranien“ dessen Gedicht „Urania“ gemeint.

### Der gebildete Schauspieler

Der Berliner Schauspieler Döring tat sich viel auf seine Belesenheit zugute und beschämte damit oft seine Kollegen, von denen einige freilich zu bemerken glaubten, daß er eigentlich nur im Allerbekanntesten zuhause sei und sich von der klassischen Literatur eigentlich nur einige landläufige Zitate angeeignet habe. Man beschloß deshalb, seine Eitelkeit zu strafen, und entsandte eines Tages eine Deputation zu ihm, deren Anführer im Namen vieler und zur Schlichtung eines Streites an den verehrten Meister die Frage stellte, ob ein bestimmtes Zitat aus dem „Faust“ oder dem „Hamlet“ stamme. Der geschmeichelte Künstler bat ihn, das Zitat zu nennen; er hoffe Auskunft geben zu können. Und er vernahm den Vers: „Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell.“ Döring ergriff voll Wut den Schminkepotz, und die Deputation flüchtete unter heiterem Gelächter aus seiner Garderobe.

### Das kleine Geschenk

Im Verlaufe eines wissenschaftlichen Streites sagte ein Gelehrter zu Montesquieu: „Sie sollen meinen Kopf haben, wenn meine

„Ansicht falsch ist!“ „Ich nehme Ihr Anerbieten an,“ erwiderte Montesquieu, „denn kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.“  
G.

### Reichtum verpflichtet

Lord Aberdeen fuhr im Schnellzug von London nach Glasgow. Ihm gegenüber saß ein Fremder. Es war heißer Sommer-nachmittag. Lord Aberdeen war eingeschlafen. Als er nach einer Weile erwachte, fragte ihn der Fremde:

„Entschuldigen Sie, darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie reich sind?“

„Nun, ich habe zu leben!“ antwortete Lord Aberdeen.

„Darf ich Sie fragen, wie reich Sie sind?“

Lord Aberdeen war erstaunt wegen solcher Zudringlichkeit, antwortete aber doch:

„Oh, ich habe mehrere hunderttausend Pfund!“

Da machte der Fremde ein ganz erstauntes Gesicht:

„Wenn Sie so reich sind, dann sollten Sie doch lieber ein Abteil allein nehmen, als andere Leute durch Ihr Schnarchen stören!“

### Zum Narren gehalten

Der Schauspieler Opitz in Leipzig mischte sich gern als junger Künstler in allerlei Gesellschaften, um Menschen zu studieren. So kam er mit Bekannten in einen Gasthof bei Gohlis, wo ein Bauer allein beim Krug Bier saß. Opitz begann ihn zu ver-spotten, um zu sehen, wie der Bauer sich verteidigen würde. Der Bauer reagierte auf nichts und antwortete nicht. Opitz ließ von seinem Spiel ab. Als der Bauer seinen Krug ausgetrunken hatte, stand er auf, klopfte Opitz auf die Schulter:

„Weiß Er, ich bin kein Narr nicht! Aber morgen komme ich nach Leipzig und gehe ins Theater, dann ist Er mein Narr!“ W. G.

### Kleinigkeiten von großen Leuten

Hans von Bülow hatte auf höheren Befehl eine künstlerisch wertlose neue Oper zu dirigieren. Abends trat er vor sein erstauntes Orchester mit einem Trauerflor am Arm und antwortete auf die teilnehmenden Fragen, ob er Trauer habe:

„In gewissem Sinne ja. Ich komme, um eine Oper zu begraben!“

\* \* \*

Franz Liszt sollte vor dem Weimarer Hof spielen, zögerte jedoch mit dem Beginn, weil er sah, daß der Großherzog sich mit seinem Nachbarn angelegentlich unterhielt. Schließlich setzte er stürmischen Schwungs mit der

Campanella ein, um nach wenigen Takten jäh abzubrechen. Verwundert schaute der Fürst von seinem Gespräch hoch. Da flüsterte Liszt, sich erhebend, in den Saal:

„Wenn Herren sprechen, haben die Diener zu schweigen!“

\* \* \*

Richard Strauß dirigierte die Generalprobe zu seiner „Frau ohne Schatten“. Ver-zweifelt bläät der Posaunist an einem halsbrecherischen Lauf herum, bringt ihn aber nicht heraus. Schließlich wendet er sich an den Meister:

„Verzeihung, Herr Generalmusikdirektor, das kann man allenfalls auf dem Klavier spielen, aber nicht auf der Posaune!“

Antwortet Richard der Große:

„Sie irren, mein Lieber: auf dem Klavier kann man's auch nicht spielen — ich hab's selber versucht!“

\* \* \*

Max Liebermann wird von einem Maler des Sturmkreises gefragt, wie ihm sein neuestes Kriegsgemälde gefalle.

„Wissen Sie,“ sagt der Alte und kneift ein Auge zu, „der Krieg is ja nich so schlecht, wie er immer gemalt wird!“

\* \* \*

Johannes Trojan feierte seinen siebenzigsten Geburtstag. Seine Freunde beschloßen, ihn mit seinem Porträt zu überraschen. Das Gemälde fiel jedoch keineswegs nach ihrem Wunsche aus. Flugs gründeten sie einen „Verein zur Zerstörung Trojans“, schnitten das verunglückte Bildnis in zwölf symmetrische Stücke und verteilten diese unter sich. Lange nachher noch hat man sich im „Tunnel unter der Spree“ damit vergnügt, die einzelnen Teile auf verschiedene Weise zusammenzusetzen.

\* \* \*

Bismarck zu einem liberalen Abgeordneten, der mit aller Hingabe für uferlose Volksbildung pläbierte:

„Kinder, laßt man mir bloß noch eenen Menschen übrig, der mir die Stiebeln pußt!“

\* \* \*

Felix Weingartner war anfangs seiner Laufbahn Kapellmeister am Danziger Stadttheater. Als er seinem sehr geschäftstüchtigen, jedoch mit keinerlei musikalischen Kenntnissen belasteten Direktor den Vorschlag machte, er solle gelegentlich doch einmal Beethovens „Fidelio“ anführen, antwortete dieser:

„Wahrscheinlich wieder so 'n Schund, für den man dicke Tantiemen zahlen muß!“

M. S.

### Schminke

Bier Anekdoten von großen Schauspielern Ludwig Devrient blieb sein ganzes Leben lang in wirtschaftlichen Angelegenheiten ein Kind. Eines Sonntags lag er auf dem Sofa, als der Theaterdiener ihm seine Gage brachte, lauter harte Taler, die er aufzählen wollte. Das war Devrient aber zu langweilig:

„Rasch dort die Ofentüre auf und hinein damit!“

Der Theaterdiener legte das Geld sorgsam in die Ofenröhre und verschwand. Kurz darauf klopfte es wieder bei Devrient. Einer von den alten Bettlern, die den mitleidigen Schauspieler gern heimsuchten, trat herein. Devrient hatte nichts in der Tasche, den Bettler fortzuschicken, fiel ihm auch nicht ein. Da fiel ihm seine Gage ein:

„Mach die Ofenröhre auf und nimm dir etwas von dem Gelbe.“

Der Bettler öffnet, zögert zuzugreifen, als er die großen Stücke erblickt.

„Nimm nur, Alter,“ ruft Devrient. Der Bettler langt sich einen Taler und verschwindet schnellstens. Merkwürdig bald darauf klopfte es wieder. Ein anderer der alten Bettler erscheint, und dasselbe Manöver mit der Ofenröhre vollzieht sich wieder. Kurz darauf erscheint der nächste, und so geht das den ganzen Nachmittag. Einer nach dem anderen nimmt einen Taler aus der Ofenröhre, bis endlich gegen Abend Frau Devrient nach Hause kommt und der weiteren Brandschakung der Ofenröhre ein Ende macht.

\* \* \*

Als Nestroy Direktor des Wiener Carltheaters war, gerieten zwei seiner Schauspieler in Streit und wollten sich duellieren. Nestroy erbot sich sofort, bei dem Kampfe als Unparteiischer zu fungieren. Als die beiden Gegner, die gleichzeitig schießen sollten, sich gegenüber standen, zählte Nestroy mit solch komischer Miene und solch drastischen Gebärden eins — zwei — drei, daß alle Anwesenden, sogar die beiden Duellanten laut lachten und beide Schüsse in die Luft gingen. Unter allgemeiner Heiterkeit versöhnten sich die Gegner.

\* \* \*

Der englische Schauspieler Kean hatte eine tiefe Abneigung gegen Medizin, und sein Arzt wußte ihn mit List zu bewegen, ein Mittel einzunehmen. Eines Abends spielte Kean den Solrates und mußte in seiner Rolle den Giftbecher leeren. Er hatte befohlen, man solle ihm den Becher mit Portwein füllen, aber als er ihn an die Lippen setzte, merkte er, daß er Rhabarbertinktur enthielt.

Er mußte nun aber den Becher austrinken, da er ihn nach der Rolle umwenden und den Gerichtspersonen vorzeigen mußte. Er trank die Medizin mit dem Ausdruck eines zum Giftbecher Verurteilten, aber er vergab seinem Arzt nie den ihm zugefügten Streich, was er auch bei seinem Tode bewies, denn er starb, ohne die Doktorrechnung zu bezahlen. W. G.

### Unbestechlich

Auf einer Studienreise durch Kleinrußland fand der Maler Repin einst eine Gruppe im Grase liegender Männer. Rasch zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und begann zu zeichnen. Aber gerade der Mann, der ihn am meisten fesselte, war im Begriff, einzuschlafen. Repin rief ihm zu: „Fünf Rubel sollst du haben, wenn du wach bleibst und dich zeichnen läßt.“ — Der Mann blinzelte faul den Maler an und sagte: „Hier hast du zwei Kopelen und nun laß mich in Ruh!“

### Eine ordentliche Person

Im Salon der schönen Schauspielerin Charlotte von Hagn beklagte man die Nachlässigkeit, mit der die meisten Leute ausgeliehene Bücher behandeln. „In dieser Hinsicht,“ rief die Künstlerin, „bin ich die ordentlichste und zuverlässigste Person: ich habe die ausgeliehenen Bücher alle noch!“ G.

### Der Kunstenthusiast im Kamin

#### Eine Paganini-Anekdote

Das Leben dieses genialen Meisters ist reich an mannigfachen Erlebnissen und Abenteuern. Daß es ihm auch an Beweisen einer rührenden, fast grotesken Bewunderung nicht fehlte, möge nachstehendes Geschichtchen beweisen.

Paganini kam eines Winters auf seinen Konzertreisen auch nach Marseille. In seinem Zimmer brannte im Kamin ein leichtes Feuer, und der Virtuose, vertieft in seine Kunst, spielte mit Hingabe, indem er ab und zu sein Musikieren unterbrach, um sich einige neue Gedanken und Variationen aufzuschreiben. Unvermutet sprang ihm eine Saite und in der eintretenen Stille hörte er ein merkwürdiges Geräusch. Paganini rief seinen Bedienten, durchsuchte mit ihm das ganze Zimmer, fand aber nichts. Kaum hatte er wieder zu spielen begonnen, als abermals eine Saite riß. „Sollte es zu kalt im Zimmer sein?“ dachte der Künstler und ließ durch seinen Diener tüchtig Holz nachlegen, so daß sein Feuer jählings aufflammte. Da rauschte es plötzlich stark und anhaltend im Kamin, und ein junger Mensch stürzte rauchgeschwärtzt

und halb betäubt aus dem weiten Rauchfang ins Zimmer.

„Verzeihung, Herr!“ rief er nach Luft schnappend, „ich bin nur ein armer Musikant und wollte Sie so brennend gerne einmal spielen hören! Aber ich war zu arm, mir ein Billet zu kaufen, und so troch ich von meinem Dachfenster in den Schornstein und lauschte Ihrer herrlichen Musik. Nun hat aber den Brand meiner Seele Ihr heftiges Feuer über-täubt, und ich stürzte zwiefach überwältigt zu Ihren Füßen!“

Paganini lächelte über den ruhigen Schwärmer, nahm ihn zu sich und sorgte für ihn. F. B.

### Grob

Der Philosoph und Mathematiker Descartes war einmal von einem reichen Adligen zu Tisch geladen, der gleichermaßen wegen seiner Grobheit wie seiner Geistesarmut bekannt war. Dem Gelehrten mundete das üppige Mahl vortrefflich. „Ei,“ rief da der Gastgeber, „ich hätte nicht gedacht, daß Philosophen solche Leckermäuler sind!“ — „Glauben Sie ja nicht,“ meinte Descartes gelassen, „daß die Natur die guten Sachen nur für die Dummköpfe hervorbringt!“

### Kurz und bündig

König Friedrich Wilhelm III. war sehr wenig redselig und drückte sich, wo immer es anging, nur in einzelnen Worten aus. Eines Tages, als er zur Kur in Teplitz weilte, wurde ihm mitgeteilt, daß ein ungarischer Magnat im Orte sei, der sich desselben lakonischen Stiles bekleibige. — „Kennen lernen!“ — Er ließ sich den Genossen zeigen. Bei der nächsten Brunnenpromenade begrüßte er ihn, und es entspann sich folgendes Gespräch: „Baden?“ — „Trinken!“ — „Militär?“ — „Magnat!“ — „So!“ — „Polizei?“ — „König!“ — „Gratuliere!“ — „Danke!“

G.

### Monarchie

Ludwig XIV. sprach einmal in Gegenwart zahlreicher Höflinge über die absolute Monarchie. Der Graf von Guichy erwiderte ihm, jede menschliche Macht sei begrenzt, müsse begrenzt sein.

„Rein,“ rief der König, wenn ich Ihnen befehlen würde, kopfüber ins Meer zu stürzen, so müßten und würden Sie es tun!“

Der Graf drehte sich wortlos um und verließ das Zimmer.

„Wohin gehen Sie?“ rief ihm der König nach.

„Ich lerne schwimmen,“ erwiderte mit einer Verbeugung der Graf . . . R. M.

### Humor im Briefwechsel Goethe-Zelter

Im Augustheft dieser Zeitschrift ist unter der Überschrift „Goethe und der Berliner Lokalmag“ ein lustiges Stückchen aus dem drei Bände füllenden Briefwechsel Goethes mit dem von ihm als Komponist seiner Lieder und als Mensch überaus geschätzten Friedrich Zelter mitgeteilt worden. Hier möge aus derselben Quelle eine zweite Probe folgen, die gleichzeitig erkennen läßt, daß Goethe dem feineren, der Berliner Freund aber dem derberen Humor zugeneigt war. — Am 20. Januar 1818 erzählte Goethe zum Schlusse seines Briefes, da der Briefbogen noch Raum bot, außer einigen anderen Kleinigkeiten noch folgendes Geschichtchen, das er sich aus irgend einem Buche notiert hatte. „Man fragte Rossini, welche seiner Opern ihm selbst am besten gefalle; er antwortete darauf: il matrimonio segreto (die geheime Ehe).“ Goethe nennt die Antwort des Komponisten des Barbiers von Sevilla, der nicht ein eigenes Werk, sondern eine Oper seines ihm als Vorbild dienenden Vorgängers, des jetzt ziemlich vergessenen Meisters Pasquello, nennt, geistreich und artig. Wir werden jedenfalls zugeben, das sie ein schönes Beispiel von Bescheidenheit ist, wie sie bei berühmten Künstlern nicht gerade immer gefunden wird. In der Antwort auf diesen Brief erzählt Zelter dem großen Freunde ebenfalls einen Spaß, den er von einem „ver-rückten Doktor aus Hamburg gehört hatte“ und der sich auf einen Herrn von Heß bezieht. Dieser, ein tüchtiger Offizier, der in den Napoleonischen Kriegen um seine Nase gekommen war, hatte es übernommen, die an soldatische Mannszucht wenig gewöhnten, aber die Franzosen noch immer fürchtenden Hamburger in „militärischen Evolutionen“ auszubilden. Das weitere sei mit den eigenen Worten Zelters erzählt. „Bei dieser Arbeit fand er einst nötig, einen überaus dicken Zuckerbäcker zu erinnern, seinen Bauch etwas einzuziehen, der die ganze Linie in Schatten setze. — Waat, rief der Zuckerbäcker, id fall mien Buß intreden? Buß He sid doch eenmal Sien Nees!“ — Goethe, der den Hanseatischen Geist sehr hoch schätzte, mag beim Lesen des Scherzes gedacht haben, daß die Hamburger mehr für Handel und Wandel als für die Kriegskunst geschaffen seien.

Dr. J. Sch.

## Radium

1895 entdeckte Röntgen die später nach ihm benannten Strahlen. Ihre wunderbare Eigenschaft, feste Körper zu durchdringen, erregte bei Wissenschaftlern wie Laien das gleiche Aufsehen, aber niemand ahnte, daß mit ihnen ein neues Zeitalter naturwissenschaftlicher Erkenntnis angebrochen war. In der ersten Zeit nach der Entdeckung wußte man über die Natur der Röntgenstrahlen nur so viel, daß sie dort entstehen, wo Kathodenstrahlen — das sind die in einer Geißler'schen Röhre strahlenförmig von der negativen Elektrode ausgehenden Entladungserscheinungen — auf feste Körper, z. B. auf die Glaswand der Röhre auftreffen. An dieser Stelle treten gleichzeitig Fluoreszenzerscheinungen auf. Der Gedanke, daß Fluoreszenz und Röntgenstrahlen in engem Zusammenhang mit einander stehen könnten, ja, daß die Fluoreszenz vielleicht die Ursache für die Entstehung von Röntgenstrahlen sei, lag nahe. Der französische Physiker Henri Becquerel nahm diesen Gedankengang auf und verfolgte ihn, indem er fluoreszierende Mineralien, denen schon sein Vater eingehende Studien gewidmet hatte, auf Röntgenstrahlen untersuchte. Er experimentierte dabei u. a. auch mit Uranpräparaten. Eines Tages legte er zwei Uransalzkrystalle auf eine in schwarzes Papier lichtdicht eingewickelte photographische Platte und setzte das Ganze einige Stunden lang dem Sonnenlicht aus. Als er die Platte entwickelte, wies sie eine der Form der Krystalle entsprechende Schwärzung auf. Also schien das durch die Sonne zur Fluoreszenz erregte Mineral tatsächlich Strahlen auszusenden, die das Papier zu durchdringen imstande waren, also wohl mit den von Röntgen entdeckten geheimnisvollen Strahlen identisch waren. Becquerel setzte seine Untersuchungen unter anderen Bedingungen fort, schob Glas-, Glimmer- und Aluminiumplatten zwischen Mineral und Glasplatte — die Schwärzung der photographischen Schicht trat trotzdem ein. Eines Tages, als der Himmel sich bewölkt hatte, legte er eine für die Belichtung vorbereitete Packung in einen Schrank und entwickelte die Platte nach mehreren Tagen, um nachzuprüfen, ob nicht vielleicht auch allein durch die Phosphoreszenz, also das Nachleuchten der Urankrystalle, eine wirksame Strahlung entstehe. Zu seiner größten Überraschung fand er eine sehr viel stärkere Schwärzung, als er sie vorher unter der Mitwirkung der Sonnenstrahlung erzielt hatte. Becquerel schloß daraus, daß es

Mineralien geben müsse, die unablässig Strahlen aussenden, ohne daß ihnen Energie von außen her zugeführt wird, die also von den Röntgenstrahlen wesentlich unterschieden sein müssen, da diese nur dann entstehen, wenn man elektrische Spannungen in verdünnten Gasen zur Entladung bringt. Bald stellte Becquerel fest, daß die von den Urankrystallen ausgehenden Strahlen imstande waren, die Luft leitend zu machen und dadurch ein Goldblatt-Elektroskop zur Entladung zu bringen.

Die von Becquerel entdeckten und nach ihm benannten geheimnisvollen Strahlen beschäftigten ebenso wie die Röntgenstrahlen die Physiker auf das lebhafteste. Unter denen, die sich mit dem Studium der neuen Strahlen beschäftigten, befand sich auch die mit dem französischen Physiker Pierre Curie verheiratete Polin Maria Sklodowska. Sie untersuchte mit der elektroskopischen Methode eine größere Anzahl von Mineralien auf das Vorhandensein von Becquerelstrahlen, um ihre Doktorarbeit darüber zu schreiben. Zu den untersuchten Mineralien gehörte auch die Pechblende, das verbreitetste der zur Darstellung der Uransalze dienenden Mineralien. Pechblende ist ein fettglänzende Mineral von pechschwarzer bis grauschwarzer Farbe, das ursprünglich vor allem bei dem böhmischen Städtchen Joachimsthal gefunden wurde und vornehmlich in der Emailmalerei und zur Darstellung der Uranverbindungen Verwendung fand. Frau Curie kam bei ihrer Untersuchung der Pechblende zu der Überzeugung, daß in ihr noch ein Stoff vorhanden sein müsse, der die merkwürdigen Eigenschaften der Uransalze in noch stärkerem Maße besitze, und gelangte so im Juli des Jahres 1898 zur Entdeckung des Radiums. Welche Mühe und Sorgfalt bei diesen Untersuchungen aufzuwenden waren, kann man erst dann voll ermessen, wenn man sich vorstellt, daß fünf Millionen Gewichtsteile Pechblende nicht mehr als ein einziges Gewichtsteil Radium enthalten.

Nur wenige Jahre waren seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen vergangen, und wieder war eine geheimnisvolle Strahlenart entdeckt, um die sich, wie um die Röntgenstrahlen, alsbald ein Kranz von Märchen und Phantasien bildete. Die von dem neu gefundenen Element Radium ausgehenden Strahlen hatten nicht nur die Eigenschaft, wie die des Urans die photographische Platte zu schwärzen, sondern sie vermochten auch

pflanzliches Leben zu zerstören und organisches zum Absterben zu bringen. Ein Forscher, der ein Radiumpräparat bei sich trug, erlitt durch die Kleidung hindurch schwere Verbrennungen der Haut. Niemand ahnte in der ersten Zeit nach der Entdeckung, daß diese Eigenschaft des Radiums es einmal zu einem Wohltäter der Menschheit machen sollte.

Bei der Untersuchung der von dem Radium ausgesandten Strahlen zeigte sich, daß fast 90 Prozent von ihnen aus einer Massenstrahlung mit positiver elektrischer Ladung besteht. Man nannte sie Alphastrahlen, und der englische Physiker Rutherford wies nach, daß diese Strahlen nichts weiter sind als Heliumatome. Man stand also vor der erstaunlichen Tatsache, daß das Radium in den Alphastrahlen die Atome des schon längst als Element bekannten Heliumgases ausschleudert, was bedeutet, daß hier ein Element sich in ein anderes verwandelt. Durch den Verlust der an seinem elementaren Aufbau beteiligten Heliumatome zerfällt das Radium in ein Element, das in seinen chemischen Eigenschaften identisch ist mit dem Blei. Bei diesem Radiumblei, wie man es genannt hat, endet die Zerfallsreihe des Radiums, falls der weitere Zerfall des Radiumbleis nicht so langsam erfolgt, daß er auch mit den feinsten Methoden unserer Beobachtung nicht mehr zugänglich gemacht werden kann.

Durch seine Eigenschaft, organische Gebilde zum Absterben zu bringen, ist das Radium zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der modernen Medizin geworden. Mit den großen Erfolgen, die die Radiumtherapie bei verschiedenen schweren Erkrankungen, vor allem beim Krebs, erzielt hat, ist die Nachfrage nach diesem Wunderstoff außerordentlich gestiegen. Schon lange vermag Joachimsthal den Bedarf nicht mehr zu befriedigen. Neue Lager wurden entdeckt, vor allem in Amerika (Utah und Colorado), im Ural und am Kongo.

Bei dem außerordentlich geringen Gehalt der Bechblende an Radium wird immer nur die Gewinnung kleiner Mengen möglich sein. So wurden in Joachimsthal in den letzten 25 Jahren insgesamt nur etwa 25 Gramm Radium gewonnen; gegenwärtig ist die Joachimsthaler Produktion auf ein halbes Gramm im Jahr gesunken, womit gerade der Eigenbedarf der Tschechoslowakei gedeckt werden kann. Ein Gramm des kostbaren Stoffes kostet je nach Reinheit 250—270 000 Mark. Der Weltvorrat an Radium beträgt etwa 250 Gramm. Die Aufbewahrung größerer Mengen geschieht in mit Blei ausgeschlagenen Tresors, da Blei für die Strahlen des Radiums undurchdringlich ist. Für medizinische Zwecke werden kleine Mengen von Radium — 10 bis 20 Milligramm — in Glasröhrchen eingeschmolzen, die durch Bleihüllen geschützt sind. Auch Nadeln finden Verwendung, die bis 10 Milligramm Radium enthalten.

Durch die Presse ging jüngst die Nachricht, daß bei der starken Nachfrage nach Radium von Seiten der Medizin ein baldiges Erschöpfen der Lager zu befürchten sei. Die Gefahr, die hier droht, ist gering, denn es ist der Wissenschaft gelungen, noch eine Reihe anderer Stoffe aufzufinden, deren Eigenschaften denen des Radiums sehr ähnlich sind und die man an seiner Stelle verwenden kann, so das Thorium, Mesothorium, Zonium, Radiothorium, Aktinium u. a. Das Mesothorium findet sich in den Rückständen des bei der Herstellung der Gasglühlichtstrümpfe benutzten Metalls Thorium. Berechnungen haben ergeben, daß man aus den Rückständen der Gasglühlichtstrümpfabriken jährlich eine Menge Mesothorium gewinnen kann, die in ihrer Wirkung etwa 10 Gramm Radium entspricht. Dabei hat dieser Stoff den Vorteil, ganz erheblich billiger zu sein als Radium. G.

## Die Erdwärme als Energiequelle

Die in Lardarello der Erde entströmenden Dämpfe, über deren industrielle Ausnutzung wir im letzten Hefte berichtet haben, sind unmittelbar zwar vulkanischen Ursprungs, letzten Endes aber durch die im Inneren der Erde herrschenden hohen Temperaturen verursacht. Im Zusammenhang mit den in Lardarello bei der Verwertung des natürlichen Dampfes erzielten Ergebnissen liegt für den Techniker der Gedanke nahe, mit Hilfe der Erdwärme künstlich zu erzeugen,

was in Lardarello infolge eines Spieles der Natur dem Menschen ohne sein Zutun von der Erde geboten wird, und damit das Problem aus dem Kreis der einzelnen zufälligen Gelegenheiten in den Bereich allgemeiner und bewußter Anwendung zu rücken.

Am eingehendsten hat sich Charles Parsons, der Erfinder der Dampfturbine, mit der Frage beschäftigt, ob und inwieweit die technische Ausnutzung der Erdwärme möglich ist. Nach den Erfahrungen in den tiefsten

Schächten kann man beim Fortschreiten in die Tiefe für je 30 m mit einer Temperaturerhöhung um ein Grad rechnen. In einer Tiefe von 6—8 km wird demnach eine Temperatur von 200—250 Grad herrschen; zwischen 30 und 40 km muß der Schmelzpunkt der Gesteine erreicht sein, vorausgesetzt, daß die Zunahme der Temperatur auch in größeren Tiefen ebenso verläuft wie in den bisher niedergebrachten Bohrlöchern, die nicht weit über die 2000-m-Grenze hinausgehen. Das tiefste Bohrloch befindet sich in Fairmont in den Vereinigten Staaten. Es weist am Grunde bei 2134 m eine Temperatur von 78 Grad Celsius auf.

Parsons ursprünglicher Vorschlag ging dahin, einen Schacht von 19 km Tiefe und 6 m Durchmesser abzuteufen, am Grunde einen großen Hohlraum herzustellen und diesem durch Rohre Wasser zuzuleiten, dieses durch die Erdwärme zu verdampfen und den entwickelten Dampf in einem besonderen Rohr der Ausnutzung an der Erdoberfläche zuzuführen. Die Herstellung eines solchen Schachtes würde seiner Schätzung nach etwa 25 Millionen Dollar erfordern, wobei zu berücksichtigen wäre, daß allein die Aufschlüsse, die ein solcher Schacht der Wissenschaft über Bau und Zusammenhänge der Erdrinde liefern würde, die aufgewendete Summe wert sein würde.

Man hat Parsons entgegnet, daß das Abteufen eines Schachtes bis zu der von ihm vorgeschlagenen Tiefe von 19 km unmöglich sein werde. Zunächst der Kosten wegen, die weit über den Voranschlag hinausgehen würden, dann aber auch aus technischen Schwierigkeiten. Wie sollte man des gewaltigen Steindruck Herr werden, wie die zu erwartende ungeheure Hitze so weit vermindern, daß Menschen und Arbeitsgerät ihr gewachsen wären?

Und selbst wenn alle diese Schwierigkeiten überwindbar wären, so würde die Dampfgewinnung aus einem solchen Schachte sich schwerlich wirtschaftlich gestalten lassen. Angenommen, daß auf dem Boden des Schachtes eine Temperatur von 600 Grad herrschte, so würde die Temperatur des gesättigten Dampfes 200 Grad schwerlich übersteigen, entsprechend einem Druck von 17 Atmo-

sphären. Durch die Reibungsverluste innerhalb des Dampfrohres und das Eigengewicht der Dampfäule von 19 km Höhe würde sich bis zur Erdoberfläche ein so starker Druckverlust ergeben, daß am Austrittsende günstigstenfalls 6,5 Atmosphären zur Verfügung stehen würden. Nimmt man nun an, daß, um wirtschaftlich zu arbeiten, zurzeit mindestens 1 Kilowatt für je 250 Dollar des aufgewendeten Kapitals entwickelt werden muß, so wäre eine Leistung von mindestens 100 000 Kilowatt notwendig, d. h. bei einem Dampfverbrauch von 9 kg je Kilowatt würden 900 000 kg Dampf stündlich notwendig sein. Danach kann man sich vorstellen, wie groß die Wasserkammer am Grunde des Schachtes sein müßte.

Angeichts der Schwierigkeiten, die sich seinem ersten Plan entgegenstellten, hat Parsons seine Pläne schließlich reduziert und die Meinung vertreten, es werde auch ein Schacht von 6—8 km Tiefe genügen, um greifbare Ergebnisse zu erzielen. Natürlich würden damit die Schwierigkeiten erheblich vermindert werden, aber sie würden immer noch sehr groß sein und sehr erhebliche Mittel erfordern.

Für unsere Zeit und die nächste Gegenwart ist die Ausnutzung der in der Erdwärme aufgespeicherten Energien noch kein dringendes Problem, sondern nur ein interessantes Experiment, für das schwerlich die hohen Summen aufzutreiben sein werden, die zu seiner Ausführung notwendig sein würden. Anders wird es sein, wenn die Erschöpfung der Kohlenvorräte der Erde nahegerückt ist und die Menschheit sich nach neuen Kraftquellen umsehen muß. Dann wird man vielleicht an die Verwirklichung der Parsons'schen Pläne gehen und allerorten auf der Erde Schächte in die Tiefe treiben, um an ihrem Grunde durch die innere Blut der Erde riesige Mengen von Wasser in Dampf zu verwandeln und damit eine Arbeit, die früher die Kohle besorgte, durch natürliche Kräfte leisten zu lassen. Dann wird man, von der Not getrieben, wohl auch der Schwierigkeiten Herr werden, die uns die Verwirklichung der Pläne Parsons heute noch unmöglich erscheinen lassen.

G.

# KLEINE ANZEIGEN

nicht geschäftl. Art (private Gelegenheits-An- und Verkäufe, Heiratsanzeigen u. Ähnliche) die nur gegen vorzeitige Bezahlung aufgenommen werden können, müssen spätestens drei Wochen vor Erscheinen in unserem Besiz sein. Die viergespaltene Millimeterhöhe wird mit 0,25 RM. berechnet. Bei Chiffreanzeigen kommt noch eine Gebühr von 0,50 RM. hinzu. Alle Anfragen in Anzeigenangelegenheiten werden direkt an die Zeitschriften-Abteilung Wlsh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schließfach 127, erbeten

## Literarisch Begabte

sucht Verfasser · Verlag  
Berlin · Reinickendorf · Ost.

## Briefwechsel

sucht 20 jähriges Mädchen.  
Sucht. u. „S. G. 288“ an d.  
Bergstadtverlag Breslau 1.

Tiefseelame Seele,  
(mittleren Alters) mittliger,  
seiner Herzensbildung, sucht  
ebenfalls für

## Gedankenaustausch

und edle, reine Freundschaft.  
Angebote unter  
„Mutterselbstlein“ an den  
Bergstadtverlag, Breslau 1.

Einem Teil dieser Ausgabe  
liegt ein Prospekt über die be-  
kannte ROSUWE-Wäsche bei.  
Man hört oft nicht mit Unrecht  
den Ausspruch:

„Werelegante Damenwäsche  
sagt, meint ROSUWE.“ Den  
Lesern der Bergstadt gibt die  
Firma ROSUWE, Dresden-A 1,  
Ferdinandstr. 2, wo sie sich  
auf unsere Zeitschrift bezieht,  
bis z. 31. 10. 29 ein. Rabatt von  
10% bei Barzahlung,  
4% wenn Teilzahl. un bean-  
sprucht wird.

## Zu verkaufen:

Bergstadt-Jahrg. 1916 —  
1928/29, dav. Jg. 1916, 1917  
u. 18b. 1928 geb., alle übr.  
i. tabell. erh. Hest. Es werd.  
nur kompl. Jahrg. abgeben.  
Johs. Jung, Erlangen.

## Die Bergstadt

1. Jahrg. 1912/13 im Originallein-  
band, sehr gut erhalten,  
kann gegen Tausch für Bü-  
cher von Paul Keller oder  
Hans Jacob evtl. auch gegen  
Bezahlung abgeg. werden.  
Angeb. u. „S. G. 120“ a. d.  
Bergstadtverlag, Breslau 1.

## Trinkt Fachinger

Der große Wert des erfrischen-  
den Fachinger Gesundheitswassers  
liegt in seiner heilwirkenden  
Eigenschaft bei Störungen der  
Verdauungsorgane, Erkran-  
kungen der Harnorgane, sowie bei  
Stoffwechselkrankheiten.

## Bertonungen aller Art

(namentlich auch Nicker u.  
Chöre) werden sachmännlich  
überprüft, verbessert und  
womgl. druckreif hergestellt.  
Freimarken erwünscht.  
Nähere Vergütung!  
Studentat Karl Wendl,  
Chordirektor in München,  
Neuhauser Straße 8.

## Von der Schnurpfeifergilde

### Frommer Wunsch.

Nessel liegt krank zu Bett. Sein Freund Glas  
besucht ihn.

„Ich habe nur einen Wunsch,“ stöhnt Nessel, „ich  
möchte nur so lange leben, bis ich meine Schulden  
bezahlt habe. Ich möchte nicht als Schuldner  
sterben.“

„Ja, das wäre schön,“ meint Glas, „wenn man  
so ewig leben könnte.“

### Das Kleid.

Paul und Pauline Maste storchen durch das  
Grüne. Paul hat sein gutes, graues Sonntagsnach-  
mittagsausgehängel an. Pauline trägt ihr rotes  
Vorjähriges. Kommt ein Stier gestieft. Bleibt  
vor Pauline stehen. Rollt die Augen. Wieg den  
Kopf.

„Was will er?“ guckt Pauline dumm.

„Dein rotes Kleid,“ flüchtet Paul schnell auf  
einen Baum.

„Siehste,“ meint da Pauline, „jetzt gibst du selbst  
zu, daß das Kleid schon so altmodisch ist, daß sogar  
die Kühe stehen bleiben und sich wundern.“

J. S. R.

### Das Taschentuch.

Bei Klemmer hatten sie geklaut. Klemmer rennt zur  
Polizei. Die Polizei rennt zu einem Verdächtigen.  
Der Verdächtige rennt zu Gericht.

„Ich war es nicht,“ protestiert er.

„So ein Lügenfrige,“ beläutet ihn Klemmer,  
„dort hat er doch mein Taschentuch.“

„Zeigen Sie mir das Taschentuch,“ läßt es sich  
der Richter gehen und sieht es sich an, „aber das  
ist doch ein ganz einfaches Taschentuch, ohne Mono-  
gramm, wie es Hunderte gibt. Sehen Sie, ich habe  
genau so eins.“

„Schon möglich,“ nickt Klemmer, „mir sind auch  
zwei Stück gestohlen worden.“

### Eifersucht.

„Ist es wahr, daß Eva eifersüchtig war und den  
Adam oft der Untreue verdächtigt hat?“

„Ja, ich habe irgendwo gelesen, daß Eva jeden  
Abend, bevor sie schlafen ging, Adams Rippen nach-  
zählte, um sich zu überzeugen, ob er ihr treu war.“

### Der reiche Arme.

Nach Breslau fiel bei der letzten Ziehung der  
Preuß. Südd.-Klassenlotterie ein Gewinn von  
300 000 Mk. Das Los wurde in Achtelanteilen  
gespielt. Einer der Losinhaber, auf den 30 000 Mk.  
entfielen, wollte an sein übergroßes Glück nicht  
glauben. Immer wieder mußte ihm im Lotterie-  
geschäft versichert werden, daß es mit seinem Ge-  
winn seine Richtigkeit habe. Schließlich begann der  
bisher so arme Mann bitterlich zu schluchzen. Als  
man ihn später fragte, was er denn nun zunächst  
zu tun gedente, sagte er: „Jetzt kaufe ich mir einmal  
gute Butter.“ P. K.

Durch Kontrolle eines veredl.  
Chemikers ist die Echtheit  
meines  
Bienen-  
Blüten-  
garant.

## Honigs

10 Pfd. = Dof. 9,20 RM., vorw.  
Klee-Lindenbüte 11,90 RM.,  
halbe Dof. = 20 u. 6,70 RM., 1½ Pfd.  
Dof. 1,80 u. 2 RM. frei Haus  
Nachnah. 30 Pfg. mehr. Gar.  
Rücknahme. Krieger, Honig-  
verf., Borgeln 51 b. Soeft.

## Metal- Betten

Stahlmatr., Kinderb., Schlaf-  
zimmer, Chaiselong. a. Priv.,  
Ratenzahlung, Katal. 734 frei.  
Eisenmöbelfabrik Nahl (Thüring.)

Die Verwaltung  
der Wochenschrift

## Das Neue Reich

hat dem vorliegenden Heft eine  
Karte angegliedert,  
deren Beachtung  
empfohlen wird

### Das technische Studium

erschließt das Verständnis  
für das moderne Leben im  
Zeitalter der Technik und ist  
daher wie kein anderes ge-  
eignet, die Jugend zu tüch-  
tigen Menschen zu erziehen,  
die überall später ihren  
Mann stehen werden. Das  
Sindenburg-Polytechnikum  
Döbenburg i. D. ist eine neu-  
zeitliche höhere technische Lehr-  
anstalt, die große Erfolge  
aufzuweisen hat, die dank  
der Fürsorge von Staat und  
Stadt ihre zahlreichen Labo-  
ratorien modern ausbauen  
konnte und deren Lehrpro-  
gramm eine umfassende In-  
genieurausbildung gewähr-  
leistet. Das Sekretariat der  
Anstalt ist zu jeder Aus-  
kunft in Studienfragen gern  
bereit

## Unterricht kostenlos

in Englisch, Französisch usw.  
Man hat lediglich nötig, dem  
Institut für experimentelle  
Methodenforschung, Mün-  
chen B 99, Bavariaring 10,  
bekanntzugeben (mittels  
Postkarte) die Adresse und  
die Sprache, für die man sich  
interessiert, und der Unter-  
richt, der auf Grund des neu-  
artigen psychoenergetischen  
Verfahrens erteilt wird,  
nimmt seinen Anfang. Irgend-  
welche Kosten, Kauf- oder  
sonstige Verpflichtungen be-  
stehen nicht; die Ueber-  
sendung der Unterrichts-  
mittel erfolgt postfrei.

# Der neue Jahrgang

wird Ihnen helle Freude machen, denn wir haben dafür eine Fülle besonders wertvoller Beiträge erworben. Lassen Sie auch andere an der Freude anregender, vielseitiger Unterhaltung teilhaben: empfehlen Sie den ständigen Bezug der Bergstadt!

**Ein Paul-Keller-Buch  
mit eigenhändigem Namenszug des  
Dichters als Prämie**

bekommen Sie völlig kostenfrei, wenn Sie bereits Bergstadt-Bezieher sind und uns 1 oder 2 neue Leser bringen, die sich zum Bezuge für wenigstens 1 Jahr = 12 Hefte verpflichten.

**Als Werbegaben winken:**

**für einen**

**neu gewonnenen Jahresbezieher**

Sieh dich für / Stille Straßen / Altenroda / Das Kgl. Seminartheater / Dorfjunge / Von Hause ein Päckchen Humor / Die fünf Waldstädte / Die drei Ringe / Grünlein

**für zwei**

**neu gewonnene Jahresbezieher**

Titus und Timotheus und der Esel Bileam / Serien vom Ich / Die vier Einsiedler / Waldwinter / Die Heimat / Die alte Krone / Marie Heinrich / Der Sohn der Hagar / Hubertus / In fremden Spiegeln / Das letzte Märchen / Die Insel der Einsamen / Ulrichshof

Leseproben und Prospekte zur Gewinnung neuer Bezieher unberechnet zu Diensten

**Auf denn zu fröhlichem Werben!**

Bitte benutzen Sie den Bestellschein auf der nächsten Seite

---

**Die Bergstadt / Verlag Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1**

An  
**Die Bergstadt / Verlag Wilh. Gottl. Korn**  
**Breslau 1**

Wir  
Ich bestelle(n) die Bergstadt auf ein Jahr, beginnend mit dem  
Monat .....

Unterschrift: .....

Ort und Straße: .....

Unterschrift: .....

Ort und Straße: .....

Zufendung der Bergstadt entweder  
durch die Buchhandlung: .....  
oder durch Vermittlung des Verlages, falls keine Buchhandlung am Orte

Ich selbst beziehe den laufenden Jahrgang durch:

.....  
und erbitte für vorstehende Beziehergewinnung als Werbegabe:

Ort, Straße und Datum

Unterschrift

(Recht deutliche Schrift erbeten!)

An die nachstehenden Adressen empfehle ich eine Probenummer der Bergstadt  
kostenlos zu senden.

Name und Stand

Wohnort und Straße

.....	.....
.....	.....
.....	.....
.....	.....
.....	.....

Ort und Datum:

Unterschrift

Sie können sich bei der Überfendung auf mich beziehen — nicht beziehen

Unsere Leser finden

# „DIE BERGSTADT“

in den Lesesälen der nachbenannten  
Kur- und Badeorte, Fremdenheime,  
Heilanstalten usw.



## Aachen

Palast-Hotel „Quellenhof“  
Hotel „König von Spanien“

## Agnetenort I. Rsgb.

Hotel „Deutscher Kaiser“

## Ahrweiler (Rheinland)

Kurhaus

## Altheide, Grafsch. Glatz

Haus „Käthe“  
Hotel „Hohenzollern“  
Lesesaal des Kurhauses  
„Tyroler Hof“  
Zimpel R., Weinstube

## Andermatt (Schweiz).

Hotel „St. Gotthard“  
Grand-Hotel „Bellevue“

## St. Andreasberg (Harz)

## Kurhotel Schützenhaus

Neue Bewirtschaftung  
von Ernst Gebhardt

## Arosa (Schweiz)

Hotel „Arosa Kulm“

## Baden-Baden

Kurhaus  
Hotel „Badischer Hof“  
„ „Meißner“  
Friedrichsbad  
Augustabad

## Bad Elster

Staatl. Kurhaus-Hotel  
Hotel zur Post

## Bärenburg i. Erzgebirge

Fremdenhof „Schäfermühle“

## Bayrischzell

Hotel „Deutsches Haus“

## Berchtesgaden

Hotel „Wittelsbad“  
Haus „Geiger“  
Hotel „Vordereck“ zum Türken

## Berthelsdorf,

Kr. Hirschberg i. Schl.  
Sanatorium

## Blankenburg (Harz)

Weißer Adler  
Hotel „Kaiser Wilhelm“

## Bonndorf (Schwarzwald)

Pension „Sonnenhof“

## Braunlage i. H.

Haus „Louisenhöf“  
Haus „Elisabeth Ilse“

## Brieg (Bez. Breslau)

Hotel „Reichskrone“

## Bronsdorf i. Rsgb.

Tannenbaude

## Brückenberg i. Rsgb.

Gasthof auf der Schneekoppe  
Prinz-Heinrich-Baude  
Hotel „Hampelbaude“

## Carlsruhe i. Schlesien

Kurhaus

## Cassel-Wilhelmshöhe

Dr. Coßmann's Sanatorium  
Margaretenhaus

## Charlottenbrunn i. Schl.

Kurhaus

## Cronberg i. Taunus

Hotel „Frankfurter Hof“

## Davos (Schweiz)

Hotel Curhaus Davos-Platz

## Dresden-Loschwitz

Dr. Müllers Sanatorium

## Düsseldorf

Hotel „Wittelsbacher Hof“

## Egern am Tegernsee

Gasthof Max Bachmair

## Ems, Bad

Hotel „Staatl. Kurhaus“  
„Das Römerbad“  
„ „Zum Löwen“

## Engelberg (Zentralschweiz)

Parkhotel „Sonnenberg“

## Ettal b. Oberammergau

Hotel „Ludwig der Bayer“

## Feldberg, (Schwarzwald)

Hotel „Feldbergerhof“

## Flinsberg i. Isergeb., Bad

„Heufuderbaude“  
„Berliner Hof“  
Kurhaus-Hotel u. -Restaurant

## Franzensbad (C. S. R.)

Hotel „Königsvilla“

## Freudenstadt (Württemberg.)

Kurhaus „Rappen“

## Friedrichroda Thür.

Hotel „Kurhaus“

## Garmisch

Palast-Hotel „Sonnenbühl“

## Gernrode (Harz)

Hotel „Brauner Hirsch“

## Glatz

Hotel „Zum Stadtbahnhof“

## Görbersdorf (Schlesien)

Dr. Brehmer's Heilanstalt

Dr. Weicker's Lungenheilanstalten Görbersdorf.  
a) Priv.-Sanat. „Marienhaus“ f. kl. Zahl Lungenkr.-d. bemitt.  
Ständ.; b) Heilst. „Krankenheim“ m. Männ., Frau. u. Kinder-  
abt., c. f. Selbstzahl. Ärtzl. Lt.: Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke

## Hahnenklee (Oberharz)

„Hubertusheim“

## Hain i. Rsgb.

Hotel „Fischer“

**Harzburg, Bad**

Waldpark-Hotel Südekum  
(„Belvedere“)

**Herrenalb i. Schwarzwald**

Villa „Lacher“

**Hirschberg i. Schles.**

„Erlanger Hofbräu“

**Hirschhorn a. N.****Kur-Hotel****„Zum Naturalisten“**

Luftkurort Hirschhorn am Neckar

**Höchenschwand (Südlicher  
Badischer Schwarzwald)**

Hotel und Kurhaus Höchenschwand

**Homburg v. d. Höhe**

Schellers Hotel „Metropole“  
Städtische Kur- u. Badeverwaltung

**Ilmenau (Thür.)**

Hotel „Zum Löwen“

**Jannowitz i. R.**

Kluger's Hotel

**Johannisbad, C. S. R.**

Fuchsbergbaude

**Kipsdorf Erzgeb.**

Berg-Hotel und Pension  
„Schöne Aussicht“  
Hotel und Pension „Halali“  
Fremdenheim „Villa Susanna“

**Kissingen, Bad**

Kurhaus  
Staatl. Kurhaus Hotel  
Continental-Hotel „Englischer Hof“

**Kniebis (Württbg.)**

Kurhaus „Lamm“  
Kurhaus „Alexanderschanze“

**Kreuznach**

Kurhaus und Palasthotel  
Hotel „Quellenhof“

**Krummhübel**

Hotel „Goldener Frieden“  
Hotel „Teichmannbaude“  
Kurhotel

**Kudowa**

Haus Friedrichshof  
Hotel „Lehmann“

**Landeck, Bad**

Hotel „Blauer Hirsch“  
Hotel „Hohenzollern“  
Hotel „Merkur“  
Kurhotel „Schlöffel“  
Restaurant „Waldtempel“

**Langenau (Grafsch. Glatz)**

Kurhaus  
Lesesaal der Kurverwaltung

**Lauenstein (Erzgeb.)**

Kurhaus „Villa Engadin“  
„Schützenhaus“

**Lindenfels (Odenwald)**

Lesesaal der Kurverwaltung  
Pension „Adam Kaizenmeier“  
Pension „St. Josephsheim“

**Lippspringe, Bad (Westfal.)**

Kurhaus „Arminius-Bad“

**Lückendorf bei Oybin**

Berg-Gasthaus

**Lugano (Schweiz)**

Kurhaus „Monte Bre“

**Mayen Luftkurort (Eifel)**

Hotel „Müller“  
Hotel, Pension „Waldfrieden“

**Mayrhofen (Zillertal)**

Haus Eberharter 65

**Meran**

Hotel Pension Berger  
Hotel „Bergschlüssel“  
Hotel „Frau Emma“

**Mittenwald Oberb. Hgb.**

Hotel „Post“  
Hotel, Pension Karwendel  
Hotel „Wetterstein“

**Nauheim, Bad**

Kurhaus  
Hotel „Augusta Viktoria“

**Neenndorf, Bad b. Hannov.**

Hotel „Staatl. Kurhaus“  
Villa Ewe

**Neuenahr, Bad (Rheinland)**

Kurhaus  
Kurhotel

**Neustadt (Schwarzwald)**

Hotel „Adler – Post“

**Oberhof (Thür.)**

Wünschers „Park-Hotel“

**Obernigk, Kr. Trebnitz**

Waldsanatorium

**Obernigk, Kr. Trebnitz**

**SANATORIUM „FRIEDRICHSHÖHE“**  
Haus Waldheim

**Oberstdorf (Allgäu)**

Hotel, Pension „Rubihaus“  
Parkhotel „Luitpold“ Oberstdorf

**Oeynhaus, Bad**

Kurhaus  
Badehotel „Königshof“

**Partenkirchen**

Hotel Haus „Gibson“  
Hotel „Schönblick“

**Richterbaude (Rsgb.)**

1206 m ü. M. · Zentral- und Ofenheizung,  
Unterkunft mit und ohne Pension

**Reichenbach (Eulengeb.)**

Stadtbad-Gaststätte

**Reichenhall, Bad**

Villa „Pension Erica“  
Kurhaus  
Grand-Hotel „Axelmannstein“

**Reinerz, Bad**

Konditorei Fritz Conrad  
 „Deutscher Hof“  
 Gast- u. Logierhaus „Grüner Wald“  
 „Grillenhäusl“  
 Hotel „Schwarzer Bär“  
 Hotel „Schwarzes Roß“  
 Kohlauer Mühle, Erste  
 Lesesaal des Kurhauses  
 Margaretenbaude  
 Park-Hotel  
 Reinerzer Brauhaus

**RiBersee Stat. Garmisch-Partenkirchen**

Hotel und Kurhaus

**Rottach a. Tegernsee**

Pension „Valerie Bad“

**Saalfeld (Thür.)**

Wald-Sanatorium Bad Sommerstein

**Bad Salzbrunn**

Lesesaal des Kurhauses

**Sankt Blasien**

Lesesaal der städt. Kurverwaltung

**Schlerke i. Harz**

Hoppes Hotel u. Pension  
 Hotel „König“

**Schlageten bei St. Blasien**

Pension Felkmann

**Schlangenbad (Taunus)**

Hotel Kurhaus

**Alt-Schmecks (C.-S.-R.)**

Grand-Hotel

**Schreiberhau**

Alte Schlesische Baude  
 Café „Tilly“  
 Deutsches Lehrerheim  
 Haus Gottstein  
 Hotel „Josephinenhütte“  
 Hotel „Lindenhof“  
 Hotel „Mariental“  
 Hotel „Zum Zackenfall“  
 Königs Hotel  
 Kurverwaltung  
 Lukasmühle  
 Neue Schlesische Baude  
 Reifträgerbaude  
 Schneegrubenbaude

**KONDITIONE I. CAFÉ**

WILHELM ZUMPE  
 Ober-Schreiberhau. Tel. 287

**Schruns (Vorarlberg)**

Hotel Taube-Post

**Bad Schwarzbach**

Kur-Hotel (Isergeb.)  
 Fremdenheim und Café  
 „Zum Rübezahl“

**Schwarzburg**

Hotel, Pension Trippstein

**Schwarzenal**

Wintersporthelm Fuchsbergbaude

**Sellin (Rügen)**

Haus Miramare

**Silberberg i. Eulengebirge**

Landheim „Zur grünen Tanne“

**Spindelmühle C. S. R.**

Adolfbaude  
 Wiesenbaude  
 Richterbaude  
 Spindlerbaude

**Starnberg**

Hotel-Restaurant-Café „Seehof“

**Steinselffen i. Rsgb.**

Kaiser-Friedrich-Baude

**Suderode, Bad**

Hotel Graun

**Tabarz (Thür.)**

Kurhotel „Schießhaus“  
 Hotel „Deutscher Hof“

**Tegernsee**

Hotel „Bayrischer Hof“  
 Hotel „Steinmetz“

**Thale (Harz)**

Hotel „Waldkater“

**Titisee (Bad, Schwarzwald)**

Hotel „Titisee“

**Tölz, Bad**

Kurhotel Madlener

**Trachenberg i. Schles.**

Hotel „Deutsches Haus“

**Trebnitz, Bad**

Badeverwaltung

**Trentschin-Tepiltz (Tschechoslowakei)**

Grand-Hotel  
 Kurhaus „Quellenhof“  
 Kurhäuser: Bellevue, Bossányi,  
 Bonniatowsky, Dreierherzen  
 Thermankurhaus „Sina“

**Untergrainau b. Garmisch**

Hotel-Pension Waxenstein

**Bad Warmbrunn**

„Breslauer Hof“  
 Hotel „Preußischer Hof“  
 Lesesaal der Badeverwaltung

**Weißer Hirsch b. Dresden**

Kurhaus und Parkhotel  
 „Weißer Hirsch“  
 Dr. Lahmann's Sanatorium

**Wiesbaden**

Kurhaus  
 Hotel „Schwarzer Bock“  
 „Nassauer Hof“

**Wildbad****(Württb. Schwarzwald)**

Hotel „Concordia“

**Wildeshausen i. O.**

Lesezimmer des Fremdenverkehrs-  
 vereins  
 Stührmanns Hotel

**Wildungen, Bad (Waldeck)**

Fürstliches Badehotel  
 Hotel „Fürstenhof“

**Wirsberg (Fichtelgebirge)**

Nerven-Sanatorium  
 Goldene Adlerhütte

**Wölfelsgrund**

Hotel und Pension Weiß  
 Hotel „Zur Forelle“  
 Sanatorium u. Kurheim Urntiztal  
 „Tyroler Hof“  
 „Zur guten Laune“  
 Schweizerei Gläizer Schneeberg

**Wunsiedel (Fichtelgebirge)**

Fremden-Pension Thoma  
 Schloßgut Fahrenbach

---

---

Neuerscheinung des Bergstadtverlages

**OTTO WILLI GAIL**

# **DIE BLAUE KUGEL**

Mit dem Namen **Otto Willi Gail** ist bisher der Begriff „Weltraumsfahrt“ verbunden.  
In seinen beiden kosmischen Romanen

„Der Schuß ins All“ und „Der Stein vom Mond“ hat er den Fortschritt, die Herrschaft des menschlichen Geistes über Materie, Zeit und Raum verherrlicht. Nun schrieb dieser selbe Otto Willi Gail ein ganz ungewöhnliches Buch, das in die Entwicklung seines Denkens, seines Weiter-Denkens Licht wirft. Es enthält drei eng zusammenhängende eigenartige Geschichten:

- I. „Das Futtertäscherl“, eine Schwalbentragödie als Auftakt und zum Beweise, daß hemmungsloser Fortschritt zur Vernichtung führt.
- II. „Die blaue Kugel“, eine abstrakte Geschichte. Wir leben unter der Herrschaft der „Blauen Kugel“ und leiden durch sie, wir stärken sie, indem wir sie bekämpfen, und verstricken uns immer tiefer darein, denn wir erkennen nicht ihr Wesen. Sowie wir es erkannten, wären wir frei, wie der Held es wurde.
- III. „Die verschwundenen Uhrzeiger“, eine unglaubliche Geschichte. Motto: „Und das war das Schlimmste: allein im Weltall, um die Wahrheit zu wissen und sie nicht verkünden zu können.“ Hier ist die Qual und die Unmöglichkeit gezeigt, den unter der „Blauen Kugel“ unbewußt leidenden Menschen ihren Zustand klarzumachen und durch Lehren ihre Befreiung herbeizuführen.

Daß dennoch der Dichter das Unlehrbare in diese Gleichnisse faßte, entsprang dem Drange, durch das Erlebnis zur Erkenntnis reif zu machen. Wer den tiefen Sinn dieses Büchleins nicht gleich erkennt, wird durch die drei flotten und spannenden Erzählungen mit den Illustrationen von Walter Bayer an sich schon reichlich entschädigt. Viele aber werden „Jünger“ dieser Gedanken werden, das Büchlein mehr als lieb gewinnen und immer wieder, wenn sie die Menschen und ihr Werk betrachten, an die „Blaue Kugel“ denken und — lächeln!

Lesen Sie das Büchlein und schreiben Sie uns Ihre Gedanken dazu, die Sie bedrängen werden.

Das sehr gut ausgestattete Bändchen  
kostet in feinem Leinen RM. 4.50

**Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1**

---

---

Anna Hilaria von Eckhel

# **DIE KÖNIGREICHE DER TRINE HANSEN**

Dieser Schicksalsroman einer Familie und insbesondere der Frauen in ihr, ist wohl Eckhels bestes Werk.

Die Figuren darin sind so bildhaft klar, so wahr erfasst und so lebendig gestaltet, daß sie dem Leser im täglichen Leben immer wieder begegnen, weil er tiefer zu betrachten gelernt hat.

Wir danken der Dichterin, daß sie uns einen Roman geschenkt hat, der uns zu Menschen führt, die wirklich diesen Namen verdienen und deren Denken und Tun uns — die wir soviel Schema- und Massensmenschen um uns sehen — so gut tut und so not.

Jede Frau lese das Buch und verschenke es bei allen Anlässen, denn sie gibt damit mehr als eine kurze Freude, sie gibt das unverlierbare Königreich der Trine Hansen.

Das Buch erscheint rechtzeitig zu Weihnachten und kostet in schönem Leinen gebunden Reichsmark 7.—

---

**Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn · Breslau**

Herausgeber: Paul Keller in Breslau.

Verantwortlicher Schriftleiter: Georg Schmitz in Breslau. Für Deutsch-Osterreich Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Josef Neumair, Wien 1, Hegelgasse 12. Für den musikalischen Teil verantwortlich: Rudolf Sahl in Breslau. Für Anzeigen, Beilagen und geschäftliche Mitteilungen verantwortlich: Arwin Doremann, Breslau 16. Druck der Buchdruckerei Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Einsendungen, die sich auf den Inhalt der „Bergstadt“ beziehen, an die Schriftleitung der „Bergstadt“ in Breslau 1, Schuhbrücke 84, Zuschriften geschäftlicher Art an den Bergstadtverlag, Breslau 1, Schuhbrücke 83. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung.

# Bücher,

die in Prospekten oder Inseraten angekündigt oder im redaktionellen Teil besprochen werden, können Sie

bei Ihrem  
Buchhändler

kaufen. Die nicht vorrätigen wird er schnell beschaffen.



## Afrikanische WEINE der Weißen Väter

Vorzügliche  
Stärkungsweine,  
süß und herb  
unter Aufsicht der  
hochw. Patres  
bereitet.

**C. & H. MÜLLER**  
FLAPE/KIRCHHUNDEN<sup>M/W</sup>  
Verold. Messweinelieferanten.

## Wilh. Gottl. Korn

Breslau 1, Schweißnitzer Straße 47  
Sammel - Nummer: 52611

### Großdruckerei

für umfangreiche Werke,  
Zeitschriften, Wertpapiere  
und Geschäftsdrucksachen  
jeder Art :: Offsetabteilung

### Kupfertiefdruckanstalt

Herstellung von Ansichtskarten, illustr. Zeitungen, Kunstblättern, bildreichen Prospekten und Katalogen

### Klischeeanstalt

Künstl. Entwürfe, Retusch.  
Mehrfarbenätzungen jeder  
Klischeeart in höchster  
Vollendung :: Vernickelung



Haus der Qualitätsarbeit

## Wenn Ihre Kinder in der Schule zurückbleiben,

dann geben Sie nicht gleich Geld für teure Nachhilfestunden aus, sondern kaufen Sie in der nächsten Buchhandlung die in Frage kommenden Bändchen unserer

## Mentor-Repetitorien

Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder nachkommen, sondern fördern bei ihnen auch die Selbstständigkeit und die Freude am Lernen. Die Mentor-Repetitorien befestigen das in der Schule Gelernte und geben den Kindern die größte Sicherheit in der schriftlichen und mündlichen Wiedergabe. —

### Mathemattik.

1. 24. Rechnen 1/II.
- 10.25. Arithm. u. Algebra 1/II.
36. Diophantische Gleichung.
39. Gleich. 3. und 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrech.
55. Vierfeldige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Ketten 1/II.
58. 59. Differential- u. Integralrechnung 1/II.
60. 61. Ergänzungen u. Anwendung. A. Differential- u. Integralrechnung 1/II.
7. 7a. Planimetrie 1/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben 1/II.
38. Planimetrische Teilaufgaben
48. 49. Analyt. Geometrie 1/II.
16. 17. 47. Trigonometrie 1/II.
18. 19. Stereometrie 1/II.

### Geschichte.

15. Geschichtsdaten.
40. Alte orient. Geschichte.
21. Griech. u. röm. Geschichte.
22. Geschichte d. Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
- 23a. Geschichte der Neuzeit II.

### Deutsch.

20. 20a. Literaturgeschichte.
- 20 b. 20 c. Geschichte der Deutschen Literat. unserer Zeit
26. 27. Deutscher Aufsatz 1/II.
34. Deutsche Rechtschreibung
35. Deutsche Grammatik.

### Geographie.

4. Astronom.-mathemat., physikalische, politische u. Wirtschaftsgeograph.

### Fremde Sprachen.

2. 2a. 3. Französisch 1/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antw.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antw.
11. 12. Lateinisch 1/II.
13. 14. Griechisch 1/II.

### Naturkunde.

33. 53. 54. 54a. Physik I/IV.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie 1/II.

Jeder Band 1.80 RM. / Durch jede Buchhandl. zu beziehen.  
**Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg BN.**

Bahnstraße 29/30.

Postfachkonto: Berlin Nr. 115

# Vom Büchertisch

**Roland Betsch: Menschen im Föhn.** Ein Bergroman. (Breslau, Bergstadtverlag Wihl. Gottl. Korn; in Leinen 6 RM.)

Betsch kann schreiben, das steht außer allem Zweifel. Eine so flüssige Feder ist ein Gottesgeschenk. So kommt es, daß man von seinem neuen Roman „Menschen im Föhn“ nicht loskommt, bis man das Schicksal des Ingenieurs der Bergbahn zu Ende erlebt hat. Im Helben des Romans, eingeteilt in seine Liebe zum freien Volk der gewaltigen Bergwelt und in seine Pflicht zur Leitung des ihm im Tiefsten verhassten Bergbahnbaues mit seinen menschenunwürdigen Begleiterscheinungen, spiegelt sich nun der Kampf zwischen Natur und Technik, zwischen dem freien Bergbewohnern und geld- und „fortschritt“lüchtigen Menschen in erschütternder Weise.

Auf dem Umschlag des Buches steht: „Ein grandioßer Bergroman“. Das ist nicht zuviel gesagt, denn neben der treffenden Zeichnung von liebe- und haßperzerten Menschen tritt uns die ganze Wucht des Hochgebirges, seiner Föhnstimmung, seiner Schönheit und Schreden so entgegen, daß dem Leser manchmal das Schwindelgefühl in die Beine steigt und er körperlich das Gelesene mitempfindet. Nur ein Mann, dem die Viertausender Berge vertraut sind, eine Bergsteiger- und Sportnatur und ein Dichter von Gottes Gnaden wie Roland Betsch kann so schildern.

Den Kennern von Betschs Buch „Acht Hütten tage“, diesen glänzend geschriebenen Stilchen und Stimmungsbildern aus den Alpen, sei es gesagt, daß sich Betsch in seinem neuen Roman „Menschen im Föhn“ an Gestaltungskraft übertrifft hat. Es sei noch veratet, daß Betsch den Stoff der Erzählung eines Nordländers entnommen hat, dieser also auf Tatsachen beruhen soll. M.

**Otto Willi Gail: Energiesammler HaDeWe.**

Die Geschichte einer Erfindung. Aus der Sammlung „Bergstadtbücher für junge Menschen“. (Breslau, Bergstadtverlag Wihl. Gottl. Korn; in Halbleinen 3 RM.)

Nun taucht schon das zweite Bändchen der „Bergstadtbücher für junge Menschen“ auf. Es ist allerdings sehr verschieden von dem ersten, den Spurfucher-Geschichten Fritz Müller-Partentkirschs. Verschieden, aber in seiner Art, nämlich der Behandlung der Geschichte einer Erfindung, ebenso spannend und ebenso flüssig geschrieben. Fast jeder hat junge Menschen kennengelernt, die der Erfindermanie zum Opfer gefallen sind, die teils aus Ruhmsucht, teils aus echter technischer Schaffensfreude von großen eigenen Erfindungen träumen und daran „arbeiten“. Für alle diese ist der Gailsche „Energiesammler“ ein „gefundenes Fressen“ und ein guter Wegweiser. Erwachene werden aber dieses Buch auch mit Spannung lesen, denn das haben die „Bergstadtbücher für junge Menschen“ in sich, daß sie die Jungen interessieren und fesseln und die Alten zu unterhalten vermögen. M.

**Franz Herwig: Die letzten Zielinski.** Roman. (Breslau, Bergstadtverlag Wihl. Gottl. Korn; in Leinen 5,50 RM.)

Dieser frühe Roman des heute berühmten Dichters hat mit Recht seine Wiedererstehung aus einer sehr einfachen Ausstattung zu einem festlich gekleideten Buche erlebt, denn sein Inhalt ist nicht nur heute besonders aktuell, sondern zeigt auch schon das volle Können und Gestalten Herwigs.

Die Handlung spielt zu Anfang dieses Jahrhunderts im stark umkämpften deutsch-polnischen Grenzland. Daß dessen teilweise Eroberung durch die Polen kommen mußte, wird verständlich, wenn man den Kampf um die Heimat so erlebt und sieht, wie dies in den „Letzten Zielinski“ vor Augen tritt. Es wäre kleinlich, nun, weil Tausende deutscher Brüder und Schwestern heute die Stelle der damals hart bedrängten polnischen Heldin des Buches einnehmen müssen, diese Dichtung als propolnisch zu bezeichnen, denn hier ist der Kampf der Völker an ihren Grenzen in so allgemeingültigen Einzelpersonen und in der Geschichte wohl aller Zeiten immer wieder auftauchenden Typen dargestellt, daß man bekennen muß: Ja, das ist das Schicksal aller an den Volkergrenzen lebenden Menschen — nämlich Fremdheit gegenüber der eindringenden Kultur, Kampf um die eigene Scholle, Verräter und Schwächlinge bei den Volksgenossen und dennoch — grenzenlose Liebe zum eigenen Volke und seiner Geschichte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft! M.

**Franziska Hager: Die Schulmeisterkinder.** Vom Leben um ein Dorfschulmeisterhaus (München, Köfel u. Pustet; in Leinen 5,— RM.)

Ein wundervolles Buch urchten Humors, voll Seligkeit, Tiefe, Menschenliebe, Menschenglück. Ein Buch, das man nicht ausliest, denn es folgt einem aus mitreißend gewecktem Leben zurück, hinein ins eigene Leben. Köstlich wahr die hereingestellten Menschen: die Kinder, begabte Erben künstlerisch durchgebildeter, hochsinniger Eltern; diese selbst: der Vater ein Schüler Bruckners, die Mutter eine herrliche Sängerin; die jährlichen Sommergäste aus hervorragender Gesellschaft der Geburt, Rangklasse und Künstlerchaft; die kernigen Volkstypen. Das Ganze eine Kulturwiderstrahlung aus heißgeliebter Heimat am Ende des 19. Jahrhunderts. E. M. Hamann.

**Emilie Jadow: Kinder des Staates.** (Hamburg 26, Agentur des Rauhen Hauses; in Leinen 2,— RM.)

Eine erfahrene Vertreterin protestantischer Berufsfürsorge gibt hier in „wissender“ christlicher Bereitschaft zur möglichen Abhilfe großer äußerer und innerer Not in den weiten „asozialen“ Kreisen vierzehn Abspiegelungen ihrer eigenpersönlichen Erlebnisse. Jede Sentimentalität ist ausgeschlossen, dagegen alles echte und dauerwertvolle Mitgefühl zugelassen, das aus „Miteinsicht“ ins Warum und Wodurch der Verschuldung und Nichtverschuldung im Leben einer gequälten, auch vielfach verhärteten Schicht unseres schwergeprüften Volkes hineinleuchtet. „Somniger“ Humor findet sich begreiflich genug nicht, wohl aber ein gelegentlich schalkhaft anglänzender Humor der Situation, der auch in dieser Sonderart befreiend wirken kann. E. M. Hamann.

**Walter Bloem: Held seines Landes.** George Washington im Kampf um die Freiheit Amerikas. (Leipzig, A. F. Koehler; in Leinen 7 RM.)

Unter den großen Männern der Geschichte ist Washington vielleicht der unheroischste, bürgerlichste von allen. Ihm fehlt der Glanz und die Glorie des Helden, und das ist wohl der Grund, warum wir ihn in Europa kaum recht gekannt und seiner Bedeutung nach gewürdigt haben. Andere, die vielleicht kleiner waren als er, überstrahlten ihn. Es ist das Verdienst Walter Bloems, uns die über-

# DREI PUNKTE

1.

empfehlen den GROSSEN BROCKHAUS, Handbuch des Wissens in 20 Bänden zur Anschaffung.

## DER GROSSE BROCKHAUS

ist das größte, unbedingt zuverlässige moderne deutsche Nachschlagewerk mit über 200000 Stichwörtern, etwa 42000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf etwa 2300 bunten und schwarzen Tafel- und Kartenseiten.

2.

## DER GROSSE BROCKHAUS

ist auf das praktische Leben eingestellt, er bringt keine weltfremde Wissenschaft, sondern gibt Auskunft auf alle Fragen, die den Menschen von heute angehen. Er gehört daher in jede Familie, in jedes Büro, in die Hand jedes Gebildeten.

3.

## DER GROSSE BROCKHAUS

ist objektiv und steht über allen Parteien. Strenge Sachlichkeit in allen Fragen der Weltanschauung, Religion und Politik. Er ist daher das Nachschlagewerk jedes Deutschen - innerhalb und außerhalb des Reiches.

Bandweises Erscheinen - günstige Zahlungsbedingungen.

Etwa alle 4 Monate ein Band, daher bequeme Ratenzahlung.

Alte Lexika können in Zahlung gegeben werden. Näheres in den Buchhandlungen und durch die Broschüre «DER GROSSE BROCKHAUS neu von A-Z»



F·A·BROCKHAUS·LEIPZIG

Ich ersuche um kostenlose, portofreie und unverbindliche Zusendung der Broschüre:  
DER GROSSE BROCKHAUS neu von A-Z.

NAME UND STAND  
ORT UND STRASSE

ragende Persönlichkeit dieses Mannes nahegebracht zu haben. In seinem im vorigen Jahre erschienenen Roman „Sohn seines Landes“ hat er die Jugendgeschichte Washingtons gestaltet; in seinem neuen Roman zeichnet er den großen Amerikaner auf der Höhe seines Lebens und seiner Leistung, schlicht, ehrlich, ohne Pathos, wie es allein dem Wesen dieses Mannes entspricht. Neben ihm stehen als Helfer und Vertreter europäischer Kultur, Tradition und Erfahrung Friedrich von Steuben, einst des großen Preußenkönigs Generaladjutant, der ihm sein Bauernheer nach Potsdamer Muster schulte und damit das Werkzeug zum Siege schmiedete, und der jugendliche Lafayette, der ihm Frankreichs moralische und militärische Unterstützung brachte. Ein Stück Weltgeschichte, das ein Dichter gestaltet hat, ohne der Wirklichkeit Zwang anzutun.

Friedrich von Gagern: **Die Straße.** Roman. (Leipzig, L. Staadmann; in Leinen 10 RM.)

Gagern hat schon einmal, in seinem Roman „Ein Volk“, sich als Kenner kroatischer Verhältnisse bewiesen. Diesmal hat er sich als Schauplatz das krainisch-kärntnerische Grenzgebiet gewählt, wo slavisches und deutsches Wesen sich berührt, wobei häufig die Funken stieben. Die Straße, die sich durch die Einsamkeit von Wald und Gebirge frist, wird schicksalbestimmend für die ganze Landschaft. Sie liefert die Triebkraft für das Geschehen, das sich mit elementarer Wucht und unerbittlicher Folgerichtigkeit abrollt. Im Mittelpunkt steht der junge krainische Jäger Kojkutnik, ein Kerl aus einem Guß. Neben ihm eine Fülle von Gestalten, aus dem brodelnden Gemisch südlich-slavischer Volksart herausgegriffen und mit verblüffender Sicherheit gestaltet. Ein Buch, das einen auf der ersten Seite gefangen nimmt und einen nicht mehr losläßt bis zum Schluß — und das will etwas heißen bei bald 600 Seiten!

Grazia Deledda: **Schiffbrüchige im Hafen.** Roman. (Braunschweig, Georg Westermann; in Leinen 4,50 RM.)

In schweren Stürmen leidet das Lebensschiff zweier Menschen, die einander zugetan sind in herzlicher Liebe, Schiffbruch. Der Mann, eines Mordes wegen unschuldig zu langjähriger Kerkerhaft verurteilt, leidet schwerer als unter diesem Unrecht an der Untreue seiner Geliebten, die einem fremden Manne folgt. Aus dem Zuchthaus entlassen, kehrt er auf Umwegen schließlich zu der Geliebten seiner Jugend zurück, die ihm im Herzen auch im Hause des anderen treu geblieben war. So finden die beiden Schiffbrüchigen durch Not und Leid schließlich doch zum rettenden Hafen. Auf das äußere Geschehen kommt es in diesem Buche weniger an als auf die innere Entwicklung. Die Dichterin, die tief in die Seelen der kleinen Leute hineinleuchtet, zeigt sich hier als milde und gütige Richterin menschlicher Schwächen.

Grazia Deledda: **Der Alte und die Jungen.** Roman. (Braunschweig, Georg Westermann; in Leinen 5,50 RM.)

Der Alte: der sardinische Grundbesitzer Ulpiano. Die Jungen: Franziska, Ulpianos Enkelin, und Lukas Doneddu, ein Bauernjunge, der, um der Scholle treu zu bleiben, Eltern und Bücher im Stiche läßt und sich bei dem alten Ulpiano als Schafstnecht verdingt. Die beiden Jungen entbrennen in Liebe zu einander. Vergeltens stemmt der Alte sich dagegen an, der für die Enkelin einen reichen Mann in Aussicht genommen hat. In wundervoller Schlichtheit hat die Dichterin das Erwachen der Liebe zwischen Franziska und Lukas dargestellt, meisterhaft den Kampf des Alten gegen diese Liebe geschildert, der mit seiner Niederlage endet. Aus dem Einmaligen wächst die Geschichte ins Allgemeinmenschliche empor und gewinnt dadurch ihre tiefere Bedeutung.

## So erst haben Sie und andere die rechte Freude an der Bergstadt:

gebunden in die geschmackvollen Bergstadt-Decken, die je 6 Einzelhefte zu einem schmucken Band vereinen.

In Ganzleinen 1,25 RM.

In Halbleder 2,00 RM.

zugügl. 0,30 RM. für 1 bezw. 0,40 RM. für 2 Decken.

Titel und Inhaltsverzeichnis unberechnet.

Erhältlich im Buchhandel und durch

**Die Bergstadt / Verlag**

**Willy. Gottl. Korn**

**Breslau 1**



# Sind Hämorrhoiden "heilbar?"

Sa und nein! Wenn ein Hämorrhoidenkranker dieses wirklich ernste Leiden vernachlässigt, wird es ihm immer größere Qual bereiten. Die anfangs unbedeutenden Knoten am Darm wachsen, sie wandern in den Darm hinein und plaken schließlich auf. Dann besteht die Gefahr, daß Blutgerinnsel in die Blutbahnen kommen und dort zu sehr gefährlichen Verstopfungen führen. Es kommt hinzu, daß die Schmerzen, das Brennen und das Jucken der erkrankten Teile immer unerträglicher werden und den Kranken körperlich und seelisch zugrunde richten. Schließlich bleibt dem verzweifeltsten Patienten nur noch übrig, sich auf dem Wege der Operation unsichere Heilung zu verschaffen.

Muß das sein? In den meisten Fällen: Nein! Denn Hämorrhoiden, rechtzeitig als solche erkannt und sachgemäß behandelt, können mit großer Aussicht auf Erfolg auch ohne Operation beseitigt werden. Neben peinlicher Sauberkeit muß eine geeignete Salbe zur An-

wendung kommen, die die Knoten zur Schrumpfung bringt, die Schmerzen lindert, die Entzündungen beseitigt. Die bewährte Humidon-Salbe verbindet alle diese Eigenschaften in hervorragendem Maße. Schon nach ganz kurzer Anwendung läßt das Jucken und Brennen nach. Damit ist schon viel gewonnen; denn fällt der Stuhlreiz fort, so verringert sich auch die Gefahr weitergetragener Infektion. Nun erst kann der Heilungsprozeß beginnen. Die Humidon-Salbe wird seit Jahren auch in zweifelhaften Fällen gebraucht, und unzählige Kranke bezeugen, daß sie fast Wunderdienste geleistet hat.

Aber die Humidon-Kur ist keine Wunderkur, sondern das Resultat einer wissenschaftlich wohlbedachten Arbeit. In dieser Salbe sind alle Stoffe vereinigt, die diese tödliche Krankheit zu bekämpfen geeignet sind. Die Humidon-Gesellschaft will überzeugen und nicht überreden. Sie erhalten durch die Versand-Apotheke umsonst eine ausreichende Probe Humidon nebst ärztlicher Aufklärungsschrift über Hämorrhoidenleiden. Diesen kostenlosen Versuch ist jeder seiner Gesundheit schuldig. Überzeugen Sie sich am besten selbst und schreiben Sie sofort ehe Sie es vergessen, nach Probe und Broschüre an die Humidon-Gesellschaft, Berlin W. 8, Bloch 483.

Ludwig Huna: **Der Goldschmied von Segovia.** Ein historischer Roman (Leipzig/Zürich, Grethlein u. Co.; in Leinen 9 RM.).

Philippus II. Hof ist der Hintergrund, von dem sich die Gestalten abheben. Der König selbst, neben ihm Don Carlos, nicht idealisiert, wie Schiller ihn gezeichnet hat, sondern böseartig und verkommen, wie die Geschichte ihn kennt. Der blutbefleckte Alba, der ritterliche Egmont. Daneben scharf umrissen, die Phantasiestalten des Dichters: der niederländische Freiheitsheld Montigny, der dämonische Goldschmied von Segovia, der in Haß und Selbstzerfleischung zu furchtbarer Größe emporwächst, und die rührende Gestalt seiner Tochter, die das Opfer ihrer hingebenden Liebe wird. Wirklichkeit und Phantastik sind zu einer lebensvollen und spannenden Romanhandlung verwoben.

Jos. Aug. Lutz: **Franz Liszt.** Himmlische und irdische Liebe. Roman. Mit 15 zeitgemäßen Abbildungen. (Berlin, Rich. Bong; in Leinen 6,50 RM.).

Wie die übrigen lebensgeschichtlichen Romane des Verfassers (Grillparzer, Schubert, Beethoven), so will auch dieser als Lebensdeutung und Sinngebung verstanden sein. Er beginnt dort, wo äußere Biographie aufhört und Inneres geschaut und gestaltet wird, ist also Wahrheit und Dichtung. Im Mittelpunkt steht das menschliche Herz; vom Menschlichen des Genius ergibt sich alles andere, auch seine Kunst. Neben dem inneren Leben spielt gerade in diesem Roman auch der Ablauf des äußeren eine starke Rolle. Von Ruhm umstrahlt und von Frauenliebe umhegt geht Franz Liszt seinen Weg, bis er schließlich in der himmlischen Liebe sich vollendet.

Joseph Delmont: **Arctus Bagabund.** Roman (Leipzig, Fr. Wihl. Grunow; in Leinen 7 RM.).

Die Verlegerreklame nimmt heutzutage vielfach Formen an, wie man sie früher eigentlich nur von Ausrufern der Jahrmärktebuden gewohnt war. Das Schlimmste dabei ist, daß Schriftsteller von Rang würdigen genug sind, dem Verleger das Sprachrohr zu reichen. So kann uns Delmont als „ein Gigant, ein zehnfacher Jules Verne“, als „ein

Dichter von ungeheurer Phantasie“, als „der spannendste Erzähler der Jetztzeit“ angepriesen werden, und jedesmal setzt ein Schriftsteller von Rang seinen Namen unter solche Lobhudelei. Wird hier mit der Wurst nach der Speckseite geworfen? Wie dem auch sei: Delmont, der sich eine Weile lang mit Erfolg beim Film betätigt hat und daher den Geschmack des großen Publikums kennt, setzt ihm hier einen gepfefferten Abenteuerroman vor, dessen „Held“ es vom Landstreicher zum reichsten Mann der Welt (selbstverständlich: zum reichsten der Welt) bringt und dessen Handlung durch vier Erdteile wirbelt. Es gibt viele Leute, denen so etwas Spaß macht, und so wird es dem Buche an Erfolg schwerlich fehlen.

**Der Vechvogel.** Erzählungen von Jos. Schubert (Schweidnitz, Verlag der Berglandgesellschaft).

Wer Sinn hat für einfachen, aber gesunden Humor, der soll sich dies Büchlein kaufen. Ein alter Schulmann plaudert hier behaglich von seinen Erlebnissen; man hört ihm zu wie einem lieben Bekannten und scheidet von ihm mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen. Das Pflänzlein Humor ist selten heute; umso größer ist die Freude, wenn man ihm in einem so prächtigen Exemplar an verborgener Stelle begegnet. Wir werden demnachst eine Probe aus dem Büchlein bringen, das den Lesern einen Begriff von der Art Schuberts vermitteln und sie zu ihm hinführen möge.

**Meistererzählungen aus dem Reiche der Musik.**

Herausgegeben von Karl Stabenow. (Berlin, Bong u. Co.; in Leinen 6,50 RM.).

Eine Sammlung von Erzählungen, in denen Dichter — darunter u. a. E. T. A. Hoffmann, Mörike, Keller, Andersen, Storm, Bilienron, Bartsch, Lagerlöf, Böries von Münchhausen — die Großen aus dem Reich der Töne lebendig werden lassen, das Geheimnis der Musik zu deuten suchen und zu Gestalten und Begebenheiten formen, was dort vieldeutig wogt und klingt. Ein Buch voll Klang und Rhythmus, voll gewaltigem Schicksal und tangender Grazie, das nicht nur den Freunden der Musik, sondern allen Liebhabern guter, feingeschliffener Erzählungskunst willkommen sein wird.

**J. M. Sit: Karen Jeppe.** Im Kampf um ein Volk in Not. Aus dem Dänischen von Pauline Kläiber-Gottschau (Stuttgart, J. F. Steintopf; in Leinen 6 RM.).

Es ist wohl mehr als ein Zufall, daß neben Elsa Brandström, die gütige Helferin unserer Kriegsgefangenen, nun eine zweite nordische Frauengestalt tritt, die unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit all ihre Kräfte auf das eine Ziel gerichtet hat, Blut und Tränen zu stillen, Not und Elend zu lindern. Es ist die Dänin Kare Jeppe, zu deren Dichtgestalt J. M. Sit uns hier führt. Sie hat ihr Leben dem armen, verfolgten armenischen Volke geweiht, für das Mansen — ist das Tatarientum im Norden lebendiger als bei uns? — erst vor einiger Zeit seine Stimme erhoben hat. Am deutschen Kinderheim in Ursa als Lehrerin tätig, hat sie die Verfolgung der Armenier vor dem Kriege, dann das Massensterben während des Krieges erlebt, mit heißem Herzen mit durchlitten. Mutig allen Gefahren trotzend, geliebt es ihr, wenigstens einige der Armen zu retten, ein wenig Hilfe zu bringen. Als das Trauerspiel, das zu den schwersten Sünden unserer Zeit gehört, vorüber ist, beginnt sie in Aleppo die Sammlung der Verstrengten, die Rettung von Frauen und Kindern aus den Fesseln verkaufter Sklaverei, gründet eine armenische Bauernsiedlung und weckt so Hoffnung in den Herzen der Verzweifelten. Das Buch liest sich wie ein Roman und ist doch das Bild wahrhaftigen Erlebens, düster und niederdrückend auf der einen, hell und erhebend auf der anderen Seite.

**Rouquette, Louis-Frédéric: Der Geist über den Gindén.** Pionier im Norden Kanadas. Ins Deutsche übertragen von Stefanie Neumann (Freiburg i. Br., Herder; in Leinen 4 RM.).

Es ist gut, wenn in unserer Zeit, die sich im Erjagen materieller Ziele verzehrt, wie hier einer kommt und uns zeigt, daß es auch heute noch Männer gibt, die sich vollkommen hingeben, um die ärmsten und verlassensten aller Adamsöhne Gott zuzuführen. Dies Buch ist ein erschütternder Bericht von dem stillen Heldentum der Missionare im weißen Norden. Monate-, jahrelang widmen sie sich dem Werke der Entbehrung, sie verbrauchen ihre Kraft im täglichen Kampf gegen Frost, Einsamkeit und Hunger. Aber sie gehen voll Gottvertrauen und Glaubensmut ihren harten Weg, der reich ist an Abenteuern, reicher noch an seelischen Erlebnissen.

**Elias Kræmer: Die Wogen rollen.** Roman. Aus dem Norwegischen von Pauline Kläiber-Gottschau (Stuttgart, J. F. Steintopf; in Leinen 6,50 RM.).

Auch wer nicht weiß, daß Elias Kræmer der Deckname für den norwegischen Großindustriellen Anthon B. Nilsen ist, fühlt hinter diesem Roman die starke, lebenserfahrene Persönlichkeit. Die Wogen rollen — den Wellen des Ozeans gleich kommen und gehen die Menschengeschlechter, erreichen den Höhepunkt und sinken wieder zurück, um einem neuen Platz zu machen. Auf dem bunten, liebevoll ausgemalten Hintergrund einer norwegischen Kleinstadt vollzieht sich das Schicksal des Helge Stöa, der aus kleinen Verhältnissen sich zum großen

Handelsherrn emporarbeitet, darüber aber sein Inneres verkümmern läßt. Seine scheinbar so tadellos stimmende Lebensrechnung hat einen Fehler. Die Woge hat ihren Höhepunkt erreicht: Helge verliert bei einer Fahrt über das Eis sein Leben, sein Unternehmen bricht zusammen. Eine neue Woge rollt heran: Zukunftsgläubig beginnen die Nachfolger mit dem Aufbau. Viel Lebensweisheit steckt in dem Buch und viel herzenswarmer Humor.

**Aus fernem Landen.** Sammlung ill. Erzählungen für die Jugend. Drouven, Ernst: **Manna'os Schwur.** Erzählung aus der Zeit deutscher Verbannung um Samoa. Otto, Joh. Alb.: **Die Flucht aus dem Lamakloster.** Nach einer wahren Begebenheit aus der Mongolei. (Freiburg i. Br., Herder; beide mit Bildern von Lothar Rohrer; in Leinen je 2,80 RM.)

An Abenteuerbüchern ist kein Mangel, aber es fehlen ihnen zumeist die erzieherischen Werte, die doch bei Büchern für die Jugend eine wesentliche Rolle spielen. Hier sind zwei Erzählungen, die beides vereinigen: spannende Handlung und inneren Wert, so daß neben der Phantasie auch die Seele zu ihrem Rechte kommt. „Manna'os Schwur“ erzählt vom leidenschaftlichen Aufbruch eines freisiebenden Volkes gegen die fremde Macht, von wahrer Heldengröße und schändlichem Verrat, während die „Flucht aus dem Lamakloster“ die abenteuerliche Geschichte eines Mongolenknaben wiedergibt, der leichtsinnig die Mission verläßt, in einem Lamakloster untertaucht, von dort schließlich flieht und durch wunderbare Fügung zum wahren Glauben zurückgeleitet wird.

**Alfred Bohnagen: Kilian Krafft.** Roman. (Kochler u. Amelang; in Leinen 5 RM.)

Es ist kein alltäglicher Lebensgang, den Kilian Krafft geht. Sohn eines Buchhalters, beginnt er seinen Weg in den Tonguben einer Porzellanfabrik, um dann dank seiner Tüchtigkeit Stufe für Stufe emporzusteigen bis zum Direktor. Der Leser hat dabei Gelegenheit, tief in die wirtschaftlichen Zusammenhänge von Material und Arbeit, Produktion und Verbrauch hineinzuschauen und die Probleme, die Handel und Industrie beherrschen, kennen zu lernen. Ein Lebensbuch für junge Menschen, berufen, das Verständnis zu wecken für die Freude am eigenen Schaffen und für die Arbeit im Dienste des Volksganzen, und gerade darum ein sehr zeitgemäßes Buch.

**Kürschners Hand-Lexikon für alle Wissensgebiete.** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; in Leinen 3,80 RM.).

Zusammengepreßt auf 900 kleine Seiten wird hier die Summe unserer heutigen Kenntnisse gegeben. Durch straffe Konzentration des Textes, der sich auf das Wesentlichste beschränkt, ist es möglich geworden, auf so knappem Raum eine überraschende Vollständigkeit zu erzielen. Rasch und sicher, kurz und prägnant gibt der „Kürschner“ Antwort auf die Fragen, die die bunte Vielfalt des heutigen Lebens uns täglich stellt.

# Deutsche

trinkt

# Deutsches Bier

# Eine Bezieherin

**schreibt uns:**

*Zu meiner Freude kann ich Ihnen heute wieder die Adresse einer neuen Bezieherin meiner lieben Bergstadt übermitteln. Es ist dies nun bereits die vierte Abonnentin, die ich gewonnen habe, indem ich den betreffenden Damen jeweils die Bergstadt zu lesen gebe. Sie alle haben mir gesagt, daß sie die Bergstadt nicht mehr missen möchten. Der Bergstadt verdanke ich viele schöne Stunden und ich werde ihr gern dafür die Treue halten.*

Wieder ein Beweis, wie leicht und lohnend es ist, für die Bergstadt zu werben!

**Ein Paul-Keller-Buch  
mit eigenhändigem Namenszug des  
Dichters als Prämie**

bekommen Sie völlig kostenfrei, wenn Sie bereits Bergstadt-Bezieher sind und uns 1 oder 2 neue Leser bringen, die sich zum Bezuge für wenigstens 1 Jahr = 12 Hefte verpflichten.

**Als Werbegaben winken:**

**für einen  
neu gewonnenen Jahresbezieher**

Sieh dich für / Stille Straßen / Altenroda / Das kgl. Seminartheater / Dorfjunge / Von Hause ein Päckchen humor / Die fünf Waldstädte / Die drei Ringe / Grünlein

**für zwei  
neu gewonnene Jahresbezieher**

Titus und Timotheus und der Esel Bileam / Serien vom Ich / Die vier Einsiedler / Waldwinter / Die Heimat / Die alte Krone / Marie Heinrich / Der Sohn der Hagar / Hubertus / In fremden Spiegeln / Das letzte Märchen / Die Insel der Einsamen / Ulrichshof

Leseproben und Prospekte zur Gewinnung neuer Bezieher unberechnet zu Diensten

**Auf denn zu fröhlichem Werben!**

Bitte benutzen Sie den Bestellschein auf der nächsten Seite

---

**Die Bergstadt / Verlag Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1**

An  
**Die Bergstadt / Verlag Wilh. Gottl. Korn**  
**Breslau 1**

Wir  
Ich bestelle(n) die Bergstadt auf ein Jahr, beginnend mit dem  
Monat .....

Unterschrift: .....

Ort und Straße: .....

Unterschrift: .....

Ort und Straße: .....

Zufendung der Bergstadt entweder  
durch die Buchhandlung: .....  
oder durch Vermittlung des Verlages, falls keine Buchhandlung am Orte

Ich selbst beziehe den laufenden Jahrgang durch:

.....  
und erbitte für vorstehende Beziehungsgewinnung als Werbegabe:

Ort, Straße und Datum

Unterschrift

(Recht deutliche Schrift erbeten!)

An die nachstehenden Adressen empfehle ich eine Probenummer der Bergstadt  
kostenlos zu senden.

Name und Stand

Wohnort und Straße

.....	.....
.....	.....
.....	.....
.....	.....
.....	.....
.....	.....

Ort und Datum:

Unterschrift

Sie können sich bei der Übersendung auf mich beziehen — nicht beziehen

**Aus der Kinderstube der Tiere.** Text und Auswahl der Bildtafeln von Dr. Adolf Heilborn (Berlin-Charlottenburg, Brehm-Verlag; in Leinen geb. 15 RM.).

Unsere Zeit steht im Zeichen der photographischen „Naturkunden“, hat Freude an der Wiedergabe des Lebens und Treibens unserer „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ durch die Kamera. In der vom Brehm-Verlag geplanten Buchreihe „Das Tier im Bild“ soll das Beste, was die Tierphotographen der Welt geschaffen haben, zu einer Schau vereinigt werden, die dem ästhetischen Behagen an der eigentümlichen Schönheit der Tiere ebenso dient wie der Kenntnis ihres intimen Lebens. Der erste Band führt uns in die Kinderstube der Tiere. Auf weit über 100 großen Tafeln, Weiterwerken der Reproduktionstechnik, werden uns hier die Tiereltern in ihrer Fürsorge um ihre Jungen gezeigt. Wir blicken in die geheimnisvollen Tiefen des Lebens und sehen, wie die Natur auf tausend Wegen ihren Zweck, die Fortpflanzung der Art, erreicht.

Es sind zumeist Bilder von großem Reiz, und mehr als einmal sieht man bewegten Herzens, wie die Sorge um die Nachkommenschaft beim Tiere Regungen auslöst, die menschliches Gepräge haben. In der Einleitung gibt Heilborn eine überaus anschauliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Eltern und Nachkommenschaft im Tierreich. Es sind Geschichten von Tieren, die zur Naturgeschichte zusammengefaßt und zur Naturwissenschaft erhoben sind. Alles in allem ein wundervolles Buch, das auf die folgenden Bände der Reihe gespannt macht.

**E. D. Hoppé: Romantik der Kleinstadt.** Eine Entdeckungsfahrt durch das alte Deutschland. (München, F. Bruckmann N.-G.; in Leinen 20 RM.)

Der Engländer E. D. Hoppé ist ein Photograph von Weltruf. Wir kannten ihn bisher vor allem als Deuter der Schönheit der modernen Stadt, der Industrie und des Verkehrs. Nun zeigt er sich auf einmal als ein begeisterter Lobredner des Alten. Er hat eine photographische Entdeckungsfahrt durch das alte Deutschland unternommen, deren Ausbeute in diesem Werke vorliegt. Es sind 176 große, in Tiefdruck wunderbar wiedergegebene Bilder, in ihrer Gesamtheit ein so begeistertes Loblied auf die Schönheit der alten deutschen Städte, wie wir es bisher noch nicht gehört haben. Hoppé hat den Zauber dieser kleinen Städte mit Hilfe der photographischen Kamera eingefangen. Von Tutin bis Landsberg am Lech, von Weilstein an der Mosel bis Templin in der Mark spannt sich der Bogen über eine Fülle stiller Schönheit und heimlichen Entzückens. Vieles, das wir schon kannten, ist unter neuen Gesichtspunkten gesehen, noch mehr aber tritt uns hier zum ersten Male entgegen und offenbart seine bisher übersehenen Reize. Beglückt erkennt man den Reichtum unseres Vaterlandes an stiller Schönheit und herzlichster Poesie und freut sich dieses köstlichen Buches, das durch seine Bilder mehr von deutscher Kultur und deutschem Wesen vermittelt, als umfangreiche Abhandlungen es vermögen.

**Hans Thoma: Aus achtzig Jahren.** Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebuchblättern gestaltet von Joh. A. Beringer (Leipzig, Koehler u. Amelang; in Leinen 10 RM.)

Wir blicken heute gerne ein wenig spöttisch auf die Schreibseligkeit unserer Eltern und Großeltern, denen das Schreiben von Briefen und das Führen von Tagebüchern eine Lust war, der sie mit uns unverständlicher Leidenschaft fröhnten. Und dann kommt einem eines Tages ein Buch in die Hand wie das vorliegende, und man sieht mit Küh-



## Kur- und Erholungsheim

### Villa Ohlinger — Bad Mergentheim

Herbst- und Winterkuren für Magen-, Darm-, Leber-, Gallen-, Fett- und Zuckerkrankte

Angenehmes Fremdenheim für Erholungsbedürftige. Trink-, Bade- und Diätkuren

Freie, sonnige Lage in unmittelbarer Nähe des Bades und der großen Parkanlagen

## Graue Haare nicht färben

sondern melnen **berühmten natürlichen Haarfarbe-Wiederhersteller „ENTRUPAL“** — geschützt — benutzen. Wirksam und unschädlich. Originalflasche RM. 4,50 und Porto. **Zahlreiche Anerkennungen.** Näh. i. kostenlosen Prospekt **Karl Fritsch, Berlin SW 48/20, Besselstr. 5**

## HINDENBURG-POLYTECHNIKUM OLDENBURG I. O.



### Städtische Ingenieur-Akademie

Architektur Elektrotechnik Maschinenbau Bauingenieurwesen, Betriebswissenschaften

Semesterbeginn: April und Oktober

Drucksachen Nr. B. 51 durch d. Sekretariat kostenlos.

## Trichter bis Orbitium

Erfolgsreife, zeitgemäße Vorbereitung

Pädagogium Dr. Sünke

Lehrplan, Oberstufeplan. 80-jährige Erfahrung

## Bewerbs-Hochschule Köthen (Anh.)

### Studienabteilungen:

1. Maschinenbau
2. Bauingenieurwesen mit den Fachrichtungen: Eisenbau, Eisenbetonbau, Verkehrswege u. Tiefbau
3. Elektrotechnik mit den Fachrichtungen: Allg. Elektrotechnik, Fernmelde- u. Hochfrequenztechnik
4. Technische Chemie mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik
5. Technologie mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Silikatechnik, (Keramik, Zementtechnik, Glastechnik, Eisenemalliertechnik) u. Papiertechnik

### Aufnahmebedingungen:

Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, emer. deutsch. Oberschule

Dauer des Studiums: 7 Semester

Beginn des { Sommer-Semesters Mitte April,  
Winter-Semesters Mitte Oktober.

Vorlesungsverzeichnis kostenlos.



Ein rassistiger  
**Bubikopf**  
bedarf guter Pflege  
Nackenhaare beseitigt  
schnell sicher, schmerzlos  
**Rino-Depilatorium**  
Frei von schädlichen Bestandteilen!  
Zu haben in Apotheken, Urologien, Parfümerien  
Dr. Wilhelm Fritzsche, Weinböhla-Dresden

## Eingehender Beachtung

empfehlen wir die dem vorliegenden Heft angegliederten Buchprospekte der Verleger:

- Eugen Diederichs, Jena
- Helios-Verlag, Münster i. W.
- Herber & Co., Freiburg i. B.
- Sunfermann'sche Buchhandlung, Paderborn
- Rösel & Pustet, München

Für Bekanntgabe der Anschriften solcher Persönlichkeiten, die für die Bergstadt Interesse haben dürften, ist der Verlag stets dankbar



**Weißer Zähne  
reiner Atem**  
durch Dr. Zucker's

## BIOX-ULTRA SAUERSTOFF ZAHNPASTA

deren biologische Wirkung wissenschaftlich anerkannt ist, wird von vielen Zahnärzten als bestes Zahnpflegemittel bezeichnet ● BIOX-ULTRA verhindert Zahnsteinansatz, Lockerwerden der Zähne, spritzt nicht und ist hoch konzentriert, daher sparsamer ● Eine Tube reicht drei mal solange. ●

Hat der Vater,  
hat der Sohn  
einen Kater  
hilft Helon



**Helon**  
auch gegen

**KOPFSCHMERZEN RHEUMA  
ZAHNSCHMERZ ERKÄLTUNG**

Bestandteile: Thionac. Phenyl. zu haben  
dimethylp. Acetylal. Colf. RM.1.00 in allen Apotheken

ring, wie diese Leidenschaft uns Nachlebenden wieder einmal etwas ganz Köstliches geschenkt hat. Hans Thomas Briefe und Tagebuchblätter! Eine Auswahl nur, und doch weit über 300-wohlfüllte Seiten. Wie als Künstler, so war Thoma auch als Brief- und Tagebuchschreiber ein Mensch von erstaunlichem Fleiß. Aus diesen Selbstzeugnissen rundet sich das plastischste Lebensbild, das man sich wünschen kann. In schlichten Briefen, aus denen die Heimatverbundenheit des Bernauer Bauernsohnes mit warmem Schein hervorleuchtet, beginnt dies Leben, in den reifen Äußerungen des Mannes, der allzeit der reine, gütige Mensch bleibt, erreicht es seinen Höhepunkt. Unerschütterliche Treue zur Lebensaufgabe, nie wankendes Gottvertrauen, tiefes menschliches Empfinden sprechen aus den Briefen dieses echt deutschen Mannes, der in der Vorbildlichkeit seiner Lebensführung in dem vorliegenden Buche so lebendig wird wie noch niemals vorher. S.

**Kunstzeitschriften.** In der „Bergstadt“, die sich zu möglichster Vielseitigkeit verpflichtet fühlt, kann die Kunst nur einer von zahlreichen Pflanzlingen sein, die alle mit gleicher Liebe betreut sein wollen. Wer sich für die bildende Kunst und alles, was mit ihr zusammenhängt, besonders lebhaft interessiert, wird daher neben der Bergstadt sich gerne noch mit einer ausgesprochenen Kunstzeitschrift beschäftigen, und unsere Leser fragen uns denn auch öfteren, was wir Ihnen da empfehlen können. Nun, wir haben in Deutschland keinen Mangel an guten Kunstzeitschriften. Da ist z. B. „Die Kunst“ (Verlag F. Bruckmann, München), ebenso reich im Inhalt wie vortrefflich im Druck. Sie bietet nicht nur das Wesentliche und Wertvolle aus dem zeitgenössischen Kunstschaffen, sondern bringt auch charakteristische Schöpfungen des Kunstgewerbes, der Handarbeit, der Gartenkultur usw. Die Zeitschrift ist mit ihrem Bilderschatz ein Spiegel des künstlerischen Geschehens unserer Zeit. Das Eröffnungsheft des neuen Jahrgangs ist soeben erschienen und bietet mit seinen neunzig großen und schönen Abbildungen von Gemälden, Plastiken, Wohnräumen, Möbeln und künstlerischen Handarbeiten eine Freude für das Auge. Als jüngstes Kind der vom Verlage Bruckmann herausgegebenen Zeitschriften hat soeben „Das schöne Heim“ seinen Lebensweg angetreten. Die neue Zeitschrift will Berater in der Kultur des schönen Heims sein. Sie zeigt in guten Bildern charakteristische Schöpfungen der Wohnungskunst. Ganz besonders finden die Wohnansprüche des Mittelstandes Berücksichtigung, und neben künstlerischen werden auch praktische Fragen der Wohnungsgestaltung behandelt. — Weiter und höher gehen die Ziele, die sich die andere große der Wohnungskunst gewidmete Zeitschrift gesteckt hat: die „Innendekoration“ des Verlages Alexander Koch in Darmstadt, die soeben ihren 11. Jahrgang begonnen hat. Es sind musterergütlich ausgestattete, vornehme Hefte, in denen das weite Gebiet der Wohnungskunst behandelt wird. Das Eigenhaus findet dabei besondere Berücksichtigung, nicht nur weil in ihm die Idee des Wohnens zur höchsten Erfüllung kommt, sondern auch, weil von ihm fruchtbare Anregungen für die ganze Breite unseres Wohnwesens ausgehen. Ebenso prächtig ausgestattet ist die im gleichen Verlag erscheinende Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“, eine umfassende Übersicht über das künstlerische Schaffen nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas in Malerei und Plastik, Architektur und Wohnungskunst. An die kunstsinigende Frau wenden sich die gleichfalls bei Koch erscheinenden Blätter „Stickerien und Spitzen“, in denen die neuzeitlichen Nadelkünste ihre Pflege finden. Auch dies eine vornehme, reich und gut illustrierte Zeitschrift, die hoch über den üblichen Handarbeitsblättern steht und Pionierarbeit für die Wiebergeburt der künstlerischen Handarbeit leistet.

# Rätsellecke

## Magisches Quadrat



Die Buchstaben a, a, a, a, a, e, e, e, e, e, e, g, g, l, m, m, r, f, f, f, t, t, v sind so in das nebenstehende Quadrat einzusetzen, daß sich fünf wagerecht wie senkrecht gleichlautende Wörter ergeben, welche bedeuten: 1. Ölfrucht, 2. Stockwerk, 3. Gemüse,

4. tropische Blattpflanze, 5. Maßeinheit.

## Frauenlogik

Ottilie weinte und eins, sie wäre ganz eins-zwei — aber ganz! auf Ehre! Sie eins und eins — ihm wird ganz flau im Magen. „Das nennst du eins-zwei, Frau?“  
Dr. M.

## Die Walzbrüder

„Was für ein Landsmann?“ frug der ältliche Kumpen

Den jungen, kaum, daß sie sich richtig sah'n. Der schaute listig ein par Bögel'n nach, Bedächt'ger Sohn bedächt'gen Stamms, und sprach: „Schneid' jenen dort das kleine Herz heraus, Dann weist du gleich, wo ich zu Haus.“  
Dr. M.

## Erfahrträfel

Rübe, Fell, Dorf, Orkan, Loge, Karl, Elbe, Kugel, Zahn.

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines bestimmten Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben nennen, aneinandergereiht, einen deutschen Dichter.

## Lösungen der Rätsel aus Heft 1

### Zillträfel

1. Santiago, 2. Palmist, 3. Casanova, 4. Verfante, 5. Meerfand, 6. Parmesan, 7. Mona Lisa.

### Pyramidenräfel

a  
i n n  
r e g e r  
a r g o l i ä  
l e i e r m a n n  
f e n e g a m b i e n

### Panne

Bergaser — Verfager.

### Silberträfel

1. Pjeschkow, 2. Arena, 3. Uriel, 4. Laaland, 5. Krakow, 6. Eboli, 7. Leuthen, 8. Langelot, 9. Ebene 10. Reuter. — Paul Keller — Waldwinter.

# Neue Bücher

ENRICA VON HANDEL-MAZZETTI

## Frau Maria

Ein Roman aus der Zeit August des Starken.

1. Teil: Das Spiel von den zehn Jungfrauen  
570 Seiten. In Leinen RM. 10.—

Schauplatz dieses groß angelegten Romans ist das uralte Reichsstift Quedlinburg. Hier vollzieht sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter der Regierung der Äbtissin Maria Elisabeth und ihrer Propstin, der berühmten Maria Aurora, Gräfin von Königsmark, das Schicksal der jungen Maria von Bronnen, der Heldin des Romans. Mit überwältigender Fülle ranken sich um diese drei Frauengestalten ständig neue Bilder aus Kultur und Leben; ein jeder Abschnitt des an Handlung wie an Charakterschilderung gleichreichen Werkes wird zur neuen, oft miniaturhaft getreuen Schilderung aus der Zeit des Barocks

JULIANA VON STOCKHAUSEN

## Greif

Die Geschichte eines deutschen Geschlechtes

1. Buch: Der Reiter

6.-11. Tausend. 310 Seiten. In Lein. Mk. 8.50

2. Buch: Das wahre Deutschland

1.-11. Tausend. 448 Seiten. In Lein. Mk. 11.—

„Juliana von Stockhausen verherrlicht in ihrem Werk die mütterliche Mission der Frau. Sie gibt aber noch vielmehr. Ihre Schilderungen der Heimat atmen den Erdgeruch der Scholle, und sind zugleich vom Seelenhaften, das in alten Mauern und Urkunden lebt, erfüllt. Das Leitmotiv dieser breit angelegten Symphonie heißt „Deutschland“. In Trauer, Sehnsucht und Jubel kehrt es immer wieder und spiegelt neben der äußeren Entwicklung auch das geistige Werden des deutschen Gedankens  
(Else Frobenius  
in „Deutsche Allgemeine Zeitung“, Berlin)

JEANNE GALZY

## Therese von Avila

Der Lebensroman einer Heiligen.

Aus dem

Französischen übertragen von Helene Adolf  
336 Seiten. In Leinen Mk. 7.—

„Das Buch ist keine Historie und keine Biographie im landläufigen Sinn, es ist eine dichterische Nachgestaltung der seelischen Entfaltung der heiligen Therese, durchweg vom lebendigen Atem der Leidenschaft des Mitgefühls einer innerlich verwandten Natur, die Ähnliches durchkämpft und durchlitten hat, getragen.“ Schönerer Zukunft, Wien

DOLORES VIESÈR

## Das Singerlein

Die Liebesgeschichte einer jungen Seele

17.-22. Tausend. 347 Seiten. In Lein. Mk. 8.50

Eines der letzten Urteile: „Diese unsagbar duftige, taufrische, erquickendsten Erdgeruch ausströmende Liebesgeschichte einer jungen Seele läßt eine beglückt aufhorchende Generation wieder erleben und erfahren, was wahre Dichtkunst ist. Das ist das Geheimnis dieses Erfolges. (Reichspost, Wien)

Verlag J. Kösel & Fr. Pustet  
München

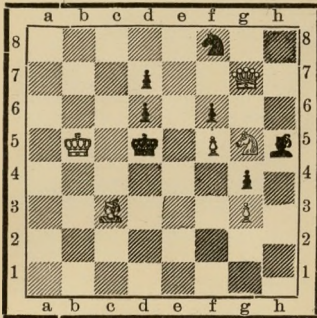
# Schach

Bearbeitet von D. Ackermann

## Aufgabe Nr. 737

Erstabbdruck

Max Ditschler, Offenburg



Matt in zwei Zügen

## Aufgabe Nr. 738

K. v. L. Kubbel

Weiß: Kf8, Da7, Lb8, d7, Sa3,  
Ba2, a4, c6, d2, f7;

Schwarz: Kd5, Th3, Lf1, h4,  
Sgl, Ba6, c3, e3, e4, g5.

Matt in drei Zügen

## Lösungen

Nr. 725 von Dr. C. Hartlaub: 1. Da1—a8 L; h8, 2. Kg5; 1.... e5, 2. Db8; 1.... Sbel, 2. Dd5 †; 1.... bel, 2. Dh8.

Nr. 726 von H. Wollemer: 1. Ll5—d6, Kd4, 2. Lc6; 1.... e5, 2. Lc4 †.

Nr. 727 von Dr. C. Hartlaub: 1. La2—b3a; b3, 2. Dc8; 1.... e2, 2. D: e2; 1.... b5, 2. La4 1.... bel, 2. Ld1.

Nr. 728 von D. Nagy: 1. Sa6—c7.

## Liste der

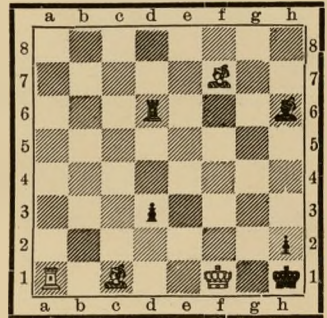
### Schachaufgabenlser

A. Stenger in Essen, A. Loessin in Milwaukee, H. Schulz in Bonn, F. Schneider in Mannheim, F. Schein in Breslau, F. Fröhlich in Leipzig, B. Licinus in Hamburg 725-28.

## Aufgabe Nr. 739

Erstabbdruck

H. Wollemer, Mainz



Matt in zwei Zügen

## Aufgabe Nr. 740

S. Boros

Weiß: Kd4, Tc7, d1, La4, h4,  
Sa7, e8;

Schwarz: Kd8, Tg5, Ld2, Bc3,  
f5, f7, g7, h6.

Matt in drei Zügen

## Schachliteratur

**Deutsches Schachliederbuch**, eine Sammlung von Tafelliedern für festliche und fröhliche Zusammenkünfte der Schachvereine und Schachverbnde von Richard Steinweg. Kl. 8. 142 S. brosch. 2 RM. Verlag Hans Hedewigs Nachf. Leipzig, Berthesstr. 10.

Der Herausgeber hat mit großem Fleiße aus acht Jahrzehnten periodischer und gelegentlicher Schachliteratur herausgesucht, gesichtet und zusammengetragen, was in Liedern und Gedichten Spahaftes und Ernstes über das Schach gesagt worden ist. Die meisten Arbeiten sind entstanden zur Verschönerung des geselligen Teiles bei Schachjubilen und Kongressen. Es findet sich in dem Bchlein aber auch vieles, was über den Rang solcher Gelegenheitspoesie (sagbar nach bekannter Melodie) hinausragt. Der Herausgeber hat sorgfältig das Entstehungsdatum jedes Beitrages vermerkt, so daß das Werkchen eine recht dankenswerte Übersicht über einen langen Zeitraum Schachpoesie vermittelt.

„101“ **Probleme de Sah**, mit einem Vorwort von W. Fauly. Herausgegeben von Aurel Vernovici, N. 8, 56 S. Preis etwa 1 RM.

Die kleine Schrift enthält eine Sammlung von 101 Zweizgern, die seit dem Jahre 1923 in Turnieren mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden sind und deren Lösungen. Erläuterungen sind nicht vorhanden; es handelt sich also lediglich um eine Kompilation.

**Unsere Aufgaben.** Die beiden im Stellungsbild wiedergegebenen Zweizüger sind leicht; sie entstammen unserm Leserkreise, und unsere Löser sollten an sie nicht den strengen Maßstab wie an preisgekrönte Turnierstcke legen. Wer über ungenügende problematische Schwierigkeit klagen zu müssen glaubt, wird sie in den beiden Dreizgern finden, die im letzten Jahreswettbewerb der Ungarischen „Schachwelt“ an die Spitze gelangten.  
D. A.